

Verlag Regensburg



Wilhelm Ribhegge

Geschichte der Universität Münster

Europa in Westfalen

WILHELM RIBHEGGE

Geschichte der Universität Münster

Europa in Westfalen

VERLAG REGENSBERG · MÜNSTER

Der Autor, geboren 1940, ist seit 1983 Professor für Neuere und Zeitgeschichte an der Universität Münster. Er promovierte mit einer Biographie über „August Winnig 1878–1956. Eine historische Persönlichkeitsanalyse“ (Bonn-Bad Godesberg 1973) und habilitierte sich 1982 mit einer Untersuchung über „Frieden für Europa. Die Politik der deutschen Reichstagsmehrheit 1917/18“. Zu seinen Veröffentlichungen zählen eine Monographie über „Die Systemfunktion der Gemeinden. Zur deutschen Kommunalgeschichte seit 1918“ (1973) sowie Beiträge zu folgenden Themen: „Thomas More: Utopia (1516). Geschichte als Gespräch“ (1983), „Die Anfänge der kommunalen Demokratie in Düsseldorf. Die Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung im Nachkriegsjahr 1919“ (1985) und „Schwerindustrie, Gewerkschaften und Politik an der Ruhr im 19. und 20. Jahrhundert“ (1985).

Der Einband verwendet das Porträt des römischen Dichters Vergil, das der Münsteraner Maler Ludger tom Ring d. Ä. (1496–1547) für eine Folge von 15 Bildnissen antiker Propheten und Sibyllen schuf, die im 16. Jahrhundert an den Schranken des Chors im Dom zu Münster angebracht waren. Der Hintergrund wurde als westfälisches Interieur gestaltet: ein historisch-bildnerischer Beitrag zu „Europa in Westfalen“. Das Porträt befindet sich heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte.

Der Druck wurde durch den Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW und den Landschaftsverband Westfalen-Lippe gefördert.

ISBN: 3-7923-0529-1

© 1985 by Verlag Regensberg Münster
gegr. 1591

Gesamtherstellung: Regensberg, Münster
Umschlaggestaltung: Annette Watermann-Krass, Sendenhorst

Inhalt

Bildungsgeschichte Westfalens 1474–1780	11
Katholische Aufklärung, Franz von Fürstenberg und der „Kreis von Münster“ 1780–1802	50
Auflösung des Fürstbistums, Streit, Preußen 1802–1840	75
Naturwissenschaft, Fortschritt, Säkularisierung 1840–1880	100
Bürgertum, Nation, Wohlstand 1880–1914	118
Die Entstehung der modernen Universität 1914–1933	144
Unter dem Nationalsozialismus 1933–1945	184
Seit 1945	210
Namenverzeichnis	247

Vorwort

Es ist ohne Zweifel anregend und verdienstvoll, eine Geschichte der größten und zweitältesten Universität in Nordrhein-Westfalen als Monographie vorzulegen. Universitäten scheinen heute leicht im Windschatten allgemeiner Politik zu stehen. Nicht nur aus diesem Grunde ist es sinnvoll, sich der historischen Dimension solcher Einrichtungen bewußt zu werden. Sie hilft gerade bei der Beobachtung heute, das aktuelle Tagesgeschäft einzuordnen und Gelassenheit angesichts schneller Veränderungen zu wahren, aber auch Anregungen zu finden.

Die alte „universitas“-Vorstellung früherer Jahrhunderte kann bei den modernen Universitäten nicht mehr aufrecht erhalten werden: Die Einheit von Leben, Forschen und Lehren, die gemeinsame Rechtsstellung von Lehrenden und Lernenden, die Vorstellung vom universal gebildeten Menschen, die Vorstellung, daß Fächergrenzen nicht wichtig sind, all dies ist heute genauso wenig möglich, wie es noch den in der Vorstellung der Renaissance fest verwurzelten Polyhistor gibt.

Die Universität als Ort der Sammlung tradierten Wissens und tradierter Erkenntnisse hatte lange das Image der Realitätsferne, sie erschien als abgeschirmter Raum, der mit der Drangsal des Alltags nichts zu tun hatte. Dagegen steht heute eine Universität, die sich zunehmend beruflich ausgerichtet hat, ohne dabei ihren Anspruch auf Vermittlung allgemeiner Bildung aufzugeben. Letzteres scheint mir gerade heute besonders wichtig zu sein, da auch ein abgeschlossenes Studium keine Gewähr mehr bietet für eine ganz bestimmte berufliche Karriere. Angesichts dieser Unsicherheiten rücken allgemeine Bildungsziele wieder in den Vordergrund.

Die gesellschaftliche Basis der Universitäten heute hat sich in den letzten 20 Jahren rapide verändert. Dies ist nicht nur abhängig von

der Quantität, den sprunghaft gestiegenen Zahlen der Studierenden. Auch die Basis der Universität selbst wurde demokratisiert. Innerhalb der Universitäten haben Gruppenunterschiede an Bedeutung gewonnen. Die Gruppen haben oft divergierende Interessen, aus denen Konflikte resultieren, die – möglichst von den Beteiligten selbst – zu regeln sind. Auch die Rechtsstellung der Universitäten ist verändert. Interdisziplinäres Arbeiten wird gerade wegen der starken Fächergrenzen innerhalb der Fakultäten und Fachbereiche für erforderlich gehalten.

Ich meine, daß wir aus den traditionellen Universtätsvorstellungen vergangener Jahrhunderte auch weiterhin eine Menge lernen können, ohne daß wir auf die Errungenschaften der 60er und 70er Jahre verzichten müssen. Die Geschichte einer Universität mag uns dazu helfen, hier Anregungen zu finden.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'H. Schwier', with a stylized, sweeping initial 'H'.

Hans Schwier
Kultusminister des Landes
Nordrhein-Westfalen

Vorbemerkung

Man sollte von diesem Buch weder zu viel noch zu wenig erwarten. Einen großen Teil dessen, was sich über die Geschichte der Universität Münster zusammentragen ließe, wird man hier nicht finden. Aber diese Universitätsgeschichte wird vielleicht eher ansprechen als vorhandene farblos-neutrale Chronologien und gequälte Festschriften.

Das Buch ist für den nachdenklichen Leser geschrieben, der nicht nur in den Tag hinein studiert, lehrt und forscht, sondern sich über den Horizont des Augenblicks hinaus seiner Geschichte und Geschichtlichkeit vergewissern möchte, die glücklicherweise nie abstrakt, sondern immer konkret ist: voller Ereignisse, Probleme, Personen wie Strukturen, Leistungen, Wahrheiten und Irrtümer, Annehmlichkeiten und gelegentlich auch Peinlichkeiten, kurzatmig und langatmig zugleich.

Man mag also das Buch zur Hand nehmen, wie es Montaigne empfahl, als er in seinem Essai „Über die Bücher“ – vor 400 Jahren – bemerkte: *«Je ne cherche aux livres qu'à m'y donner du plaisir par un honnête amusement; ou si j'étudie, je n'y cherche que la science qui traite de la connaissance de moi-même, et qui m'instruise à bien mourir et à bien vivre: „Has meus ad metas sudet oportet equus.“* – „Für dieses Ziel soll mein Pferd schwitzen.“»

Bildungsgeschichte Westfalens

1474–1780

Als der 49jährige Kartäusermönch Werner Rolevinck in Köln 1474 das „Gesetz des Schweigens“ – wie er es nannte – brach¹ und zum erstenmal die Geschichte der Region niederschrieb, konstatierte er über das westfälische Bildungswesen des 15. Jahrhunderts: „Sprechen wir von den wissenschaftlichen Studien und fragen uns, ob unser Westfalen auch seine Söhne studieren läßt. Es hat zwar zur Zeit keine Universität, doch ich wage nicht zu sagen, daß es in der ganzen christlichen Welt [d.h.: Europa] auch nur eine einzige Universität gebe, wo keine Westfalen wären. Es gibt auch zweifellos keine Fakultät ohne Westfalen“.²

Rolevinck sagte das mit einem bedauernden Unterton. Denn wer sich durch Studium weiterbilden oder eine berufliche Karriere machen wollte, mußte damals Westfalen verlassen, wie Rolevinck (1425–1502) selbst, der als Sohn eines wohlhabenden Bauern aus Laer bei Horstmar in seiner Jugend an der Universität Köln Jura studiert hatte, dann in das dortige Kartäuserkloster eingetreten und als Prediger und Seelsorger tätig war. Er nutzte die neue Technik des Buchdrucks, um eine Reihe von religiösen, historischen und politisch-soziologischen Studien zu publizieren, wie eben auch die „de laude antiquae Saxoniae nunc Westphaliae dictae“, die erste Geschichte, Soziologie und, das muß man hinzufügen: Nostalgie Westfalens, denn Rolevinck blickte nach über dreißigjähriger Abwesenheit von seiner Heimat – „exul“ – etwas wehmütig von Köln nach dem – fernen – Westfalen, dem Land seiner Kindheit und Jugend zurück.

Was studierten die Westfalen damals in Erfurt, Köln, Heidelberg, Prag oder auch in Paris, Bologna, Padua? „Der eine wendet sich den tiefen Geheimnissen der Theologie zu“, berichtete Rolevinck, „der

andere dem Kirchenrecht. Sie studieren die Rechte, Medizin, Philosophie und die freien Künste, Literatur, Geschichte, Astronomie und Geometrie. Sie erforschen das Wasser und die Luft, untersuchen Meteore, verlegen sich auf Erdkunde, Zoologie und Anthropologie; alle Geschöpfe, irdische wie himmlische, suchen sie zu erforschen. Um es kurz zu sagen: das ganze ungeheure Gebiet des menschlichen Wissens suchen sie sich anzueignen.“ Rolevinck, nicht nur Historiker, sondern auch Seelsorger, fügte noch ermahmend hinzu: „Wenn das in der rechten Weise geschieht, steigt man wie auf einer Leiter immer höher zur Gotteserkenntnis auf.“³

Der Text ist auch heute noch für uns ein wichtiges Dokument. Verfaßt 40 Jahre vor der Reformation, 20 Jahre vor den Entdeckungen der neuen Welt, zeigt sich hier unverkennbar das – überall in Europa – anwachsende wissenschaftliche, auch naturwissenschaftliche Interesse. Und: noch denkt man kosmopolitisch. Die Universitäten sind europäische Einrichtungen, die die Studierenden der einzelnen europäischen Regionen bei sich aufnehmen. Aber auch die „Landesuniversitäten“ kommen jetzt auf. Wittenberg wird 1502 gegründet. Bereits Köln (1388) war eine städtische Gründung gewesen. Vom 16. Jahrhundert an endete vor allem im Zuge des jetzt aufkommenden Konfessionalismus in Deutschland die Zeit der kosmopolitischen Universität. Konfessionelle universitäre Grenzpfähle wurden gesteckt und bestimmten fortan, 300 Jahre lang, die deutsche Hochschulgeographie.

Warum gab es im mittelalterlichen Westfalen keine Universität? Rolevinck gibt keine Erklärung, aber sie läßt sich indirekt aus dem Gesamttext gewinnen: Westfalen war damals ein Land von Flüssen, Weiden, Wäldern, fruchtbaren Anbauflächen für Getreide, doch insgesamt ein karges Land. Man konnte sich ernähren, wenn man hart arbeitete, mehr aber auch nicht. Es gab keinen Wohlstand, der es gestattet hätte, wie in Köln, eine Universität zu unterhalten.⁴ „Westphalia non vinifera, sed virifera“, so hatte Rolevinck den nüchternen Sachverhalt auf eine knappe poetische Formel gebracht: Westfalen bringe keinen Wein, wohl aber viele Menschen hervor.

Sie wanderten aus und studierten, wie Rolevinck selbst, außerhalb der Region. Dabei blieb es noch einige Jahrhunderte lang.⁵

Ähnlich wie Rolevinck beschrieb 1512 der Rektor der Lateinschule von St. Lorenz in Nürnberg, Magister Johannes Cochläus, die westfälische Landschaft, als er für seine Schüler eine kurze geographische Beschreibung Deutschlands anfertigte. Aus der Nürnberger Perspektive sah das so aus: „Hinter Hessen liegt Westfalen, ein großes Gebiet, mit vielen Städten geschmückt, ein kaltes Land, von den Flüssen Weser und Ems . . . bewässert und deshalb mehr mit Weiden fürs Vieh als mit Saatefeldern gesegnet, ohne Wein, sofern er nicht von anderswoher eingeführt wird. Das Volk ist kernig und gegen Strapazen abgehärtet; es hat Bier als Trank und Käse und Schwarzbrot als Speise, auch Fleisch vom Rind sowie vom Schwein und zwar sehr viel, meistens aber geräuchert.“^{5a} Wie Rolevinck sah auch Cochläus die Christianisierung nach der Eroberung Westfalens durch Karl den Großen als das entscheidende Ereignis in der Geschichte des Landes an: „Caroli quoque Magni victoriis nobilitata, qui eam Christiana imbuit religione.“ – „Zu Ansehen kam es durch die Siege Karls des Großen, der es der christlichen Religion zuführte.“^{5b} Westfalen ist somit erst durch die Christianisierung und durch die Gründung des Monasteriums – Münster – als geographischer Begriff bekannt geworden: Europa in Westfalen.

Rolevinck war keine Einzelercheinung. Im 15. Jahrhundert entstanden die Anfänge eines geistigen Lebens in Westfalen. 1489 schrieb der damals 20jährige Erasmus von Rotterdam einem Freund: „Ich glaube, in unserer heutigen Zeit zahlreiche wirklich Gebildete zu sehen, die an die Bildung der Antike nahe herankommen. Besonders fällt mir da der frühere Lehrer meines eigenen Lehrers Alexander Hegius, Rudolf Agricola, ein, der in allen freien Künsten (artes liberales) ausgezeichnet bewandert ist und die Rede und die Dichtung beherrscht. Er verstand das Griechische ebenso gut wie das Lateinische. Dann kommt Alexander Hegius selbst . . . Er drückte sich so elegant im Stil der Alten aus, daß Du leicht im Autor fehlgreifen kannst, wenn er seinen Namen nicht über ein Gedicht

setzt. Schließlich, in welches Ansehen Anton Vrye und Friedrich Mormann durch ihr Wissen Westfalen gebracht haben, läßt sich kaum genau sagen.“⁶ Aus dem Brief sprach jugendliche Schwärmeri. Sie sie war nicht unbegründet.

Alexander Hegius (um 1433–1498) – er nannte sich nach seinem Geburtsort Heek bei Ahaus – war einer der hervorragenden Vertreter der in den Niederlanden, am Niederrhein, in Westfalen und in Mitteldeutschland verbreiteten Bewegung der „devotio moderna“, einer religiösen wie literarischen Erneuerungsbewegung, die Gläubigkeit durch eine an der Antike orientierten Bildung zu vertiefen und zu belegen suchte, sich gegen die Veräußerlichung und Feudalisierung des kirchlichen Lebens wandte, ohne bewußt eine Rebellion zu schüren. Man arbeitete eher im Stillen und notfalls mit der spitzen Feder. Die „devotio moderna“ begründete im Nordwesten Europas den christlichen Humanismus und gab wesentliche Impulse für die spätere lutherische Reformation. Hegius hatte an den Schulen von Wesel und Emmerich gelehrt und die große Schule von Deventer aufgebaut und geleitet, wo Erasmus sein Schüler wurde. Anton Vrye (gest. 1508), genannt Liber, aus Soest, hatte in Italien studiert und später an verschiedenen Schulen in den Niederlanden unterrichtet. Friedrich Mormann, genannt Maurus (gest. 1482), hatte an der Schule der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Münster gelehrt.⁷

Das Münsteraner Haus des Fraterherren bestand seit 1401.⁸ 1444 folgte die Gründung der Gemeinschaft der „Schwestern vom gemeinsamen Leben“, die sich im Haus Niesing niederließen. Sie fertigten von den Predigten ihres geistlichen Rektors Johannes Veghe (in niederdeutscher Sprache) Niederschriften an, die heute noch erhalten sind.⁸ Das Ideal der Gemeinschaften sah ein Leben in humilitas (Demut) und simplicitas (Schlichtheit) vor. Die Fraterherren waren Menschen, die von und für Bücher lebten, auch materiell, etwa durch Abschreiben von Büchern.⁹ Sie fielen in der spätmittelalterlichen Stadt durch ihr stilles und zurückhaltendes Auftreten auf. Das war ungewohnt. Zum ersten Mal zog jene Spiritualität in Münster ein, die noch heute im 20. Jahrhundert, beispielsweise in

der Symbiose von Warenhausgeschäftigkeit und zurückgezogenem Gebet wenige Schritte entfernt, der Stadt ihr unverwechselbares Gepräge verleiht.

Rudolf von Langen (1438–1519) wurde der eigentliche Begründer des höheren Schulwesens in Münster und Westfalen. Er stammte aus Everswinkel¹⁰ und war nach dem Studium in Erfurt in das Domkapitel von Münster aufgenommen worden. Von einem Italienaufenthalt brachte er geistige Anregungen und eine große Zahl von Büchern mit. Sie bildeten den Grundstock des späteren Münsteraner Bibliothekswesens. Ein Teil dieser Dombibliothek fiel wenige Jahrzehnte später dem rabiaten Zugriff der Wiedertäufer zum Opfer. Langen reorganisierte die alte Domschule und gab ihr ein klassisches Curriculum mit Latein und Griechisch. Münster war um 1500 ein Zentrum des nordwestdeutschen Humanismus geworden. 1486 brachte Langen eine Sammlung lateinischer Gedichte als Buch heraus.¹¹ Als er 1519 im Alter von 81 Jahren starb, hatte er bereits von dem Auftreten Martin Luthers gehört. Er soll begeistert gewesen sein: Dieser junge Mann spräche aus, was er und andere schon seit langem gedacht hätten.

Einer der beliebtesten Humanisten der Stadt war der junge Konrektor der Domschule Magister Johannes Murmellius aus Roermond. Am Abend des 3. Juli 1503 saß der Dreiundzwanzigjährige mit Georg Sibutius, einem Professor der Rhetorik der Universität Köln, der sich auf der Durchreise in Münster befand, zusammen. Man trank, erregte sich und ging eine Wette ein. Murmellius versprach, er werde noch am nächsten Tag ein Gedicht über Münster in fünfzig Strophen verfassen. Am Abend des 4. Juli war die Wette eingelöst. Das Gedicht wurde ein Jahr später in Deventer unter der Überschrift „In urbem Monasteriensem Westphaliae Metropolim“ gedruckt. Die Ode gilt als das erste Gedicht über Münster. Diese humanistische Stadtlyrik preist die in Münster wirkenden Geistlichen, Magister und Humanisten, die sich in dem Milieu der Stadt wohl und geborgen fühlten. Einige Strophen fangen die Stimmung jener Sommertage ein¹²:

„Zierde und strahlender Glanz westfälischen Landes
Stehst du, herrliche Stadt, im Schutze des Paulus!
Mehr als Delphi gerühmt, als Stätte der Künste
Gleichst du Athen selbst!

Fruchtbare Äcker erfreu'n dich mit reichem Getreide,
Freundlich strahlt in der milden Luft dir der Himmel,
Eicheln hast du zur Schweinemast und für die Rinder
Prächtige Weiden.

Auf deinen grünen Fluren hoppeln die Hasen,
Grimmige Keiler droh'n mit gefährlichen Waffen,
Starke Hirsche trinken am grünenden Ufer
Wasser der Quelle.

Stolze, mächtige Türme ragen zum Himmel,
Hohe, stattliche Häuser und prachtvolle Kirchen
Schmücken die Stadt, und dunkle Gewässer umspülen
Ringsum die Mauern.

Hier in den Fluten tummeln sich Scharen von Fischen,
Die sich am krummen Haken der Angel verfangen.
Mädchen mit weißen Füßen waschen am Ufer
Fleißig die Wäsche.

Fromm bekennen hier ihren Glauben an Christus
Volk und Senat und die Priester, die Venusbesieger.
Prächtige Stimmen singen zum Lobe Mariens
Herrliche Lieder.

Kerzen brennen zur Ehre des himmlischen Königs,
Echter Weihrauch duftet auf den Altären,
Würdige Priester, die fromm und makellos leben,
Feiern die Messe.

In gepflegter Sprache verkündet die Predigt
Gottes Wort; dann strömen Knaben und Mädchen,
Mütter und Greisinnen mit durchfurchten Gesichtern
Hin zu den Kirchen.“

Von den gelehrten Kanonikern, Fraterherren und Magistern der Stadt wird Rudolf von Langen mit mehreren Strophen geehrt. Er war die hervorragendste Persönlichkeit im geistigen Leben der Stadt:

„Unter den ruhmreichen Männern ist Rudolf von Langen
Weit aus der erste; an Frömmigkeit, Rede und Dichtkunst
ein überragender Geist! Am hellsten von allen
Leuchtet sein Name.

Schreibt er nun Verse aus besonderem Anlaß,
Oder preist er in frommen Liedern die Magier,
Oder singt er zur Harfe von Siegen und großen
Edelen Taten.

Er ist der einzige Schutzherr aller Gelehrten,
Wahrlich, er gleicht dem Apollo; fragt man um Rat ihn,
Gibt er auch in den schwierigsten Fragen des Lebens
Klare Entscheidungen!“

Es gelingt Murmellius, jeweils etwas von der Individualität der Persönlichkeiten einzufangen, die er beschreibt. So bemerkt er über den Kanoniker am Stift St. Mauritz Bernhard Tegeder (1483–1526):

„Gern ergeht sich Tegeder draußen vorm Stadttor
In den Gärten und in den erfrischenden Wäldern,
Geht gemächlich des Wegs und horcht dabei auf die
Stimmen der Schwäne.“

Betont freundlich aber auch etwas ironisch fallen die beiden Strophen über den Fraterherren und Prediger Johannes Veghe (ca. 1435–1504) aus, der später als der Vertreter der Mystik in Westfalen bezeichnet wurde:

„Doch nicht weniger schätzen wir unseren Veghe:
Unter glückverheißenden Sternen geboren
Hebt ihn empor der Ruf seines heiligen Wandels
Zu den Gestirnen!“

Wieviele Bücher von hochgebildeten Männern
Haben mit geistvollen Lehren sein Wissen bereichert!
Früh am Morgen, bereits vor dem Aufgang der Sonne
Liest er die Bibel.“

Über den Rektor des Paulinums, den Leiter seiner eigenen Schule, Timann Kemmner aus Werne, mit dem sich Murellius wenige Jahre später derart überwarf, daß er die Schule verlassen mußte, dichtete er:

„Weit und breit im Land ist bekannt, wie er alle
Gleich behandelt, man rühmt sein Können und Wissen,
Freundlich leuchtet sein Auge. Vorbildlich ist
Sein geistliches Leben.“

Die Faszination, die Bücher auf diese Humanisten ausübten, und die im 20. Jahrhundert nicht mehr für jeden nachvollziehbar ist, schlug sich in den Zeilen über den Kanoniker am Stift St. Martini Heinrich Morlage nieder:

„Seine größte Freude ist's Bücher zu sammeln,
Niemand hat eine so erlesene reiche
Bibliothek gelehrter Werke, die jeder
Staunend betrachtet.“^{11b}

Münster ist eine der wenigen deutschen Städte, vermutlich die einzige, von der eine authentische Beschreibung innerstädtischer Lebensverhältnisse, des Stadtbilds, der Architektur, der kommunalen Einrichtungen, der Kirchen und Klöster, der jahreszeitlichen Feiern wie Neujahr, Karneval, Send, der sozialen Schichtung und besonders des Bildungswesens aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten ist. Der Autor ist Hermann Kerksenbrock, der 25 Jahre lang von 1550 bis 1575 die Münsteraner Domschule, das Paulinum, leitete. Er hatte in seiner Jugend die Täuferzeit von 1534/35 miterlebt und dabei Erfahrungen gesammelt, die sich ihm derart eingeprägt hatten, daß er später 1568 die umfangreiche Geschichte der Täufer niederschrieb,¹² deren Drucklegung jedoch am Widerstand des Rats der Stadt Münster scheiterte – als Buch erschien das Manuskript erst 1771 in deutscher Übersetzung.

In einem ausführlichen Vorspann beschreibt die Täufergeschichte die historische Soziologie der Stadt Münster.¹³ Es ist ein insgesamt recht freundliches Bild: „Münster liegt . . . fast mitten in dem alten Sachsen, das jetzt Westfalen heißt, zwischen dem Rhein und der Weser, nicht weit von der Ems, in einer flachen, sehr fruchtbaren und angenehmen Gegend, und wird daher mit Recht für die Hauptstadt von ganz Westfalen gehalten. Vor der Stadt findet man sehr anmutige Gärten, in denen sich die Bewohner bei einem Glas Wein oder Bier allen Gram und alle Sorgen zu verscheuchen pflegen.“¹⁴ In jenen Gärten vor den Stadtmauern wachse „eine große Zahl an Küchenkräutern, weiße und gelbe Rüben und dergleichen, daß, wenn die vielen Schweine nicht einen großen Teil davon verzehrten, man glauben sollte, die Einwohner ernährten sich davon ganz allein“.¹⁵ „Betrete man die Stadt durch eines ihrer zehn Tore, die nach den Heiligen der jeweiligen Kirche benannt seien, so gehe man nicht gerade durch die Stadt, sondern durch viele Krümmungen, wie dies auch mit gutem Grund angelegt sei, um nämlich den Feinden die Eroberung der Stadt umso beschwerlicher zu machen.“¹⁶ Die ungewöhnlich detaillierte Beschreibung der städtischen Befestigungsanlagen¹⁷ war für den Rat der Stadt der Anlaß, den in Köln geplanten Druck des Buches zu unterbinden und gegen den Verfasser jahrelang zu prozessieren. Kerssenbrock beschreibt sämtliche Kirchen und Stadtviertel, angefangen von dem Dom, dem Domplatz mit den Häusern der adeligen Domherren, ferner das adelige Frauenkloster von Überwasser, die verschiedenen Ordensniederlassungen, die Kirchspiele von Lamberti, Ludgeri, Martini, Servatii und die außerhalb der Stadt gelegene Kirche St. Mauritz, an der eine Zeit lang Bernhard Rothmann gepredigt und Scharen von Frauen und Männern, die aus der Stadt nach Mauritz kamen, fasziniert hatte.¹⁸

Ebenso freundlich klingt die Beschreibung der Innenstadt, deren hygienische Verhältnisse gelobt werden: „Wie groß . . . die Reinlichkeit der Gassen und Privathäuser der Stadt ist, brauche ich nicht weiter zu erwähnen, da Münster sowohl hierin wie auch an anderen Schmuckstücken alle übrigen (Städte) übertrifft. Alle Gebäude

stehen dicht nebeneinander und sind in einer solchen geraden Linie gebaut, daß keins vor dem anderen hervorragt.“ Begeistert äußert sich Kerssenbrock über den Prinzipalmarkt. „Die Häuser, die die Lage um den Markt herum und fast den halben Domplatz einnehmen, zeichnen die Stadt besonders aus. Sie sind mit Bögen errichtet, die in gleichen Abständen voneinander auf Säulen ruhen. Unter ihnen kann man jederzeit wie auf einer öffentlichen Straße gehen. Die Bewohner dieser Häuser mit den Bögen sind meist Kaufleute, deren Frauen und Töchter der gemeine (einfache) Mann „Bogen-Frauen“ und „-Jungfern“ nennt: dadurch sollen ihre Vorzüge an Schönheit und guten Sitten ausgedrückt werden.“ Für die Reinlichkeit und Anmut der Stadt Sorge auch die Aa, die mitten durch die Stadt fließt: „Alpha fluvius diversis fontium scatebris auctus ab austro per cancellos munitissimos moenia ingreditur ac per decliviorrem urbis partem fluens ripas suas nunc pascuis, nunc pomariis, nunc aedeficiis utrinque exornatas frequenti attritu radit.“¹⁹

Das achte Kapitel des Buches, überschrieben „divisio incolarum urbis“, „die Gliederung der Einwohnerschaft“, führt in die eigenartige Soziologie Münsters ein, die aus dem Mittelalter überkommen war. Die Einwohnerschaft wird in zwei Gruppen eingeteilt: „Die gesamte Stadt umfaßt zwei Gruppen von Menschen: die eine besteht aus Mönchen und Geistlichen, die andere aus den weltlichen Bewohnern oder den Laien.“ Bei den Klerikern wird zwischen dem höheren Klerus, den 40 Kanonikern des Domkapitels, und dem niederen Klerus unterschieden. Spöttelnd wird zum Lebensstil der adeligen Kleriker angemerkt: „Diejenigen Glieder des Kapitels aber, die kein geistliches Amt haben, widmen, so wie es unter dem Adel üblich ist, ihre ganze Zeit der Jagd, dem Vogelfang und anderen Vergnügungen. Sie führen ein fröhliches und prächtiges Leben. Sie erscheinen niemals öffentlich, ohne von einem Schwarm von Bediensteten umgeben zu sein. In ihrem Gang, in ihrer Rede und in ihrem ganzen Betragen zeigen sie etwas Großes und Ehrwürdiges. – Zu den Waffen sind sie jederzeit, wenn es das Wohl des Staates erfordert, bereit. Haben sie einen etwas weiten Weg zu tun, so bedienen sie sich ihrer Kutschen und Pferde. Bei dem Gottesdienst

tragen sie sehr dünne, leinene, in viele Falten gelegte lange Röcke. Ihre Kleider sind teils von feiner Wolle, teils aus Seide gewebt und gehen beinahe bis an die Füße. An dem Hals tragen sie doppelte goldene Ketten, und an den Fingern mit Edelsteinen besetzte Ringe, in denen die Wappen ihrer Ahnen graviert sind. Die jüngeren Domherren tragen weiße Kragen, die so kraus wie Gartenlattich sind. Wenn sie ausgehen, bedecken sie meistens ihr Haupt mit seidenen Baretten, wodurch sie sich von den Nicht-Adeligen unterscheiden. Die alten tragen statt der Schuhe Pantoffeln aus Tuch und bedienen sich überhaupt alles dessen, was zu einem weichlichen Leben erforderlich ist.“²⁰ Kerssenbrock war Humanist und gehörte einer neuen sozialen Schicht von Lehrern und Intellektuellen an, die bürgerlich und leistungsbewußt dachte. Geistlich-adeliger Müßiggang zählte unter Humanisten wenig.

Kerssenbrock beobachtet, wie sich zwischen Klerus und Laien gleichsam ein neuer sozialer Stand geschoben hat: der der Lehrerschaft. Er mißt dieser Gruppe ein soziales Eigengewicht bei. „Zwischen dieser Gruppe der Geistlichen und zwischen der Gruppe der Laien sollte man die Lehrer an den öffentlichen Schulen einordnen“, die „die Jugend in heilsamen Lehren unterweisen“ („*scholarum publicarum magistros juventutem salutaribus praeceptis erudientes*“).²¹ Sie, die Lehrer, seien wichtig. Denn wer sonst kümmere sich um den Nachwuchs sowohl der Geistlichkeit wie der Laien? So komme ihnen in der sozialen Rangstellung der zweite Platz nach dem Klerus zu. Wie aber würden sie behandelt? Schlechter als ein Stallknecht, ein Pferdehändler, ein Jäger, ein Vogelsteller, ein unnützer Schwarm von Marketenderinnen, ein Hundejunge, eine Dirne, die sich billig anbiete. Kerssenbrocks Klagen sind typisch. Tatsächlich wurden Lehrer an öffentlichen Schulen, bedingt durch die große Bildungsreform des 16. Jahrhunderts, immer mehr gebraucht; ihr soziales Ansehen, besonders ihre Bezahlung, aber lag im argen.²²

Münster selbst, so wird berichtet, habe drei öffentliche Schulen: die von Ludgeri, die von Martini und die Paulinische. In den beiden ersteren werde das lateinische Elementarwissen vermittelt, in der

dritten, dem Paulinum, die nach ihrem Alter und der Zahl ihrer Schüler die vornehmste und berühmteste sei, würde Latein, Griechisch und Hebräisch unterrichtet. Zur rhetorischen Ausbildung zähle die Verteidigung von Thesen und öffentliche Disputationen. Kerssenbrock drängt darauf, daß über das formale Wissen und Können hinaus auch die Sicherheit des Umgangs mit dem Gelernten und die Fähigkeit der Anwendung geübt werden müsse. Für Schüler aus ärmeren Verhältnissen gab es ein Stipendium, das von den Domherren aufgebracht wird. Die Domschule hob sich im 16. Jh. von den übrigen Lateinschulen der Stadt und Westfalens ab, ohne allerdings den Rang einer Universität zu erreichen.

Leider, so klagt Kerssenbrock, gebe es neben diesen drei „*gymnasia publica*“, den öffentlichen Schulen, noch weitere Winkelschulen, deren Lehrer „*privatim privata docentes*“, d. h. privat ihre eigenen Schüler unterrichteten. Kerssenbrock hält überhaupt nichts von diesen privaten Schulen: „Wie träge die Gemüter junger Leute werden, wenn man sie zwingt, eine solche Winkelschule zu besuchen, ist nicht zu beschreiben. Die meisten Jungen haben auch einen Widerwillen gegen dergleichen Schulen, gleich wie gegen ein Gefängnis, und lernen lieber an einem Ort, wo sie viele Mitschüler haben und wo man sich gegenseitig anregt und in der Leistung miteinander konkurriert.“ – Vermutlich vermittelten diese privaten Schulen elementares Wissen für den praktischen Gebrauch, also nicht den humanistischen Bildungskanon. Sie mißfallen Kerssenbrock auch deswegen, weil sie den *gymnasia publica* die Schüler wegziehen, damit zugleich das Einkommen der Lehrer an den öffentlichen Schulen schmälern, das von der Schülerzahl abhängt. Deswegen fordert er von dem städtischen Magistrat, diese Privatschulen abzuschaffen. Auch seine eigene Schule, das Paulinum, werde ausschließlich aus Mitteln des Domkapitels unterhalten, während der Magistrat, so heißt es bissig, statt der Besoldung der Schule nur seine Autorität zur Verfügung stelle („... et senatus auctoritas loco stipendii corroborat“).

Am 7. September 1551 hatte Kerssenbrock in seiner höheren Schule, dem Paulinum, eine „*ratio studiorum*“, ²³ eine Curriculum-

reform eingeführt. In diesem Schulplan waren die Unterrichtsstunden über den ganzen Tag verteilt: von 6–8 Uhr vormittags, von 12–2 Uhr mittags und von 4–5 Uhr nachmittags. Auch an Sonn- und Feiertagen wurde unterrichtet. An diesen Tagen fand eine religiöse Unterweisung statt. Die Schüler der oberen Klassen lasen das Markus-Evangelium auf Griechisch, die Schüler der unteren Klassen die Epistel und das Evangelium des Tages auf Latein. Am Sonntagnachmittag wurden der Mittelstufe der Psalter und der Unterstufe die vier Kardinaltugenden erklärt. Dazu wurde aus den Sentenzen Petrarca's vorgetragen. Alltag und Sonntag waren arg verschult.

Die Pädagogen des Paulinum spürten, daß ein Ausgleich nötig sei. So kam man auf die Idee, die Schüler dreimal im Jahr „in das Feld zu führen, allerdings unbewaffnet“. Dabei gingen die Schüler in einer bestimmten Rangordnung, die ihrem schulischen Leistungsstand entsprach, aus der Stadt heraus und ließen sich dort im Grünen in eigens am Tag zuvor errichteten Hütten zu Tisch nieder. „Sie schmausen so unmäßig, daß man sie für unvernünftig halten sollte und sind so ausgelassen, daß sie von ihren Lehrern an diesem Tag kaum in Zaum gehalten werden können.“ Schließlich kehre der Zug, mit Zweigen in den Händen, in die Stadt zurück, am Kreuzgang des Doms gehe man auseinander. Als weitere Veranstaltung diente das jährliche Examen. Die Schüler wurden öffentlich examiniert, wohl in der Absicht, die Öffentlichkeit über den Leistungsstand an der Domschule auf dem laufenden zu halten. Das dritte Schülerfest wurde am Nikolaustag im Dezember begangen. Man wählte einen der Schüler zum „Bischof“. Er wurde von der Schülerschaft und der Einwohnerschaft feierlich am Domplatz empfangen. Das Ganze endete auch diesmal wieder mit dem notorischen „Schmausen“. Kerßenbrock sucht nach einer pädagogischen Begründung: „Die Vergnügungen der Jugend“, betont er, „haben anfangs keine andere Absicht gehabt, als daß die jungen Leute sich von ihrem übermäßigen Studieren erholen sollten. Dieser Zweck wurde erreicht. Denn sie wurden dadurch gleichsam neu geboren und in den Stand gesetzt, den Wissenschaften umso eifriger nachzugehen“. Doch klagend fügt

er hinzu, daß sich die Schülerfeste inzwischen weit von dem ursprünglichen Zweck entfernt und sich die Vergnügungen verselbständigt hätten. Keressenbrock mochte das Ausgefallene in dieser Stadt – übrigens auch deren burleske Karnevalsbräuche – überhaupt nicht.

Wer die Schüler der hohen Schule Münsters im 16. Jahrhundert wegen der Trockenheit ihrer Curricula und der Monotonie des Lebensstils bedauert, darf nicht vergessen, wie es kulturell ringsum im Lande aussah. Münster hatte damals eine Einwohnerzahl von höchstens 10000 bis 11000. Soest und Dortmund kamen in Westfalen auf ähnliche Größen. Die Zahlen aller anderen Orte lagen darunter. 90% der Bevölkerung lebte auf dem Land. Dort war von Bildung nur wenig zu spüren. Das Leben in Westfalen war rau und häufig roh.²⁴ Die Westfalen waren andernorts für ihre „Derbheit“ bekannt. Urbane Umgangsformen kannte man nicht. Bildung war hier tatsächlich „*cruditio*“, Bearbeitung des Rohzustands.²⁵ Das größte Übel aber sahen Lehrer wie Geistliche in dem geradezu fließenden Übergang vom Glauben zum Aberglauben auf dem Lande. Rolevinck, der sich gut auskannte, hatte bereits im 15. Jahrhundert energisch den Aberglauben bekämpft und in seiner Schrift „*de regimine rusticorum*“²⁶ einige anschauliche Beispiele festgehalten. So warnte er, kirchlich-liturgische Zeichen als Zaubermittel anzuwenden. Er nannte ein Beispiel: „So kam einmal bei Bauern folgendes vor: Als sie merkten, daß ihnen die Milch durch Zauberei weggenommen wurde, legten sie an bestimmten Stellen Teile von Kräutern aus oder versuchten auf andere Weise, die gefürchtete Wirkung zu verhindern, indem sie selbst unbekannte Worte oder Verfluchungen aussprachen. – Aber das eine ist so abergläubisch wie das andere.“²⁷ Abergläubisch verhielten sich auch diejenigen, so Rolevinck, die von der Begegnung mit Hasen oder Katzen oder aus dem Vogelflug Zeichen erwarteten.²⁸

Er erwähnte den Aberglauben, „der in den Köpfen von törichten und widerspenstigen Frauen“ herrsche: „Sie wehren sich gegen Arbeiten oder enthalten sich der Speisen, ganz gegen die Gepflogenheit des christlichen Volkes. An Donnerstagen wollen sie nach der

Vesper nicht mehr spinnen, weil da der Erlöser sein Leiden und seinen Kreuzweg begann. Am Ostertag wollen sie kein Fleisch essen, als ob sie damit Gott einen Gefallen erweisen könnten; denn da ist ja der Fleischgenuß allen wieder erlaubt. Dann wieder weigern sie sich, an bestimmten Tagen, die keine Festtage sind, körperliche Arbeiten zu verrichten. Lauter ungereimtes, absonderliches Zeug.“²⁹ Rauhe Sitten, Unbildung, Aberglauben, aber auch die Abgelegenheit der westfälischen Region, die ja nicht an den großen Strömen und europäischen Verkehrswegen lag, und die Kargheit der allgemeinen Lebensbedingungen, die sich in den Städten allerdings allmählich zu bessern begannen, waren äußere Bedingungen, die Bildung nicht erleichterten. Erst aus diesem Vergleich erhält die Domschule ihre geschichtliche Bedeutung als Vorläufer der späteren Universität Westfalens.

Die Täuferbewegung in Münster von 1534/1535, die in ganz Europa aufmerksam beobachtet wurde, hatte, wie immer man sie beurteilen mag, dem Bildungsfortschritt geschadet, und nicht nur durch die entschiedene Kunst- und Bildungsfeindlichkeit der Anhänger des neuen Jerusalem in Münster. Allerdings hatten die Täufer auch eigene Volksschulen – für Jungen wie für Mädchen – eingerichtet, in denen in deutscher, genauer niederdeutscher Sprache Lesen und Schreiben gelehrt und Psalmen auswendig gelernt wurden.³⁰ Schwerer wog noch die Rückwirkung nach außen. Die Münsteraner Erfahrungen von 1534/35 verstärkten in den humanistischen Kreisen die häufig anzutreffende Abneigung gegen die „plebs“, die einfache Bevölkerung der Schuhmacher, Bäcker, Schmiede und Schneider, und dementsprechend die Bereitschaft, die fürstliche Herrschaft moralisch, publizistisch und pädagogisch zu stützen. Dies läßt sich an den Briefen verfolgen, die Freunde an den inzwischen sechzigjährigen Erasmus nach Freiburg schrieben, darunter Briefe vom Hof des die Wiedertäufer belagernden Bischofs Franz von Waldeck in Dülmen.

Bernhard Rothmann (um 1497–1535 [?]), der geistige Führer der Wiedertäufer, hatte in seiner Jugend die Domschule in Münster und die Schule der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Deventer

besucht, sich aber nicht den Kreisen der Humanisten angeschlossen, wohl auch aus wirtschaftlichen Gründen. Er war der Sohn eines Schmieds aus Stadtlohn und verfügte nach seiner Schulzeit am Paulinum, die durch eine Stelle als Chorknabe in St. Mauritiz getragen worden war, nicht über Mittel zu einem weiteren Studium an einer der Universitäten. So trat er eine Stelle als „magister ludi“, als Lehrer, in Warendorf an.³¹ Aber er war kein fügsamer Pädagoge und empfand bewußter als andere die sozialen Unterschiede seiner Umwelt. Er sympathisierte mit den Handwerkern, deren niederdeutsche Sprache er eindrucksvoll zu formulieren verstand. Er gab seine Lehrerstelle in Warendorf auf und begann das Grundstudium der artes liberales in Mainz, wobei er gleichzeitig, seit 1524, wieder eine Lehrerstelle übernahm.

Entscheidend für ihn war, daß er den weltlichen Lehrerberuf schließlich ganz aufgab, sich zum Priester weihen ließ und, nach Münster zurückgekehrt, eine Predigerstelle in St. Mauritiz annahm. Er predigte gut und kam an. Vorübergehend, so 1529/30 und 1531, unternahm er längere Reisen und kam dabei in engeren Kontakt mit reformatorischen Gruppen. 1531 sprach er in Wittenberg mit Melanchthon und dem Kirchenorganisator Luthers, Johannes Bugenhagen. Wenige Wochen später tauchte er in Straßburg auf und machte sich vermutlich mit den Ideen des heute so genannten „linken Flügels der Reformation“ vertraut. Er lernte dort den lutherischen Humanisten Wolfgang Capito und den Schlesier Caspar Schwenckfeld kennen, ein, wie er gelegentlich genannt wird, „protestantischer Mystiker“. Dessen Abneigung gegen die Verweltlichung der Kirche sprach Rothmann an. Ständig in Geldsorgen kehrte er bald nach Münster zurück. Stil und Inhalt seiner Predigten in St. Mauritiz änderten sich jetzt. Er distanzierte sich von den traditionellen kirchlichen Zeremonien.³² Gerade durch seine Polemik lenkte er die Aufmerksamkeit der Münsteraner auf sich. Angriffslustig suchte er die Disputation mit dem neuen Domprediger Johannes von Deventer über die kirchliche Lehre vom Fegefeuer.

Als Rothmann den Domherren zu lästig wurde, erhielt er ein bischöfliches Predigtverbot. Dies kam ihm nicht ganz ungelegen. Er protestierte heftig,³³ schrieb dem Bischof einen längeren, wohlgesetzten Brief und beklagte sich dann über den Schmerz, den man ihm, der nichts gehant und nichts gewußt habe, mit dem Verbot zugefügt habe: „Et ecce, o dolor! Inopinanti et nihil minus expectanti, utpote nullius mihi mali conscio dominationis tuae saluum conductum renunciavit.“³⁴ Der Bischof möge ihn schützen bis in einem öffentlichen Examen klargelegt sei, was an seiner Lehre falsch sein solle und worin die Gefahr bestünde.³⁵ Rothmann zog jetzt in die Stadt und wohnte im Krameramtshaus. Hier wußte er sich durch seine Anhänger geschützt. Jetzt setzten seine Aktivitäten ein. Er verfertigte kurze Bekenntnisschriften, die an den Rat und den Bischof gerichtet waren und ins Niederdeutsche übersetzt wurden. Streitpunkte waren die Lehre vom Abendmahl und von der Taufe. Die rege Publizistik zeigte Wirkungen. Am 23. Februar 1532 predigte Rothmann bereits in Lamberti „über die evangelische Freiheit und gegen den Götzendienst der Katholiken“.³⁶ „Spontan“ stürzte Knipperdolling, ein Kaufmann, der in einem der Häuser am Prinzipalmarkt wohnte, mit Anhängern in die Kirche und setzte Rothmann als Prädikanten ein. Kaufleute und die Gilden der Handwerker standen hinter diesem Schritt. Sie alle wünschten, das Evangelium „von allen Flecken gereinigt unter uns blühen zu sehen“.³⁷ Bis zum Mai 1532 hatte sich Rothmann in der Stadt durchgesetzt, und man begann, die katholischen Geistlichen aus der Stadt zu verdrängen. Im August übergab Rothmann dem Rat eine Denkschrift über die Mißbräuche in der katholischen Kirche.³⁸

Er stand im Briefwechsel mit Wittenberg. Martin Luther und Philipp Melancthon, die Rothmann gelegentlich um Rat fragte und die ihn als einen ihrer Anhänger ansahen, suchten mäßigend auf ihn einzuwirken. Er solle sich nicht in eine sektiererische Richtung treiben lassen, schrieb ihm Luther am Vortag des Heiligabends 1532. „Wir vertrauen Dir im Herrn, daß Du, nachdem Du die Engel im Himmel und auf Erden erfreut hast, als Du die Stadt Münster bekehrt hast, so auch fortfährst, eben dieses Opfer in Gott zu

vollenden. Unternehme nichts, soweit Du es vermagst, daß die Freude, die Du uns bereitet hast, in Traurigkeit gewandelt werde, sondern vermehre sie und erhalte sie für immer.“ Er solle sich von den Lehren Zwinglis und Thomas Müntzers fernhalten. „Ich habe Dir offen und vertrauensvoll geschrieben. Nimm es auch offen und freundschaftlich an. Denn ich will nicht, daß bei Dir ein Zweifel aufkommt, daß wir Dich lieben und schätzen.“³⁹

Die Sorgen, die sich die Lutheraner, auch Bucer in Straßburg, um Rothmann machten, waren begründet. Aber ihre Mahnungen wirkten nicht. Rothmann, dem Einfluß der nach Münster von auswärts kommenden Prädikanten und Täufer ausgesetzt, isolierte sich in diesem lokalen Milieu und verlor allmählich den Kontakt zur Außenwelt. Er trat zu den Täufern über und wurde deren innerstädtischer Prediger und Publizist, „Worthalter“, wie es hieß. Seine spiritualistischen Schriften wurden bis in die Niederlande verbreitet. Aber so beeindruckend und in seinen alttestamentlichen Bildern bedrohlich er auch schreiben konnte bis hin zu jener leidenschaftlich-verzweifelten Schrift von der „Wrake“, von der Rache, kurz vor dem Zusammenbruch der Täuferherrschaft, so kann man sich letztlich des Eindrucks kaum erwehren, als handele es sich hier um eine Art „lokaler Theologie“, primär geprägt aus der Situation des zufälligen örtlichen historischen Milieus mit seinen Scharen von Vertriebenen aus den Niederlanden, die in Münster eine neue Heimat, eine neues Jerusalem suchten.⁴⁰

Robert Stupperich beschreibt die Situation Rothmanns so: „Es war trotzdem für Rothmann eine schwere Entscheidung, als er vor diese Konsequenz gestellt wurde. Nach Hamelmann hat er lange mit sich gerungen, ehe er nachgab. Die Anpassungsfähigkeit des begabten und phantasiereichen Mannes erwies sich als zu stark. Nun stand er als einziger gebildeter und wortgewandter Theologe unter den Vertretern eines Laienchristentums. Rothmann machte sich unentbehrlich und behielt seine Stellung: Aber mit welchem Preis war sie bezahlt! . . . Mochte er sich zuerst gegen die Einfälle Jans van Leiden gewehrt haben, er mußte sich in allem, auch in der Einführung der Vielehe, fügen.“⁴¹

Der Stadtsyndikus von Münster Johannes von Wick, ein weltgewandter Mann, der über gute Kontakte nach außen verfügte, arbeitete gegen Rothmanns Pläne, eine demokratisierte und spiritualisierte Kirchenverfassung in Münster einzuführen. Er bemühte sich um ein theologisches Gutachten der Universität Marburg, das Rothmanns Ideen verwarf. Schließlich hoffte er, Rothmanns Einfluß durch eine öffentliche Disputation, die jener so oft verlangt hatte, einzudämmen. Sie kam tatsächlich am 7. und 8. August 1533 zustande. Streitpunkt war die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe. Gegen Rothmann traten der Senior des Fraterhauses Johann Holtmann und der lutherische Humanist Hermann Buschius auf. Hermann von dem Busche, genannt Buschius (1468–1534),⁴² zählte zu den inzwischen allerdings alt gewordenen westfälischen Humanisten; er war ein Freund des Erasmus und früher ein Freund Ulrich von Huttens gewesen, mit dem er gemeinsam manchen geistigen Strauß gefochten hatte. Im Laufe seines abenteuerlichen Lebens war er viel herumgekommen und hatte an mehreren deutschen Universitäten Professuren für Rhetorik und Poesie bekleidet. Ein Theologe war er nicht.

Die Disputation fand auf dem Rathaus statt. Herr Berndt (Rothmann) hielt die erste Rede. Bezeichnenderweise wehrte er von vornherein alle wissenschaftliche Gelehrsamkeit ab.⁴³ Auch sei der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen nicht erheblich: „dan die Papisten sin gerne in den kerken und horen misse und de Lutterschen gerne up den beirbencken (Bierbänken).“⁴⁴ Der alte Buschius mahnte zum Frieden. Man solle den Zank vermeiden und sich so verhalten, „wie den Christlichen luden bethemet zu doin“, damit „Got alle tyt ein louelick statt Munster hüten und schermen will vor twydracht, ungelouen und alles unguidt.“⁴⁵ Sei es Sache, („Ist et sacker“), so fragte Buschius, daß nach Herrn Berndts und seiner Freunde Wort die Kindertaufe ohne Glauben geschehe und vor Gott ein Greuel sei?⁴⁶ Nein, das könne er nicht annehmen. „So wer es io ein grois wunder, des ich my nicht vernemen kan, das andert halff dusent jair, in welchen so manniger frommer hilliger gottselliger man gelewet hait, de gantze christliche kyrche so blint

soll sein und soll solchen gruwel der kinderdoiff begangen haben und allirst sehende werden in dussen lesten gruwlichen dagen, dar Paulus alle Christen vor warnet.“⁴⁷

Das zweitägige Streitgespräch zwischen dem 36jährigen Prediger und dem 65jährigen Professor brachte nicht das gewünschte Ergebnis. Man konnte sich nicht einigen, Rothmann lehnte andere Vorstellungen als die seinen ab, und Buschius gab schließlich auf: Er sei zu alt, krank, und die beiden letzten Tage hätten ihn ermüdet.⁴⁸ Münster ging nicht nur für die Katholiken und die lutherische Ratsmehrheit, sondern auch für die Humanisten 1533 verloren. Rothmann blieb erfolgreich. Aber es wurde einsam um ihn. Als geistiger Führer begleitete er seine Anhänger, die seit 1534 in der Stadt eingeschlossen waren, mit seinen Schriften und Predigten in die Katastrophe, ähnlich wie zehn Jahre zuvor Müntzer seine Anhänger in Mühlhausen. In der Isolation, dies zeigte sein Scheitern, ließen sich keine dauerhaften neuen religiösen, demokratischen und städtischen Ordnungen schaffen.

Im August 1534 schrieb Erasmus in einem Brief: „Niederdeutschland wird von den Wiedertäufern überschwemmt wie einst Ägypten von den Fröschen und Heuschrecken. Sie unterdrücken das gesamte Land, wenn man ihnen nicht wachsam begegnet . . . Münster, die Metropole Westfalens, ist jetzt durch einen Belagerungsring eingeschlossen. Im Innern regieren die Wiedertäufer. Ihre politischen Vorstellungen (polititia) kannst Du der Notiz entnehmen, die ich beifüge.“⁴⁹

Den detaillierten Bericht über Münster hatte Erasmus von Conrad Heresbach aus Düsseldorf bekommen.⁵⁰ Er lobte darin, daß von dem Busche den Doktrinen der Täufer von Anfang an entschieden Widerstand geleistet hätte. Unter dem Eindruck der jüngsten Entwicklungen in Europa – zur gleichen Zeit, als in Münster die Täufer niedergeworfen wurden, waren in London Thomas Morus und der Bischof von Rochester John Fisher, beide Freunde des Erasmus, von König Heinrich VIII. hingerichtet worden – schrieb der 69jährige am 18. August 1535 einen ungemein bedrückten Brief an Damian van Goes, den Schatzmeister des Königs von Portugal: „Inzwischen

wird Niederdeutschland ganz von den Wiedertäufern zugrunde gerichtet. Münster ist erobert. Kann man den Gerüchten trauen, so sind alle getötet worden, die über zwölf Jahre alt waren . . . In Wittenberg wütet die Pest, ebenso ist sie in Augsburg und Straßburg ausgebrochen. Der König von England wütet gegen einige Mönche, den Bischof von Rochester und Thomas Morus hält er schon längst gefangen. Das ist nur zu wahr. Leute, die aus Brabant hierherkommen, erzählen, beide seien hingerichtet worden; ich wünschte, das Gerücht wäre falsch.“⁵¹

Geistig wie politisch waren die Vorgänge in Münster 1534/35 mehr als eine lokale Angelegenheit. Nicht nur Reformatoren und Humanisten waren erregt. Zwei Reichsversammlungen, in Koblenz im Dezember 1534 und in Worms im April 1535, befaßten sich mit der Niederwerfung der Täuferherrschaft – und der Finanzierung dieses Unternehmens.⁵² Die Stadt selbst sollte nach dem Willen des Bischofs Franz von Waldeck „gründlich gedemütigt und fest an die Kette gelegt werden“.⁵³ Auf einem Landtag am Sonntag Misericordia, den 30. April 1536, beschlossen auf Drängen des Bischofs Domkapitel, Ritterschaft und Landstädte auf dem Laerbrock, die politischen Verhältnisse der Stadt Münster neu und streng zu regeln: Die Gilden, die man für die Entstehung der Täuferherrschaft verantwortlich machte, wurden gänzlich aufgelöst, zur militärischen Überwachung der Stadt wurde ein Zwinger („Blockhaus“) errichtet, ein neuer Rat aus 24 Ratsherren, zwölf „Erbmännern“ und zwölf wohlhabenden Bürgern, sowie zwei Bürgermeister auf Lebenszeit bestellt, die wohl gewählt werden konnten, aber der fürstlichen Bestätigung bedurften, und schließlich wurde verfügt, daß die Schlüssel zu den Stadttoren jeden Abend dem bischöflichen Ortskommandanten und Statthalter Bernhard von Oer zu übergeben seien.⁵⁴ Der Schrecken der letzten beiden Jahre wirkte in den Formulierungen des Landtagsabschieds noch nach: Nicht nur „landen und lüden“ (Land und Leute) und „lyuen und gudern“ (Leben und Güter) seien bedroht gewesen, nein, die Absicht der Täufer sei weitergegangen: „ock gantze duitsche Nation und to lest gemeine Christenheit to erschreckliker emborung (Empörung) und ewich

verderven gesath (gesät) werden soldten.“⁵⁵ Dabei ging es zunächst nur um die Wiederherstellung der bürgerlichen Ruhe und Ordnung, noch nicht um die Regelung der innerstädtischen konfessionellen Probleme. Die Aufhebung der jährlichen Neuwahl zum Rat wurde 1541 zurückgenommen. Die Stadt blieb vorerst bikonfessionell. Der Landtagsabschied warnte lediglich vor der Zulassung von religiösen Lehren, die neuen Streit auslösen könnten. Der Bischof selbst, Franz von Waldeck, schwankte (wie auch der Kölner Erzbischof Hermann von Wied), ob er sich nicht auch dem evangelischen Bekenntnis zuwenden sollte.

In dieser Situation erreichte ihn 1544 aus Rostock ein Brief des aus Emsbüren stammenden Humanisten Arnold Burenus, der ihm die Errichtung einer protestantischen Universität in Westfalen vorschlug. Als Motiv für sein Schreiben nannte Burenus seine Bewunderung für den Bischof und die Liebe zu seiner Heimat. Die westfälische Jugend brauche eine Hochschule, nicht zuletzt für ihre geistliche Bildung. Könne nicht der Bischof mit einer solchen Universitätsgründung den Glanz seines Namens vergrößern, das Heil und das Glück der Bewohner des Landes vermehren und somit zu dem christlichen Erlösungswerk beitragen?⁵⁶

Arnold Burenus war einer der Reformer der lutherischen Landesuniversität Rostock. Sein Aufruf an Franz von Waldeck erschien als Buch mit einem Vorwort Philipp Melanchthons, der auf die Notwendigkeit hinwies, mit Hilfe der Hochschulen die christliche Lehrtradition rein und unverfälscht zu erhalten: dies sei nicht zuletzt die Aufgabe der praktischen Politiker.⁵⁷ Diese Schrift Burenus und Melanchthons von 1544 gehört in den Kontext der großen reformatorischen Bildungsreform des 16. Jahrhunderts, die das deutsche Schul- und Hochschulwesen bis in das zwanzigste Jahrhundert nachhaltig geprägt hat.

Franz von Waldeck sympathisierte seit 1541 offen mit der lutherischen Seite. Von daher war die Initiative aus Rostock und Wittenberg zur Gründung einer evangelischen Universität in Westfalen wohl überlegt. Aber der Bischof stieß auf den Widerstand des katholischen Domkapitels. Der Vorschlag der Lutheraner ließ sich

nicht realisieren. Als einzige höhere Schule der Stadt bestand weiterhin das Paulinum, wie es Kerssenbrock beschrieb und das später von den Jesuiten geleitet wurde, die 1588 ihr Kolleg in Münster errichteten. So wurde für die nächsten zweihundert Jahre im Münsterland nicht die deutsche Bildungsreform der Wittenberger, sondern wie auch in Köln die europäische Reform der römisch geprägten Jesuiten bestimmend. Zugleich mit der Niederlassung der Jesuiten begründete Lambert Raesfeldt 1591 seine Druckerei in Münster, in der fortan die Bücher der katholischen Reformbewegung erschienen. Aus dieser Druckerei auf dem Horsteburg unmittelbar neben dem Dom ging später der Verlag Regensberg hervor.⁵⁸

Seit dem Beginn der Gegenreformation war für protestantische Humanisten und Lehrer im Münsterland kein Unterkommen mehr. Sie suchten meist außerhalb Westfalens eine Stellung, wie die Biographie des Osnabrücker Hermann Hamelmans (1526–1595) beweist, der zunächst katholischer Priester war, 1552 das lutherische Bekenntnis annahm, ein protestantischer Schulreformer und Publizist wurde und zuletzt als Superintendent in Oldenburg wirkte. Seine *Historia ecclesiastica renati evangelii* beschreibt die Reformationsgeschichte Westfalens und belegt wie auch seine biographischen Arbeiten über die westfälischen Humanisten, daß die Lebensverhältnisse westfälischer Bildungsbürger des 16. Jahrhunderts in diesem Raum – aber auch andernorts – ungewöhnlich rauh und hart waren, was leicht vergessen wird.⁵⁹

Seit der Reformation errichteten einige westfälische Städte ihre Lateinschulen (die späteren Gymnasien). Höhere Schulen hatte es bereits in den Domstädten Paderborn und Münster im Mittelalter gegeben. Münsters Lateinschule, das Paulinum, wurde seit der Gegenreformation von Jesuiten geleitet.⁶⁰ Schließlich kam es im 17. Jahrhundert auch zu kleineren Universitätsgründungen, provinziellen und konfessionellen Zuschnitts: Paderborn 1614 (bis 1808, kath.), Rinteln a. d. Weser 1621 (bis 1809, luth.), Duisburg 1655 (bis 1818, reformiert). Ihr Blickwinkel war, wie der der meisten damaligen deutschen „Landesuniversitäten“, beschränkt. Diese negative Kennzeichnung gilt nicht nur für die westfälischen, sondern nahezu

für alle deutschen Hochschulen des 17. Jahrhunderts. Der Dreißigjährige Krieg hatte nicht nur die Landschaft, die Städte und die Wirtschaft verwüstet, sondern auch das kulturelle Leben Deutschlands zu Boden gezogen. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts blickten angesehene Wissenschaftler wie Leibniz in Deutschland etwas mitleidig auf die Universitäten und ihre Leistungen herab, drängten auf die Errichtung von „Akademien“, um das wissenschaftliche Leben außerhalb der Universitäten anzuregen.⁶¹ Der im 16. Jahrhundert beginnende und das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bestimmende Trend zur Provinzialisierung und Konfessionalisierung der Hochschulen beschränkte sich nicht auf Deutschland. Die fürstliche Kontrolle über die Universitäten nahm zu, zugleich spielte die Theologie, mochte sie katholisch, lutherisch, calvinistisch, zwinglianisch oder anglikanisch sein, überall in Europa eine dominante Rolle. Der universitäre Provinzialismus begünstigte den Theologenstreit, dessen Rahmen nicht mehr, wie im Mittelalter, durch die Kontroversen der Scholastiker, sondern durch die jeweiligen Bekenntnisse abgesteckt war.⁶²

Schließlich hatte auch das Fürstbistum Münster 1631 ein kaiserliches Diplom (am 21. Mai, päpstliche Bestätigung am 4. August) für eine Universität erreicht, aber das Vorhaben scheint wegen der Knappheit der öffentlichen Finanzen im Dreißigjährigen Krieg nicht realisiert worden zu sein. Aus ähnlichen Gründen scheiterte dann auch Christoph Bernhard von Galen trotz seines politischen Ehrgeizes. Nachdem er 1661 die Stadt Münster erobert hatte, fehlte ihm das Geld für die beabsichtigte Einlösung des Universitätsprojektes. Zudem lagen seine politischen Prioritäten nicht gerade im Bereich von Bildung und Ausbildung. So blieb Westfalen, jedenfalls das Münsterland, bis 1780 eine Region ohne Universität.

Die Stadt Münster konnte selbst während des Dreißigjährigen Krieges ihr eigenes Fluidum bewahren. Auswärtige Besucher wie der päpstliche Nuntius (und spätere Papst Alexander VII.) Fabio Chigi, der sich während der Friedensverhandlungen von 1644 bis 1649 in Münster aufhielt, konnten, wenn sie empfindsam waren, die Tradition und den Schauer der Geschichtlichkeit, den die Stadt

ausstrahlte, spüren, aber auch die Banalität des Münsteraner Alltags. Chigi schrieb damals mehrere Gedichte in lateinischen Hexametern an einen Freund in Italien. Sein Eindruck:

„Ehemals gab der Große Karl dem Orte den Namen,
Sparte mit Stiftungen nicht, fügte die Mitra hinzu.
Sechs Jahrhunderte schon ist die Stätte die Hauptstadt Westfalens,
Statt Monasterium ward Münster auf deutsch sie genannt.
Zweifach umkränzt eine Mauer die Stadt und ein zweifacher Graben,
Fern von ihr flutet die Ems, quer durch die Stadt rauscht die Aa.
Prachtvolle Kirchen sind wiedergewonnen dem Glauben der Väter,
Als mit dem König sein Volk, wahnsinnig beide, verschwand!
Hoch zu den Wolken empor heben mächtige Türme die Helme,
Und ein melodisch Geläut klingt von den Glocken herab.
Schau! Drei Wiedertäuferkäfige hängen da droben!
Und die Gebeine selbst büßen die furchtbare Schuld.
Dicker Schmutz liegt meist an den Seiten der Straßen,
Ja, oft sieht man sogar dampfende Haufen von Mist.
Unter gemeinsamem Dach wohnen Bürger und trüchtige Kühe,
Und mit dem stinkenden Bock auch noch die borstige Sau.“⁶³

Die Stadt ohne Universität beherbergte damals gemeinsam mit dem benachbarten Osnabrück die europäischen Gesandten. Durch die Friedensverhandlungen, die die Beziehungen unter den europäischen Staaten neu regelten und fixierten, wurde der Name der Provinz wie der Stadt ein europäischer Begriff. Die kulturelle Bedeutung, die der Frieden von 1648 für die innerdeutschen Verhältnisse hatte, wird häufig übersehen. Er beendete die Zeit der gewaltsamen religiösen Auseinandersetzungen, legte aber gleichzeitig – fast bis zur Gegenwart – den status quo der konfessionellen Geographie in Deutschland fest, wie Hajo Holborn formuliert: „Zwei Jahrhunderte lang bestimmte die Regelung der religiösen Frage auf dem Westfälischen Kongreß die religiöse Landkarte Deutschlands. Nicht einmal die Entstehung konfessionell gemisch-

ter Staaten und die moderne Industrialisierung und Verstädterung im 19. Jahrhundert änderten allzuviel an diesem allgemeinen Bild. Erst die große Wanderung nach 1945 hat Verschiebungen in der Bevölkerungsverteilung mit sich gebracht, die viele der religiösen Grenzlinien des Westfälischen Friedens ausgelöscht haben.“⁶⁴

111 Jahre nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens ging Westfalen erneut, diesmal nicht in die europäische Geschichte, sondern in die europäische Literatur ein. Doch erwies sich dieser literarische Ruhm Westfalens als zweideutig oder mehrdeutig. Die Hauptfigur in Voltaires Roman „Candide ou l'optimisme“ von 1759 stammt aus Westfalen: „In Westfalen, im Schloß des Barons Thunderten-tronckh, lebte eine Jüngling, der von Natur aus sehr sanftmütig war. . . . Er war aufrichtig und reinen Geistes, und eben deshalb, glaube ich, nannte man ihn Candide“. Das erste Kapitel dieses Romans ist eine Persiflage auf das ländlich-adelige Westfalen, das Voltaire auf der Durchreise kennengelernt hatte.

Die zahlreichen Schlösser des Landes imponierten dem französischen Schriftsteller wenig: „Der Herr Baron war einer der mächtigsten Edelherren Westfalens, denn sein Schloß hatte eine Tür und Fenster. Im großen Saal hing sogar ein Gobelin. Seine Kettenhunde gaben zur Not eine Meute ab, die Stallknechte Piqueure, und der Dorfpfarrer war der Schloßkaplan. Alle nannten ihn Freiherr, und sie lachten, wenn er Geschichten zum besten gab.“ Die Handlung des Romans gab den Rahmen für eine Satire auf Strömungen im deutschen und europäischen Geistesleben ab, besonders die Philosophien Leibniz', Wolffs und Popes und ihren Glauben an die innere Harmonie der Welt. Alexander Pope hatte in seinem „Essay on Man“ (1733/34) geschrieben:

„All nature is but Art, unknown to thee;
All Chance, Direction, which thou canst not see;
All Discord, Harmony, not understood;
All partial Evil, universal Good;
And, spite of Pride, in erring Reason's spite,
One truth is clear, ,Whatever is, is RIGHT.“⁶⁵

Das war sehr optimistisch. Candides Hauslehrer Pangloß ist einer dieser philosophischen Optimisten. Voltaire setzte in dem Roman das arg bodenständige, immer auf das praktisch-Naheliegende gerichtete westfälische Denken zur Entlarvung des in Europa aufkommenden Zeitgeistes einer allzu naiven Wissenschaftsgläubigkeit ein. Mit den folgenden Belehrungen, die Pangloß dem jungen Candide vorträgt – „in seiner Einfalt glaubte er alles“ – ging Westfalen während des Siebenjährigen Krieges in die Weltliteratur ein:

„Die Dinge können nicht anders sein, als sie sind“, sagte er! „Das ist bewiesen. Denn jedes Sein hat einen Zweck, und alles Sein dient natürlich dem besten Zweck. Ihr seht, daß die Nasen gemacht wurden, um Brillen zu tragen; folglich gibt es Brillen. Die Beine sind offensichtlich dazu da, um Stiefel zu tragen. Die Steine sind dazu da, daß man sie behaut und Schlösser daraus baut. Folglich hat der Freiherr ein sehr schönes Schloß; der größte Baron der Provinz muß auch am besten wohnen; und die Schweine sind dazu da, gegessen zu werden: Schweinefleisch essen wir das ganze Jahr. Dementsprechend sagen diejenigen, die behaupten, alles sei gut, eine Dummheit. Man muß sagen: alles ist zum besten.“

Candide verläßt Westfalen, erlebt Abenteuer in aller Welt, die wenig Harmonisches an sich haben: das Erdbeben in Portugal, menschliches Unglück, Mord und Diebstahl. Nicht nur die Ideen seines Lehrers, auch er selbst erleidet Schiffbruch. Das Schicksal verschlägt ihn nach Bulgarien, zu den Indianern im Jesuitenstaat Paraguay und schließlich in das mohammedanische Konstantinopel. Dort heiratet er Kunigunde, die Tochter des Barons Thunder-ten-tronck, der ihn übrigens im ersten Kapitel des Romans wegen seiner Liebschaft mit seiner Tochter mit einem Fußtritt in den Hintern aus dem Haus gejagt hatte. Der Fußtritt hatte nicht nur die Handlung des Romans, sondern darüberhinaus einen Bildungsprozeß in Candide ausgelöst. Schließlich läßt sich Candide auf einem Landgut nieder. „Wir müssen unseren Garten bebauen“, sagt er am Schluß abgeklärt.

Soweit Voltaire über Europa in Westfalen. Die Zeit war reif, um mit der Gründung der Universität zu beginnen. Übrigens wußte

man in Westfalen vermutlich wenig von dem literarischen Welt-
ruhm, den man erlangt hatte. Der Roman kam auf den päpstlichen
Index und wurde deshalb im katholischen Westfalen kaum gelesen.
Man mußte sich mit dem *Anti-Candide*, den der Osnabrücker
Justus Möser (1720–1794) verfaßte, begnügen.

¹ „Solve igitur legem nostratum hucusque silentium et aliqua saltem pauca
omni laude digna depromere curavi, et eo licentius, quo jam ultra triginta
annos exul ac alienis exemplis provocatum me cerno.“ – „So will ich denn
gegen unsere Gewohnheit das bis heute andauernde Schweigen unserer
Landsleute brechen. Ich will nur wenig erzählen, aber das ist für unser
Land recht ehrenvoll. Ich tue es umso lieber, weil ich schon über dreißig
Jahre lang recht fern der Heimat lebe und das Beispiel anderer mich zum
Schreiben angeregt hat.“ (W. Rolevinck, *De laude antiquae Saxoniae nunc
Westphaliae dictae* (Text der lat. Erstausgabe von 1474), übers. u. hg. H.
Bücker, Münster, S. 10f.)

² Rolevinck, S. 131. – Original: „Veniendum est ad studia litterarum, si
forte nostra Westphalia soleat natos suos transmittere. Hodie ipsa univer-
sitatem nullam habeat, sed an in christianitate sit aliqua Westphalorum
expers, non facilem dixerim. Insuper si aliqua facultas sit quam aggredi
paveant, omnino diffido.“ (S. 130)

³ S. 131. Original: „Hic profunda theologiae mysteria scrutatur, hic
canonibus, hic legibus, hic medicinalibus praeceptis invigilat, hic artibus,
hic poesi, hic chronicis, hic stellis numerandis, terris metiendis, aquis,
aeribus, ignibus aetheris, provinciis, bestiis, hominibus, angelis, ceteris-
que creaturis a Deo factis cognoscendis studium impendit. Ut breviter
dicam: quidquid unquam in notitiam hominum venire potest, confidunt
se apprehendere posse. Omnibus his qui bene utitur, scalam sibi erigit, per
quam ad Dei cognitionem ascendit.“ (S. 130); zu Rolevincks vorreforma-
torischem Geschichtsverständnis, so in dem von ihm verfaßten, zu Beginn
des 16. Jhdts. in den europäischen Bibliotheken weit verbreiteten „*Fasci-
culus temporum*“ (eine Art Chronologie der Weltgeschichte) vgl. L. v.
Ranke, *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, hg. W.
Andreas, Hamburg 1957, S. 635. – Der Kölner Johann Koelhoff, der in
der Einleitung seiner „*Cronica van der hilligen stat van Coellen*“, 1499,
auch einige Gedanken über den Sinn der Geschichtsschreibung einfügte
(„bereits der wise meister Tullius“ [Cicero] habe von der „*historia*“
gesagt: „die is ein gezuige der zit, ein liecht der wairheit, ein leven der
memorien of der gedechtnisse, ein meistersche des Lebens und ein

- verkundersche der altheit“), führte den „Fasciculus tempororum“ „broder Werneirs van carthuser orden zu Coellen“ in die Reihe der ihm bekannten Geschichtswerke – von Caesar bis zur Gegenwart, d.h. bis 1500 – auf. (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 13, Cöln, Göttingen 1968 [Nachdruck], S. 255 u. 257.)
- ⁴ Zur Universität Köln, den Beziehungen von städtischer Gesellschaft und Hochschule – vom Mittelalter bis heute – vgl. A.-D. von den Brincken, Die Stadt Köln und ihre Hohen Schulen, in: Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1977, S. 27–52. – Zur Struktur und Soziologie der mittelalterlichen Universitäten Europas: J. Le Goff, Les intellectuels au Moyen Age, Paris 1985 (1957).
- ⁵ Einen Einblick in die spätmittelalterlichen geistlichen Mentalitäten Westfalens vermitteln die Predigten der Augustiner Hollen und Vrie aus Osnabrück, des Franziskaners Dietrich Kolde, des Soester Dominikaners Jacob Schwarten und, am sensibelsten, des Münsteraner Fraterherren Johann Veghe, der seine Predigten häufig im Frauenkloster Niesing (in der Nähe der Servatiikirche) hielt. (F. Jostes [Hg.], Johann Veghe. Ein deutscher Prediger des 15. Jahrhunderts, Halle a.S. 1883; F. Jostes, Zur Geschichte der ma. Predigt in Westfalen, in: Ztschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde [WZ] Bd. 44, Münster 1886, S. 147.)
- ^{5a} Johannes Cochlaeus, Brevis Germanie descriptio (1512), hg., übers. u. kommentiert v. K. Langosch, Darmstadt 1976, S. 147
- ^{5b} A. a. O., S. 156 f.
- ⁶ Zitiert nach: Erasmus von Rotterdam, Briefe, hg. W. Köhler, Wiesbaden 1947, S. 9. – Im Text selbst steht der Name „Anton Gang“, wohl eine Verwechslung von Anton Vrye.
- ⁷ Zu den Leistungen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ im Bildungswesen: G. R. Potters, Education in the 14th an 15th Centuries, in: The Cambridge Medieval History, vol. III, Cambridge 1936, S. 710–717. – Dort über das Wirken von Hegius als Schulleiter in Deventer: „ . . . They took great care in the choice of teachers and particularly of headmasters. It was, for example, mainly owing to the personalities of men such as Hegius at Deventer . . . that these particular schools achieved the marked success that they did. Further, they welcomed really poor boys, whom they taught in every way as well as their richer schoolfellows.“ – Erasmus wurde der berühmteste Schüler von Hegius (Vgl. R. H. Bainton, Erasmus. Reformers zwischen den Fronten, Göttingen 1972), S. 19, 21, 29.
- ⁸ Es war von dem Domvikar Heinrich Ahaus (gest. 1439) errichtet worden. Das Statut der Gemeinschaft verlangte, daß in dem Haus – es befand sich in der Nähe des Bispinghofs – „zwei oder mehr Priester mit einigen Klerikern und einem oder mehreren Laienbrüdern wohnen, die durch irgendwelche Hindernisse nicht in einen Orden eintreten könnten oder

ihrer Berufung nach das nicht vorhätten, sondern bis zu ihrem Ende in dem Hause bleiben, in Niedrigkeit, Keuschheit und anderen Tugenden lebend, Gott dienen und im gemeinsamen Leben sich gegenseitig unterstützen wollten.“ (Zit. bei E. Iserloh, *Devotio moderna – Die ‚Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben‘ und die Windesheimer Augustiner Kongregation*, in: *Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800–1800*, Münster 1982, S. 193.) Über die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Gemeinschaft und ihre Stellung innerhalb der Stadt: H. Höing, *Kloster und Stadt. Vergleichende Beiträge zum Verhältnis Kirche und Stadt im Spätmittelalter*, dargestellt am Beispiel der Fraterherren in Münster, Münster 1981.

^{8a} A. Schröer, *Die Kirche in Westfalen vor der Reformation*, Bd. 2, Münster 1967, S. 330 und 334.

⁹ Vgl. W. Kohl, *Die devotio moderna in Westfalen*, in: *Monastisches Westfalen*, S. 203–207. – Auf S. 200f. Wiedergabe von Büchern des Fraterhauses. – Frauen waren nach dem Statut von 1431 in dem Haus und den Wohnungen der Fraterherren nicht zugelassen: „Item prohibeatur ne maalieres aliquatenus ingrediantur ad conventus vel domos fratrum nostrorum.“ (Wiedergabe des Statuts in: G. Rehm, *Quellen zur Geschichte des Münsterschen Kolloquiums und des Schwesternhauses Engelenhuis in Groenlo*, in: *Westfälische Zeitschrift* 131/132 [1981/82], S. 28.)

¹⁰ Von dem alten Haus Langen ist heute nur noch wenig zu erkennen: lediglich die Spuren eines früheren Walls und Grabens. Ein akademischer Pilgergang von Münster nach Everswinkel würde etwas enttäuschend ausfallen.

¹¹ Zur Einordnung der Rolle Rudolf von Langens in die Bewegung der Schulreform des 15./16. Jahrhunderts in Europa vgl. R. Weiss, *Learning and Education in Western Europe from 1470 to 1520*, in: *The New Cambridge Modern History*, Bd. 1, Cambridge 1957, S. 116.

^{11a} Übersetzung von Hermann Bückler. Eine Beschreibung der Entstehung des Gedichts und weitere Literaturangaben finden sich in: H. Bückler, *Das Lobgedicht des Johannes Mummellius auf die Stadt Münster und Ihren Gelehrtenkreis*, in: *Westfälische Zeitschrift* 111 (1961), S. 53–74. Die Originalfassung der zitierten acht Strophen lautet:

Westphalae gentis decus, aura, splendor,
 Civitas Paulo celebris patrono,
 Notior Delphis, variis Athenas
 Artibus aequat!
 Haec agro gaudet Cereris ferace
 Gaudet et caelo bene temperato,
 Nec sui glandes, nec amoena desunt
 Pascua bobus.

Errat herboso lepus hic in arvo,
 Dentibus saevi minitantur apri,
 Cervus et vivax bibit in virenti
 Margine fontis.
 Eminent turres nimium levatae,
 Sunt domus altae, speciosa lucent
 Templa; et obscurae decorata cingunt
 Moenia fossae.
 Hic frequens dulci spaciatur amne
 Piscis et curvo retinetur hamo;
 Stant aquas circum niveo puellae
 Crure lavantes.
 Hic colunt Christum pietate mira
 Plebs, patres, victor Veneris sacerdos
 Et pii blandis Mariae canuntur
 Vocibus hymni.
 Caereis ardent superis dicatae
 Et bonos arae redolent odores
 Resque divinae peraguntur omnes
 Corpore casto.
 Cum Dei verbum bene culta lingua
 Seminat, multi pueri, puellae
 Confluunt; matres et anus plicatis
 Frontibus adstant.

Den Hinweis auf Murmellius verdanke ich Heinrich Petzmeyer.

- ^{11a} Zu dem seit dem Mittelalter beliebten Topos der Stadt als „Objekt der Literatur“ vgl. O. Borst, *Babel oder Jerusalem? Prolegomena zu einer Geistesgeschichte der Stadt*, in: Ders., *Babel oder Jerusalem? Sechs Kapitel Stadtgeschichte*. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt zum sechzigsten Geburtstag des Autors hg. von H. Böhme, E. Jäckel und R. Jooß, Stuttgart 1984, S. 60ff.: „Um 1500 herum scheinen die Gestalt, der Raum, die innere Ordnung der deutschen Stadt eine rundum lobenswerte Sache, nicht nur in sichtbarem, in optischem Sinn. Auch gerade der Ordnungsfaktor „Stadt“ bewährt sich immer wieder aufs neue. (S. 63)
- ^{11b} H. Bückler, *Das Lobgedicht des Johannes Murmellius auf die Stadt Münster und ihren Gelehrtenkreis*, S. 63–67.
- ¹² A Hermanni Kerssenbroch, *Anabaptistici furoris Monasterium inclitum Westphaliae metropolim evertentis historica narratio*, hg. H. Detmer, 2 Bde., Münster 1899/1900 – Die bisher dritte deutsche Übertragung erschien 1929 bei Aschendorff, Münster. – Kerssenbrock wurde 1519 in Bartrup bei Lemgo geboren, er besuchte die Schule in Paderborn, seit 1533 die Domschule in Münster. Hier wurde der 14jährige Augenzeuge

der Anfänge der Täuferbewegung. Im Februar 1534, als sich die Vorherrschaft der Täufer abzeichnete, flüchtete Kerssenbrock mit der Familie seines Hauswirts nach Herford. Seit 1538 studierte er in Köln und erwarb dort 1540 das Baccalaureat. Damals verfaßte er seine erste, kurze Darstellung der Täuferunruhen: als Gedicht in lateinischen Hexametern. 1546 unterrichtete Kerssenbrock an dem ein Jahr zuvor gegründeten Gymnasium in Düsseldorf. In dieser Zeit immer reger werdender schulischer Aktivitäten (Neugründungen und Reformen) war die Karriere eines Gymnasiallehrers mit häufigem Ortswechsel verbunden: 1548 findet sich Kerssenbrock an dem Gymnasium in Hamm, von 1550 bis 1575 in Münster. Er verließ Münster 1574 wegen einer Pestepidemie. Er war verheiratet und hatte damals fünf Söhne. Seine Frau, Elisabeth Jüdefeld, kam aus einer Familie des Münsteraner Patriziats. 1578/79 lehrte er in Paderborn, anschließend drei Jahre in Werl und von 1582 bis 1585 leitete er das gemischt-konfessionelle Gymnasium in Osnabrück. Hier starb er am 5. Juli 1585.

- ¹³ Vgl. W. Ribhegge, Politik, Religion und Gesellschaft im 16. Jahrhundert (Auszug: Münster), vervielfältigtes Vorlesungsmanuskript WS 1982/83 – Kerssenbrocks Beschreibung war gleichsam als Gegenbild zu dem späteren Treiben der Täufer gedacht. Kerssenbrock war engagierter Pädagoge. Münster diente ihm als historisches Exempel, wie Carthago und Troja in der Antike: „So hat Carthago, die herrliche Stadt in Afrika, durch Hochmut, Ehrgeiz und Eifersucht sich selbst den Untergang zuwege gebracht. So sind die Einwohner von Sodom und Gomorrha, da sie durch Üppigkeit und Wollust sich den Haß Gottes zugezogen hatten, durch Pech und Schwefel aufgerieben worden. So haben Troja, Babylon, Ninive und andere Städte dieser Art durch ihre Laster sich selbst ins Verderben gestürzt.“ (Kerssenbrock, 1929, S. 10.)
- ¹⁴ Kerssenbrock, 1929, S. 15. – Im Original: „Sunt et extra urbem horti amoenissimi variis herbarum fructicumque generibus consiti, in quibus cives urbem egressi sese ablectant et bono vino cervisiaque omnem animi molestiam et maerorem saepe abluunt.“ (Kerssenbrock, 1899, S. 14.)
- ¹⁵ Kerssenbrock, 1929, S. 16f.
- ¹⁶ Kerssenbrock, 1929, S. 20.
- ¹⁷ Beispiel: „Die Stadt wird von zwei, ziemlich breiten und tiefen Gräben vollständig umgeben, davon ist nicht nur der eine, der an das freie Feld und einige Gärten stößt, sondern auch der andere, der diesseits des Walls gezogen ist, mit Dämmen, Verteidigungsplätzen, Zufluchtsstätten und Schwalbenlöchern (vorgelagerte Blockhäuser mit Schießscharten) so ausgestattet, daß kein Feind, wenn er auch noch so viel Gewalt anwende, über sie hinwegkomme. Mitten zwischen diesen Gräben liegt ein breiter, hoher und steiler Wall, der den zweiten, inneren Graben ununterbrochen umgibt, dessen Höhe mit eichenen, spitzen Schanzkörben gekrönt ist,

unten aber, nicht weit von dem Wasser, von einer dichtgeflochtenen, undurchdringlichen und undurchsichtigen Dornenhecke künstlich umgeben ist. Diese beiden Verschanzungen werden den Feind, wenn er auch schon über den Graben gekommen ist, leicht aufhalten, die Höhe zu erreichen. Dieser Wall ist auch mit verschiedenen inneren Behältern, verborgenen Gängen und Minen ausgestattet, von denen aus man den Feind von allen Seiten mit Geschütz und Wurfgeschossen erreichen kann. Aber es ist besser dies mit Stillschweigen zu übergehen, als öffentlich bekannt zu machen.“ (Kerssenbrock, 1929, S. 26 f.)

- ¹⁸ Ausführlich beschreibt Kerssenbrock das Schohaus (Schauhaus) am Fischmarkt, die Versammlungsstätte der Bürgerschaft, die gegenüber dem Rat als das demokratische Organ der Stadt wirkte: „Auf der anderen Seite des Lamberti-Kirchhofs zum Westen hin liegt der Korn- und zum Norden der Fischmarkt. Dort liegt auch das öffentliche Haus der gesamten Bürgerschaft, wo gelegentlich alle Bürger, manchmal nur die Vorsteher der Bürgerschaft mit den Viertelsherren, je nachdem, wenn es die Bedeutung der Gegenstände erfordert, zusammenkommen, um sich über das allgemeine Beste zu beraten. Hier werden die Meinungen des Volkes gleichsam mit häfnen Stricken so fest zusammengeheftet, daß der Magistrat nicht imstande ist, sie zu trennen.“ Kerssenbrock ist das Schauhaus verhaßt: „Diese Satansschule ist fast allezeit dem Magistrat zur Last gewesen, indem sie fast zu allen bürgerlichen Unruhen Gelegenheit gegeben hat. Sie hat zuerst verschiedene Neuerungen in der Religion eingeführt, und zuletzt das wiedertäuferische Ungeheuer zur Welt gebracht, und zum Verderben aller Rechtschaffenen aufgezogen“ (Kerssenbrock, 1929, S. 66 f.)
- ¹⁹ Kerssenbrock, 1929, S. 81: „Der Fluß der Aa, der durch verschiedene Quellen gespeist wird, fällt durch starke Schleusen in die Stadt ein und da, wo diese am niedrigsten ist, zieren seine beiden Ufer bald Wiesen, bald Baumgärten, bald schöne Gebäude in großer Zahl.“ Die Aa treibt sowohl die Wassermühlen der Georgskommende wie des Herrn von Wyck an. Mitten in der Stadt teilt sie sich in zwei Arme, die später wieder zusammenkommen und dadurch eine Art Insel bilden, „die aber durch Brücken mit dem festen Land“ verbunden ist. „Über diesem Fluß sind, damit die Reinlichkeit der Stadt umso größer sei, auf öffentliche Kosten hin und wieder heimliche Gemächer (Toiletten) gebaut. Kurz, der Fluß führt allen Unrat der Stadt, der von beiden Seiten in ihn hineinfällt.“ Unrat, der sich in den Gassen ansammle, werde auf öffentlichen Karren weggebracht, um die Äcker damit zu düngen. Die Fischrechte in der Aa stünden zur Zeit dem Domdechanten und dem Propst von St. Mauritius zu.
- ²⁰ Kerssenbrock, 1929, S. 87.
- ²¹ Kerssenbrock, 1899, S. 102.
- ²² Für die Bildungsreform des 15./16. Jahrhunderts, die ganz Europa erfaßte

– in England wären ohne sie die Werke Shakespeares und in Frankreich die Rabelais' und Montaignes undenkbar – ist der Lebensweg des Westfalen Johannes Rivius exemplarisch. Rivius (geb. 1. 8. 1500 in Attendorn, gest. 1. 1. 1553 in Meißen) hatte die Schule des Attendorner Ortsgeistlichen Tilmann Mülle besucht, der mit der Münsteraner Schulreform Rudolf von Langens zusammenarbeitete. Trotz schwacher Gesundheit studierte Rivius bereits mit 16 Jahren an der Universität Köln. Später übernahm der lutherische Humanist Schulstellen in Sachsen (Zwickau, Marienburg, Schneeberg, Freiberg) und die Schulaufsicht über die neuen sächsischen Fürstenschulen (Gymnasien). Rivius verfaßte zahlreiche literaturwissenschaftliche, pädagogische und theologische Lehrbücher, darunter textkritische Arbeiten zu Terenz, Cicero und Sallust. Weitverbreitet war sein Handbuch „De iis disciplinis, quae de sermone agunt, ut sunt Grammatica, Dialectica Rhetorica libri XVIII, Leipzig 1539, in dem er die Verwendung der deutschen Muttersprache im Unterricht anregte (Vgl. G. Müller, Johannes Rivius, ADB 28 [1889], S. 709–713).

²³ Der Text findet sich in der Ausgabe der lateinischen Fassung der „historica narratio“ von Detmer (1899), S. 32–39.

²⁴ Vgl. H. Rothert, Westfälische Geschichte, Bd. 1, Gütersloh 1981 (Nachdruck) S. 485.

²⁵ Rolevinck beschreibt anschaulich in seiner Westfalengeschichte die Erfahrungen eines westfälischen Bauernsohnes, der in die Dienste eines größeren städtischen Haushalts getreten war: „So gerät der Bursche in das Haus eines wohlhabenden Mannes. Er verspricht, treu und gewissenhaft zu arbeiten und versucht, alles zu tun, was man ihm aufträgt. Er läuft hin und her, ist aber mehr willig als brauchbar, ist so gefällig, wie er lang ist, und stellt sich so dumm an, daß er nicht einmal Wasser holen kann. Für alle Dinge, die ihm neu sind, hat er wunderliche, plattdeutsche Namen. Eine Silberschale nennt er ein eisernes ‚Kümpken‘. Zinnerne Kannen, Trinkbecher, Löffel, Humpen und ähnliche Dinge, meint er, seien aus Stahl. Bunte, weiße und sonstige Pelze hält er für Katzenfelle. Sieht er ein Wandgemälde, das einen Löwen darstellt, ruft er verwundert aus: ‚Was für einen langen Schwanz hat doch dieser Hund‘ Soll er für den Herrn dies oder jenes tun, was er nicht kennt, so stellt er sich so drollig-täppisch an, daß die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter ausbricht. Soll er gewürzten Wein einschenken, stutzt er und meint, es sei Sand in den richtigen Wein gekommen. Er holt ein Stück Leinen und will den Wein damit sieben. Sagt man ihm, er möge die gedrechselten Manuale holen, kommt er mit einem dicken Brett heran, das man zum Kohlschneiden gebraucht. Wenn sein Herr eine Schere wünscht, um sich den Bart zu stutzen, geht der Junge zum Stall und holt eine Roßschere. Einen sehr einfältigen Tropf, den ich kenne, schalt man einmal, er habe sein schmutziges Fell nicht gewaschen; da lief der arme Taps schleunigst zum

- Brunnen und schleppte Wasser heran!“ (W. Rolevinck, *De laude antiquae Saxoniae*, hg. H. Bückler, S. 165 f.)
- ²⁶ Rolevinck, *De regimine rusticorum*, dt.: W. Rolevinck, *Die seelsorgliche Führung der Bauern. Bauernspiegel*, übers. u. komment. E. Holzapfel, Freiburg 1959, S. 74: „Wenn nämlich durch die Bezeichnung des Kreuzes oder durch das Beten des Vaterunser oder mit einer anderen heiligen Handlung, wie sie in der Kirche üblich sind, sofort alle Übel notwendigerweise abgewehrt würden, dann würden Glaube und Hoffnung weitgehend überflüssig.“
- ²⁷ A. a. O., S. 76.
- ²⁸ A. a. O.; als Generalregel empfahl Rolevinck: „Bei all diesen unheilvollen Einbildungen halte man sich an den gesunden Menschenverstand. Man beherrze die Lehre des katholischen Glaubens, daß diese Dinge in Wahrheit keine Wirkung haben, sondern den Wahnvorstellungen unglücklicher Menschen entstammen.“
- ²⁹ A. a. O., S. 77
- ³⁰ Der Augenzeuge Gresbeck berichtet: „Sie hebben ock vief ofte sees scholen up geschlagen in der stat. Dair lereden die kinder und die jungen und medekens. Dieselve moisten leren die duitsche salmen, schreven und lesen. Al dat gene, dat sie lerden, datselve was al von der dope und na irer weise. So wolden sie die junge kinder so leren in der junckhiet, und solden so mit der dope up wassen.“ Die Kinder wurden wöchentlich paarweise aus den Schulen in den Dom zur Predigt geführt: „So plagen die kinder uth allen scholen alle wecken in den doem tho gain, bei paren, die straet entlanges. So plagen sie den kindern in dem doem tho predeken und wolden sie in der tiet an fueren.“ – Gresbeck berichtet von Bücherverbrennungen: „Und hebben ferner gebieden laten in der predicate; al die giene, die boke of brieve hedden in oer huis, dieselven solden sie brengen up den doemhof. So hebben ein deil Lude ir boke und brieve gebracht, und alle die boke uth den kercken und uth den kloesters. So hebben sie deselve bocke und breve up den doemhof in vief ofte sees hoepe gelacht und hebben sie gebrant . . . Ein deil lude hebben ihr brief beholden und ihre boecke.“ (C. A. Cornelius [Hg.], *Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich*, Münster 1853 [Neudruck 1965]), S. 47.
- ³¹ Zu Bernhard Rothmann, R. Stupperich (Hg.), *Schriften Bernhard Rothmanns*, Münster 1970 (Einleitung), S. XI–XXIII.
- ³² Stupperich, S. XV.
- ³³ Brief B. Rothmanns an den Bischof von Münster, Friedrich von Wied, vom 16. Januar 1532, abgedruckt bei Stupperich, S. 19–21. Rothmann schreibt höflich, fast demütig, aber ungemein beredt und verwendet Vergil-Zitate: Der Droste von Wolbeck, Dietrich von Merveldt, habe ihm das Predigtverbot mitgeteilt. „Starr, stand ich, die Haare gesträubt, mir

stockte die Stimme“ – „obstipui, fateor, steterunquae comae, vox faucibus haesit“ (nach Vergil, Aeneis II, 774).

- ³⁴ A. a. O., S. 19. „Und sieh, welcher Schmerz! Mir, der ich ahnungslos war und nicht das Geringste erwartete, weil ich mir keiner Schuld bewußt war, verweigerte er Deinen Schutz!“
- ³⁵ „Idcirco, optime princeps, respice quaeso huius causae necessitatem, respice dignitatem tuam et laudatissimam non meam tantum, sed omnium de te existimationem et indulge in hac patria mea publico tuo praesidio tantisper vivere tuto, donec per accusatores meos criminis alicuius reus convictus fuero, aut certe quoadusque doctrinae meae confessio, quam propediem publico omnium iudicio, ut qualis sit cognoscatur, producatur, examinetur, probetur aut meo periculo condemnetur. Quod cum aequitatis ratio postulet, d. t. clementer facturam dubitare non debeo, sed ita me commendo, ita confido, ita spero in tuam amplissimam dominationem, quam Dominus Iesus nobis servet et magnificet ad gloriam evangelii sempiternam. Amen! Responsum d. t. clemens suppliciter precor. Datum anno 1532 in pervigilio Antonii. T. D. deditissimus Bernhard Rothmannus ecclesiastes D. Mauritii. (A. a. O., S. 21).
- ³⁶ R. van Dülmen, *Reformation als Revolution. Soziale Bewegung und religiöser Radikalismus in der deutschen Reformation*, München 1977, S. 272.
- ³⁷ van Dülmen, S. 272.
- ³⁸ „Korte Anweisung der Missbruch der romischen Kerken“ (Stupperich, S. 58ff.).
- ³⁹ „Candide et confidenter scripsi. Tu quoque candide et amice accipies. Nam amari et coli te a nobis volo non dubites. Wittembergae ante Vigil. Nativitatis Christi 1532. T. Martinus Luther.“ (Stupperich, S. 39).
- ⁴⁰ Dieses Bild vermittelt Marguerite Yourcenar in dem Kapitel „La mort à Münster“ des Romans „L’Oeuvre au Noir“, Paris 1968. Sie läßt dort Rothmann die Ankömmlinge an dem Stadttor empfangen: „Bernard Rottmann les reçut aux portes de Münster dans un encombrement de charois, de sacs et de barils . . . Simon écoutait les explications du Grand Restitueur: Rottmann était calme; tout comme la foule endoctrinée par lui qui traînait par les rues les légumes et le bois de la campagne voisine, il comptait sur l’aide de Dieu.“ (S. 86).
- ⁴¹ Stupperich, S. XVII.
- ⁴² Hermann von dem Busche wurde in Sassenberg (Kr. Warendorf) geboren, besuchte die Domschule Rudolf von Langens, später die Schule Alexander Hegius in Deventer. Seine Studien, unsterblich wie die vieler Humanisten, führten ihn nach Heidelberg, Rom und Bologna. Vorübergehend hatte er eine Stellung am Hof des Bischofs von Münster eingenommen, doch nahm er 1495 in Köln ein juristisches Studium auf. Danach kam er als „Wanderlehrer“ nach Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen,

Hamburg, Lübeck und Wismar. Er hielt Vorlesungen in Rostock über antike Dichtung, verfeindete sich jedoch mit dem Rektor. 1502 erhielt er an der soeben gegründeten Universität Wittenberg einen Lehrstuhl für Beredsamkeit und Poesie; 1513 lehrte er in Leipzig. Seit 1507 hielt er sich in Köln auf und galt als einer der Verfasser der „*Epistolae obscurorum virorum*“. Im Reformationsstreit schlug er sich auf die Seite Luthers. 1523 folgte eine Professur für römische Literatur in Heidelberg, 1527 für Geschichte in Marburg. Er starb im April 1534 am Hof des Bischofs in Dülmen. – Eine erste Biographie verfaßte Hermann Hamelmann 1584. – Vgl. W. Trusen, Hermann von dem Busche, NDB 3 (1957), S. 61 f.

- ⁴³ „Mann solle nicht achten up Doctoren und Licentiaten, Meister off ander gelerten, oick nicht up fursten und herrn, stende, ryke offte stede, sunder allein up dat pur rein wort gottes.“ (Niederdeutsche Niederschrift der Disputation bei Stupperich, S. 95–119; hier: S. 98).
- ⁴⁴ Stupperich, S. 98.
- ⁴⁵ Stupperich, S. 101.
- ⁴⁶ Stupperich, S. 103.
- ⁴⁷ Stupperich, S. 104.
- ⁴⁸ van Dülmen, S. 284.
- ⁴⁹ Erasmus an Justus Decius, Freiburg, den 22. August 1534, in: Allen, *Opus Epistolarum Des. Erasmi Rot.*, Oxford 1906–1958, Nr. 2961. – Aus Dülmen schrieb Viglius Zuichemus an Erasmus, so in Briefen vom 22. August 1535 (Allen, Nr. 2962) und vom 26. Februar 1535. Aus Köln wurde Erasmus am 17. August 1535 von der Eroberung der Stadt Münster und der Hinrichtung der führenden Wiedertäufer berichtet. Über das Schicksal Bernhard Rothmanns, des geistigen Führers der Täufer, sei allerdings nichts bekannt: „Bernardus Rotmannus baptista, qui sectae anabaptistice Monasterii fuit propagator neque inter cadavera neque alibi (ut aiunt) repertus est.“ Man habe ihn weder unter den Leichen noch anderswo gefunden. Im Scherz werde gesagt, er sei mit Hilfe der nekromantischen Kunst im Nebel entschwunden (Allen, Nr. 3041).
- ⁵⁰ Allen, Nr. 3031. Heresbach lobte darin von dem Busches Widerstand gegen die Täufer: „Inter quos et Buschius fuit, qui iam inde ab initio, anabaptisticae doctrinae audacissime restitit.“
- ⁵¹ Erasmus von Rotterdam, Briefe, S. 555 f. – Die Gerüchte trafen zu: Fisher war am 22. Juni, Thomas Morus am 6. Juli hingerichtet worden. – Münster war am 25. Juni erobert worden. Die Stadt wurde von eindringenden Landsknechten geplündert.
- ⁵² H. Neuhaus, Das Reich und die Wiedertäufer von Münster, in: *Westfälische Zeitschrift* Bd. 133 (1983), S. 9–36. Der „Abschied von Neuß“ zwischen dem Kölner Erzbischof Hermann von Wied, dem Herzog von Cleve, Jülich, und Berg, Johann, und dem Bischof von Münster, Franz von Waldeck, vom 19. Juli, unmittelbar nach der Eroberung der Stadt, der

- das politische Konzept der siegreichen Belagerer wiedergibt, bezieht sich auf den „Abschied von Worms“ vom April 1535 (Münsterische Urkundensammlung Bd. 1, hg. v. J. Niesert, Coesfeld 1826, S. 201–215).
- ⁵³ H. Rothert, Westfälische Geschichte, Bd. 2, S. 52.
- ⁵⁴ „Item dat des Slottel van allen porten jders auentz na gelegenheit der tith, und ordnung des Stadtholders, up dat Huess dem Stadtholder to Handen sollen werden van den porteneren geleuert.“ (Münsterische Urkundensammlung, S. 266)
- ⁵⁵ Münsterische Urkundensammlung, S. 248.
- ⁵⁶ „Ego vero partim huius divinae tuae virtutis admiratione, partim magnitudine amoris in patriam excitatus, duxi tuam celsitudinem, hoc tempore oratione qualicunque cohortandam, ut pro suo pulcherrimo in Remp. [Redemptionem] studio, de ludo literario amplissimo Principe digno Westphalae iuventuti aperiundo, aliquando cogitaret. Quod inde non minor officii laus, et nominis splendor ad tuam dignitatem, quam salutis accessio, et foelicitatis incrementum ad totam Remp. [Redemptionem] sit perventurum.“ (Arnoldi Burenii oratio ad reverendissimum Episcopum Monasteriensem de scholis literariis constituendis, in quibus semper Ecclesiae Dei seminaria fuerunt, Wittenberg 1944 [Inkunabel]). – Den Hinweis auf die Schrift von Burenius verdanke ich Dieter Metzler.
- ⁵⁷ Melanchthon schrieb: „Harum maximarum rerum ut duraret memoria, voluit deus extare monumenta, certa autoritate tradita, haec legi, cognosci, audiri, praecipit. Et Christus inquiet. Si quis diligit me, sermones meos servabit. Testatur hoc se officio praecipue coli, si studia doctrinae quam tradidit amemus, si recte discamus Evangelium, si curemis ne monumenta Evangelii intereant, set ut posteris tradatur pura et incorrupta doctrina. Hac est magna et necessaria causa discendi literas; qua moveri omnes homines oportebat, ac praecipue gubernatores.“ („Damit so große Dinge der Erinnerung erhalten bleiben, wollte Gott, daß es Dokumente gibt, die mit gesicherter Autorität überliefert werden. Er verpflichtet uns, diese zu lesen, zu erkennen und zu hören. Und Christus sagt: Wer mich liebt, wird meine Worte bewahren. Dies beweist, daß der Auftrag besonders erfüllt wird, wenn wir das Studium der Lehre, die er uns übergab, lieben, wenn wir das Evangelium richtig lernen, wenn wir darauf achten, daß die Dokumente des Evangeliums nicht untergehen, sondern daß den Nachkommen die Lehre rein und unverdorben überliefert wird. Dies ist der große und zwingende Grund, die Schriften zu studieren. Er muß alle Menschen anspornen, aber besonders die Politiker.“) – A. a. O.
- ⁵⁸ B. Lucas, Der Buchdrucker Lambert Raesfeldt. Ein Beitrag zur Buchdruckereigeschichte Münsters im 16. und 17. Jahrhundert, Münster 1927.
- ⁵⁹ Vgl. E. Thiemann, Die Theologie Hermann Hamelmanns, Diss. Münster 1958. – Hermann Hamelmanns Geschichtliche Werke. Kritische Neuauaus-

- gabe, hg. K. Löffler, Bd. 1: Schriften zur niedersächsisch-westfälischen Gelehrten- und Schulgeschichte (Heft 3: *Illustrium Westphaliae virorum libri sex*), Münster 1908; Bd. 2: Reformationsgeschichte Westfalens, Münster 1913.
- ⁶⁰ Einen ausführlichen Überblick gibt: A. Hartlieb von Wallthor, Höhere Schulen in Westfalen vom Ende des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *Westfälische Zeitschrift* 107 (1957), S. 1–105.
- ⁶¹ Ch. E. McClelland, *State, Society and University in Germany 1700–1914*, Cambridge 1980, S. 27.
- ⁶² R. R. Bolgar, *Education and Learning*, in: *The New Cambridge Modern History*, Bd. 3: *The Counter-Reformation and Price Revolution 1559–1610*, Cambridge 1971, S. 438. – Protestantische Universitätsgründungen finden sich zu dieser Zeit in Jena (1558), Helmstedt und Leyden (1574), Dublin (1591), katholische, überwiegend von Jesuiten getragene, in Mexiko (1551), Lima (1551), Dillingen (1554), Douai (1562), Pont-à-Mousson (1572), Wilna (1578), Würzburg, die Gregoriana in Rom (1582), Graz (1585). – Wissenschaftliche Fortschritte sind in dieser Zeit wohl am ehesten in der Medizin zu verzeichnen, besonders auf dem Gebiet der Anatomie. – Generell: R. Mandrou, *Des humanistes aux hommes de science XVI^e et XVII^e siècles (Histoire de la pensée européenne Bd. 3)*, Paris 1973.
- ⁶³ Fabio Chigi, *Gedichte zu seinem Aufenthalt in Münster 1644–1649*, lat. u. dt., Münster 1975, S. 17–19. – Seinen Tagesablauf in Münster faßt Chigi in zwei Zeilen zusammen:
 Lesen, schreiben, verhandeln muß ich, daheimbleiben, ausgehn,
 Und im Gebet am Altar flehn um den Frieden der Welt.“
 „Ambulo, servo domum, lego, scribo, negotia curo,
 sacra colo, pacem nocte dieque rogo.“ (A. a. O. S. 20f.)
 Dazu die einfühlsame Beschreibung von H. Bückler: *Der Nuntius Fabio Chigi (Papst Alexander VII.) in Münster 1644–1649*, nach seinen Briefen, Tagebüchern und Gedichten, in: *Westfälische Zeitschrift* 108 (1958), S. 1–90.
 Die poetische Faszination, die von dem Westfälischen Frieden ausging, hat sich anscheinend weit über 300 Jahre erhalten, von Fabio Chigi bis Günter Grass: „Gestern wird sein, was morgen gewesen ist. Unsere Geschichten von heute müssen sich nicht jetzt zugetragen haben. Diese fing vor mehr als dreihundert Jahren an. Andere Geschichten auch. So lang rührt jede Geschichte her, die in Deutschland handelt. Was in Telgte begann, schreibe ich auf . . .“ (G. Grass, *Das Treffen in Telgte*, Reinbek bei Hamburg 1971. S. 7)
- ⁶⁴ H. Holborn, *Deutsche Geschichte der Neuzeit*, Bd. 1, München 1971, S. 345.
- ⁶⁵ *The Poems of Alexander Pope*, hg. J. Butt, London 1963, S. 515.

Katholische Aufklärung, Franz von Fürstenberg und der „Kreis von Münster“ 1780–1802

Als der Gründer der Universität Münster Franz von Fürstenberg 1780 im Wahlkampf um die Bestellung des Koadjutors für das Fürstbistum Münster gegenüber dem Kandidaten der Habsburger, dem 24jährigen Max Franz und 16. Kind Maria Theresias unterlegen war – Fürstenbergs Kandidatur war von Friedrich dem Großen diplomatisch und materiell, aber nicht ausreichend unterstützt worden –, stellten die Bauern des Münsterlandes zwei Fässer mit rotem und weißem Wein vor dem vor wenigen Jahren fertiggestellten Schloß im Westen vor der Stadt auf und begrüßten – so wird berichtet – die Entscheidung des Domkapitels mit dem folgenden Spottlied auf Fürstenberg:

„Ist Theresens Max nu usse Heer,
dat freuet uss Buern hertlick sehr
nu, Minister, furt met Di!
Nu kön wei by de Ploog auch bliven,
fry dat buerenhandwerk driven,
wat dat allerbeste si.
Wunderlyk hefft uss het gaen;
Ploog un alles moste staen,
Präsentereen dat gewehr!“¹

Woher der Unmut der Bevölkerung über den zweifellos befähigtesten Politiker dieses kleinen Landes an Werse und Ems zwischen Lippe und Friesland mit seinen etwa 300000 Einwohnern? Franz von Fürstenberg, Sohn einer westfälischen Adelsfamilie aus Herdringen bei Arnsberg, Domkapitular in Münster und Paderborn, selbst jedoch kein Priester, war 1762 mit 38 Jahren die politische Leitung des Landes von dem zuständigen Kölner Kurfürst – von daher „Minister“ – übertragen worden.

Für die Innen- wie die Außenpolitik zuständig, hatte er versucht, das Land nach den Belastungen des Siebenjährigen Krieges² wieder aufzubauen, zunächst wirtschaftlich durch Vergabe von Krediten für Landameliorationen und den Bau des neuen Schlosses, das nicht nur seinen Architekten Schlaun und Lipper Ansehen, sondern auch den Handwerkern Arbeit brachte: Der Landtag, im allgemeinen nicht sehr ausgabefreudig, hatte von 1767 bis 1778 jährlich 25000 Taler, bei der Endabrechnung nochmals 40000, bewilligt.³ Der Zweck des Schloßbaus wurde übrigens nicht eingelöst, denn der Kölner Kurfürst und Bischof von Münster benutzte – entgegen den Erwartungen seines Landtages – seine Residenz nicht, dafür aber bot der Bau, auch nach der Auflösung des Fürstentums (1802), ein wertvolles Erinnerungsstück an die Zeiten geistlicher Herrschaft, zudem den Münsteraner Kunsthistorikern noch im 20. Jahrhundert Arbeit und Auskommen. Das Schloß wurde im 19. Jahrhundert auf dem einen Flügel Sitz des Oberpräsidenten von Westfalen und des Kommandierenden Generals des VII. Armeekorps auf dem anderen. Nach dem 2. Weltkrieg wurde das durch Bomben bis auf die Außenmauern zerstörte Schloß in Anlehnung an die ursprüngliche Gestaltung wiederaufgebaut und zum Sitz des Rektorats der Universität bestimmt. Die kreisförmig gestaltete Aula wurde barockklassizistisch ausgeschmückt und seitdem als Rahmen für akademische Feiern genutzt.

Bereits 1780 war es um die staatliche Existenz des kleinen Landes nicht gut bestellt. Das Fürstbistum Münster, das hatte der Siebenjährige Krieg deutlich gemacht, war überhaupt nicht wehrhaft und hatte ohnmächtig die Einfälle fremder Truppen über sich ergehen lassen müssen. Fürstenberg zog aus dieser Erfahrung die Konsequenz, daß er den Festungsring von Münster schleifen ließ, eine zunächst vielleicht paradox erscheinende Maßnahme, aber seine Begründung war einleuchtend: Im Frieden sei die Unterhaltung zu kostspielig, und in dem jüngsten Krieg habe sich die Festungsanlage nicht als defensiv und abstoßend, sondern im Gegenteil als magnetisch und anziehend erwiesen. Als Beispiel hatte ihm Hannover gedient. Aber auch in den benachbarten westfälischen Städten

Lippstadt, Hamm, Minden ließ der dort zuständige Friedrich der Große jetzt die Befestigungsringe schleifen. Um dem Land überhaupt ein Minimum an Schutz zu gewährleisten, hatte Fürstenberg versucht, eine Art Wehrpflicht einzuführen: kein stehendes Heer wie in Preußen-Brandenburg. So sollten sich denn die Bauern an Sonn- und Feiertagen zu Wehrübungen zusammenfinden. Diese Maßnahme löste die bereits erwähnten Animositäten der Bauern gegen ihren Minister aus. Schließlich ging auch der Wunsch der Münsteraner Gegenpartei Fürstenbergs nach Ablösung des Ministers in Erfüllung: Aus Bonn, dem Sitz der Kurfürsten, kam der entsprechende Wink. Fürstenberg legte sein Amt noch 1780 nieder, blieb aber weiter Generalvikar bis 1807 und zugleich zuständig für das gesamte Bildungswesen, Schulen wie Universität, deren Kurator er bis 1805 war.

Die Münsteraner Universitätsgründung, die seit 1770 anließ, war keineswegs selbstverständlich. Zunächst war das Fürstbistum Münster ein geistlicher Staat, dessen Tage in dieser politischen Gestalt gezählt zu sein schienen. Als 1763 das Domkapitel von Osnabrück, gleichfalls ein geistliches Fürstentum, den soeben geborenen Sohn des englischen Königs Georg III., der als Kurfürst von Hannover und Osnabrück Einfluß nahm, als „Kind in der Wiege“ zum Bischof von Osnabrück wählte dazu noch auf protestantischen Wunsch, wurden die geistlichen Staaten in der öffentlichen Meinung Europas zunehmend belächelt.⁴

So stand Fürstenberg mit seinen politisch aufgeklärten Vorstellungen, seinem Leistungswillen und seinen Fähigkeiten als verantwortlicher Leiter der Politik in Münster, auch wenn er das Wohlwollen des stärksten politischen Nachbarn, Friedrich II. – das Bistum war von mehreren Seiten von preußischen Besitzungen eingekreist – genoß, doch von Anfang an auf etwas verlorenem Posten. War er sich darüber selbst im klaren? Er hatte das Jesuitengymnasium in Köln besucht, war mit 19 Jahren zum Domherrn in Münster gewählt worden, hatte in Salzburg und Rom studiert und sich dann in Westfalen niedergelassen. 1762 war er noch während der Kriegejahre zum Leiter der Verwaltung des Fürstbistums

ernannt worden.⁵ Als Persönlichkeit entsprach Fürstenberg nicht dem Typ des damaligen Ministers, wie ihn Schiller 1784 aus seinen Erfahrungen in Württemberg in „Kabale und Liebe“ kritisch zeichnete. Fürstenberg ging nicht im gesellschaftlichen Leben auf, beobachtete in seinen Tagebüchern sich selbst und seine Umwelt kritisch, machte sich Gedanken über seine Pflichten, seine „devoirs“, die er später, als seine religiösen Neigungen zunahmen, seine „devoirs du Chrétien“ nannte,⁶ eine nicht nur verbale Akzentverschiebung.

Als Leiter der Verwaltung hatte er sich zunächst intensiv um den materiellen Wiederaufbau des Landes gekümmert, in den 70er Jahren das Medizinalwesen ausgebaut, 1776 eine „Medizinalordnung“ geschaffen und das Gesundheitswesen einem Direktorium unter Leitung eines anerkannten Fachmanns, Hoffmann, unterstellt. Das Kollegium tagte wöchentlich, beaufsichtigte die Apotheken, Ärzte, Hebammen, leitete die Ausbildung der Ärzte, und befaßte sich mit der Seuchenbekämpfung. Die Maßnahmen fanden über die Grenzen des Landes hinweg bei der damaligen deutschen Öffentlichkeit Achtung und Anerkennung. Seit den 70er Jahren konzentrierte sich Fürstenberg auf die Bildungspolitik. Um diese Aktivitäten verständlich zu machen, bedarf es eines Blicks auf die damalige kulturelle Szene.

Die Aufklärung, die weniger aus den damaligen Schulen und Hochschulen kam, sondern von selbständig und unabhängig arbeitenden Wissenschaftlern, hatte Zugang an den Höfen gefunden, nicht nur im Preußen Friedrichs II. Sie wirkte auf die öffentliche Meinung Frankreichs, Englands und auch kleinerer Länder wie die Schweiz und Holland ein. Sie veranlaßte den Sohn Maria Theresias, Joseph II., zu drastischen Reformmaßnahmen und ließ ihn auch gegen die eigene Kirche Sturm laufen: Wallfahrten, kirchlicher Schmuck und Feiern, Reliquienverehrung wurden reduziert, die Ausbildung der Priester in staatlicher Regie übernommen. Das Leben sollte nützlicher gestaltet werden. „Nutzen“ und „für das praktische Leben“ waren die Zauberformeln der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. 1773 wurde der Jesuitenorden, der seit der Gegenreformation des 16. Jahrhunderts nahezu das gesamte höhere Bil-

derungswesen der katholischen Länder Europas in der Hand hatte – in Deutschland und Österreich gab es über 200 Kollegs⁷ – auf Drängen der Höfe von Papst Clemens XIV. aufgelöst.⁸ Damit gewann die staatliche Politik die Zuständigkeit und Kontrolle über das Bildungswesen, wie sie in dem überwiegend protestantischen Preußen-Brandenburg bereits bestand. Anstelle von Geistlichen begannen Beamte die Schulaufsicht auszuüben. Die Säkularisierung erfaßte die Institutionen.

Das galt auch für Münster, nur sprang der Vorgang nicht unmittelbar ins Auge und wurde wohl kaum besonders registriert. Denn hier überschritten sich geistliches und kulturelles Leben. Auch Fürstenberg als zuständiger Politiker trennte nicht zwischen beiden Bereichen, im Gegenteil. Zwar hatte auch er sich den Nützlichkeitsstandpunkt der Aufklärung zu eigen gemacht, so daß manche, die ihn kennen und schätzen gelernt hatten, sich verwunderten, so Johann Wolfgang von Goethe. Er besaß ein für einen Adligen ungewöhnliches, fast bürgerliches Arbeitsethos. Doch zählte er zu den nützlichen Dingen auch das kirchlich-religiöse Leben. Damit verband sich ein Sinn für persönliche Frömmigkeit und Individualität, die er jedem seiner Landesbewohner zubilligte, unabhängig vom jeweiligen sozialen Stand. In dieser Einstellung war er anderen weit voraus.

Da er zudem keine größeren politischen Ambitionen hatte, sieht man von der erwähnten Bewerbung von 1780 ab, zu der man ihn erst hatte überreden müssen, konzentrierte er sich seit den 70er Jahren zunehmend auf das Bildungswesen des Münsterlandes. Sein Konzept findet sich in der Schulordnung von 1776, die 40 Seiten umfaßt. Sie war notwendig geworden, nachdem Fürstenberg durch die Auflösung des Jesuitenordens die Zuständigkeit für die Gymnasien zugefallen war. Die Notwendigkeit einer solchen Regelung der Studiengänge wurde einleitend mit einem Hinweis auf die „Erfahrung“ begründet, „welchen Einfluß die Begriffe und Gewohnheiten, die der Mensch in der frühen Jugend zu Triebfedern seiner künftigen Handlungen sammelt, auf die Glückseligkeit seines Lebens und das Wohl der Menschheit haben“.⁹ Hier äußerte sich

abgelegen von den Zentren des politischen und kulturellen Lebens bereits die Sprache eines modernen und aufgeklärten pädagogischen Denkens: Bildung und Ausbildung sowohl für die individuelle ‚Glückseligkeit‘ wie in der sozialen Funktion für das ‚Wohl der Menschheit‘ – das war der Spannungsbogen dieses pädagogischen Konzepts. Das war nicht partikularistisch gedacht. Das Konzept fand auch in seinen detaillierten Ausführungen sofort Zustimmung, vor allem bei der bürgerlich-aufgeklärten deutschen Öffentlichkeit, die jede Neuerung interessiert verfolgte.¹⁰

Im Kanon der Schulfächer fällt ein ausgeprägtes Verständnis für Geschichte auf. Die Geschichte, so Fürstenbergs Begründung, zeige „den Menschen in Handlung und die verborgensten Triebfedern in Tätigkeit“. – Ein pragmatisches und fast realistisches Verständnis der Geschichte.¹¹ Wie ernst der Schulreformer seine Initiativen nahm, zeigt sich daran, daß er gelegentlich, so 1794, die Klassenarbeiten der 16 Primaner des Münsteraner Gymnasiums durchlas, um sich einen Überblick über den Bildungsstand zu verschaffen. Da diese Klassenarbeiten archiviert wurden, können sie auch heute noch nachgelesen werden.¹²

An die Stelle des Latein als Unterrichtssprache der Jesuitengymnasien trat jetzt Hochdeutsch. Fürstenberg selbst sprach in der Regel niederdeutsch, wie damals in Westfalen üblich, oder französisch, seine Schriftsprache. Daneben beherrschte er die lateinische Schriftsprache und, im 18. Jahrhundert noch nicht selbstverständlich, das Englische. Seit dieser Zeit begann er auch, das zeigt die Niederschrift seiner Tagebücher, in Hochdeutsch zu schreiben, der Sprache des jetzt entstehenden deutschen „Bildungsbürgertums“: so Lessings und Klopstocks, den Fürstenberg gerne für Münster gewonnen hätte. In den beiden „modernsten“ deutschen Universitäten Halle (gegründet 1694) und Göttingen (gegründet 1737) wurde in deutscher Sprache gelehrt, ja eigentlich erst, so von Wolff, das moderne wissenschaftliche Vokabular entwickelt, während John Locke, David Hume, Montesquieu, Diderot längst ihre Schriften in englischer beziehungsweise französischer Sprache geschrieben hatten. 1767 war Lessings „Minna von Barnhelm“ erschienen, seit 1771

gab Claudius in Hamburg den „Wandsbecker Boten“ heraus. Diese Hamburger Bewegung, in einem protestantisch-bürgerlichen Milieu angesiedelt, auf Maß und Ausgeglichenheit bedacht, kam der Münsteraner Bewegung dieser Jahre wohl am nächsten, nur daß die soziale Basis für eine Bildungsreform in Münster weitaus schmaler war: Ein bürgerlich-gebildetes Milieu war im Münsterland, dem Land des Adels und der Bauern, kaum vorhanden.¹³ Hier mußte erst gerodet und gepflanzt werden. So machte sich Fürstenberg auf die Suche nach Mitarbeitern. In Everswinkel lernte er einen jungen Kaplan kennen, Bernhard Overberg (1754–1826), den er für den Aufbau des Elementarschulwesens im Münsterland¹⁴ gewann.

Die Konzepte, die Fürstenberg, der mit der pädagogischen Diskussion auch außerhalb seines Landes vertraut war, seit den 70er Jahren entwickelte, zeichnen sich dadurch aus, daß sie das gesamte Bildungswesen als eine Einheit betrachten, und zwar von dem Elementarschulwesen bis zur Universität. Er sah die sachliche Interdependenz. Hinzu kam als Gemeinsamkeit über die sozialen Schichten, die Stände hinweg, die verbindende religiös-ethische Einstellung, die das Bildungswesen vermitteln sollte. Auch die Münsteraner Landstände hatten seit 1768 auf die Einführung der allgemeinen Schulpflicht und eine geregelte Besoldung der Lehrer durch die Landgemeinden (Kirchspiele) gedrängt. 1772/73 hatte Fürstenberg Gedanken für ein Lehrerseminar formuliert, wobei er sich an neueren Vorbildern in Preußen, Hannover und Mainz orientieren konnte.¹⁵ Schulbücher für das Land, so plante er, sollten geschrieben werden. Den Rahmen gab er vor: Vorbereitung auf die Notwendigkeit des „Christen-, Bürger- und Berufslebens“. Dementsprechend wurden die Fächer ausgewählt: 1. Lesen und Schreiben, Rechnen, Geometrie, Mechanik (als Elementarfächer), 2. „Kräfte des menschlichen Verstandes und die Wahrheitsfindung“ (d.h. praktische Philosophie), dazu: 3. „Naturlehre“, 4. „Landwirtschaft“, 5. „Gesundheit und Mittel gegen Krankheiten“, 6. „Religion und Sittenlehre“.

Gesellschaft besteht nicht nur aus den schmaleren Mittel- und Oberschichten: Hier wie in anderen Ländern Deutschlands wurde

eine breite und solide Bildung der einfachen, vor allem der breiten Schichten konzipiert, aus denen im 19. Jahrhundert Leistungen und Persönlichkeiten kamen, die die umwälzenden sozialen, technischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Veränderungen zustandebrachten, die das 19. Jahrhundert prägten. Doch erwies sich die Reform des Landschulwesens als weitaus schwieriger als die Reform der Gymnasien und die Errichtung einer Universität im Münsterland. Die Bemühungen um eine Konsolidierung der Landschulreform zogen sich noch über Jahrzehnte hin und kamen erst 1801, kurz vor der Auflösung des geistlichen Fürstentums, zu einem vorläufigen Abschluß.

Bernhard Overberg, am 6. Mai 1754 in Voltlage in Niedersachsen als jüngster Sohn einer Familie von vier Kindern geboren, kam aus einfachen sozialen Verhältnissen. Der Vater betrieb einen Hausierhandel unter den Bauern der Gegend mit Textilien, Tüchern, Strümpfen und ähnlichem. Beide Eltern waren fromm und gaben diese Haltung an ihren Sohn weiter. Als Kind kränklich und schwächlich, mäßig in den schulischen Leistungen, entwickelte der junge Overberg allmählich die Fähigkeit, zäh und bewußt an sich zu arbeiten, eine Eigenschaft, die er zeit seines Lebens beibehielt. Er besuchte das Franziskanergymnasium in Rheine, trat 1774 mit zwanzig Jahren in das Priesterseminar in Münster ein und verdiente seinen Unterhalt durch eine Hauslehrertätigkeit. 1779 wurde er zum Priester geweiht. Seine erste Kaplanstelle erhielt er in Everswinkel. Dort entdeckte Fürstenberg den jungen Mann und schlug ihm vor, die neugegründete „Normalschule“ zu übernehmen. Seitdem arbeiteten beide eng zusammen.

Die „Normalschule“, die Overberg seit März 1783 – über vierzig Jahre lang – leitete, war eigentlich ein Fortbildungskurs für Landschullehrer, der durch eine Verordnung vom 7. August 1782 geschaffen worden war. Darin wurden die Lehrer verpflichtet, sich regelmäßig einer Prüfung zu unterziehen und sich zuvor in einem eineinhalbmonatigen Kurs darauf vorzubereiten. Die Maßnahme war dringend nötig. Denn Overberg, der, bevor er sein Amt annahm, die Schulen des Fürstbistums visitiert hatte, hatte schlechte Erfahrun-

gen gesammelt: Die Schulgebäude wurden nicht ausreichend instandgehalten, die Schulräume waren zu eng und zu dunkel, die Fenster zu klein. Selten gab es Schreibtische und Bänke. Im Amt Meppen gab es häufig in den Schulen nicht einmal einen Ofen. Dem äußeren entsprach der innere Zustand der Schulen. Es gab Lehrer, die kaum lesen und schreiben konnten und deren Handschrift unleserlich war. Ihre Sachkenntnisse waren rudimentär. Overberg schlug nach dieser Visitation Fürstenberg vor, die mangelhaft ausgebildeten Lehrer zu Kursen an der Normalschule zu verpflichten, die Schulzeit auf den Sommer auszudehnen, die Schulpflicht zu kontrollieren, die Vergütungen für die Lehrer anzuheben – die meist zu einem Nebenerwerb gezwungen waren, weil die Besoldung nicht ausreichte –, schließlich den Einzel- durch den Klassenunterricht zu ersetzen, auch wenn eine solche Maßnahme auf den Widerstand von Eltern wie Lehrern stoßen würde.

Für seine Kurse hatte Overberg einen Raum im Priesterseminar in Münster eingerichtet. Die Zahl seiner Lehrer-Schüler betrug in der Regel hundert. Er wurde hier zum „Lehrer der Lehrer“, besorgte sich die notwendigen Kenntnisse durch ausführliches Studium der damals in Deutschland verbreiteten didaktischen Literatur, wobei er sich bewußt von der ihm als zu mechanisch erscheinenden Aufklärungspädagogik absetzte. Außer dem Training der Verstandes und des Gedächtnisses sollten auch die Gefühls- und Willenskräfte der Schüler angesprochen werden. Die gesamte Erziehung war religiös ausgerichtet, weniger in einem streng dogmatischen Sinn, sondern mehr auf eine Prägung der Persönlichkeit in ihrem Verantwortungsgefühl sich selbst wie seinen Mitmenschen gegenüber. Das Erziehungsideal, das Overberg vermittelte, entsprach seiner persönlichen Einstellung. So notierte er am 14. April 1790 in seinem Tagebuch: „Du hast mir das allerwichtigste Amt anvertraut, das einer auf Erden haben kann. Ich soll und muß vermöge meines Amtes mittelbar für viele tausend Unmündige im ganzen Lande und unmittelbar für ein paar Hundert sorgen. Welche Verantwortung vor Gott!“¹⁶

Aus diesem regelmäßigen Unterricht in der Normalschule, der Overberg übrigens nicht leicht fiel – er beklagte sich häufiger in

seinen Tagebucheintragungen über eigene Fehlleistungen: er sei steckengeblieben, habe aus Verlegenheit nur dahergeredet –, entstand die bereits erwähnte „Anweisung“ von 1793, eine allgemeine Methodik und Didaktik für den Lehrer. Zum ersten Mal wurde hier im Münsterland der Beruf des Lehrers als ein „Amt“ beschrieben und ernstgenommen. Overberg hat diesen Punkt mit einer ungewöhnlichen Präzision herausgearbeitet. Es ging darum, ein neues Berufsthos der Lehrer zu formulieren und in der Region zu progagieren. Beides gelang ihm. Durch seine Persönlichkeit überzeugte er seine Lehrer-Schüler und ein förmlicher Beschluß der Provinzialstände sorgte für die Verbreitung des Lehrbuchs.

Overberg suchte die enge Verbindung von Schule und Pfarrhaus nicht nur wegen der geistlichen Schulaufsicht über die Lehrer, sondern um die Erziehung auf dem Lande aufzuwerten. Bezeichnenderweise riet er den Pfarrern, sie sollten die Schulen häufig, möglichst täglich aufsuchen, doch so auftreten, daß sie auch am nächsten Tag wieder freudig begrüßt würden. Religiösen Zwang lehnte er ab. In der schlichten und eindringlichen Art seines Vortrags verstand es Overberg, seine Schüler zu faszinieren. Sein Kontakt zu den Landschullehrern riß auch nach der Beendigung der Kurse nicht ab. Krabbe, einer seiner Schüler, hat den Einfluß, der von seiner Person ausging, später etwas emphatisch, aber sicherlich zutreffend, festgehalten.¹⁷ Süvern berichtete 1816 nach einem Besuch in Münster an das preußische Kultusministerium über den Eindruck, den Overberg auf ihn gemacht hatte: „Seine Nähe schon ist ungemein wohltuend, und sein Umgang belebt unvermerkt das Bessere im Menschen, in dem er das falsche Feuer kühlt und dämpft und das Regellose in seine Schranken weist. Des Alcibiades Ausspruch über Sokrates, daß man schon durch seine Nähe sich gehoben und gebessert fühle, mag man wohl auch durch Erfahrungen bei Overberg bestätigt finden und, wenn ich mich nicht zu schwärmerisch ausdrücke, es wahrnehmen, welch eine wundertätige Kraft von einem Heiligen – denn so ist sein Eindruck – ausgeht.“¹⁸

Die Leistungen Overbergs waren so anerkannt, daß er nach der Auflösung des Fürstbistums in die preußische Schulverwaltung übernommen wurde. Als Konsistorialrat arbeitete er mit protestantischen Kollegen zusammen. In dieser Zeit gelang es ihm, das Provisorium der Normalschule zu überwinden und die Gründung der ersten ordentlichen Lehrerseminare im Münsterland einzuleiten. Mit der Errichtung des ersten Lehrerseminars mit einem Zweijahreskurs in Dülmen 1825 lief der Normalkurs in Münster aus. Overberg führte seine pädagogischen, schulorganisatorischen und seelsorgerischen Arbeiten – er leitete lange Zeit auch das Priesterseminar, war Pfarrer der Kirche von Überwasser in Münster und zugleich für die geistliche Betreuung der Lotharinger Chorfrauen zuständig – über Jahrzehnte fort, unbeirrt von den ständigen politischen Veränderungen in Stadt und Region. Er starb, schon seit Jahren durch ein Leiden am Bein gehbehindert, am 9. November 1826.¹⁹ Passanten, die heute an seinem Standbild am Überwasserkirchplatz vorübergehen, sehen ihn, wie er wohl in seinem Leben vielen erschienen sein mochte: konzentriert, besinnlich, nach innen gekehrt, kein Stürmer und Dränger.

In Münster sorgten drei Klöster für die Mädchenbildung. Durch seine seelsorgerische Betreuung der Lotharinger Chorfrauen kam Overberg auch mit den Problemen der Mädchenerziehung in Kontakt. Er förderte sie, betonte dabei die Allgemeinbildung in Religion und biblischer Geschichte und die praktischen Fertigkeiten wie Rechnen, Lesen, Handarbeit, Anstandsunterricht und Gesundheitspflege. Französische „Modetorheiten“ lehnte er ebenso entschieden ab, wie er in seiner Pädagogik generell vor Leidenschaftlichkeit warnte und zur Keuschheit mahnte. Sittsamkeit sollte nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande herrschen. Die Tendenz, in den Dorfschulen zunehmend auch Lehrerinnen einzustellen, unterstützte Overberg, und er sorgte für ihre Weiterbildung. Die Zahl der Lehrerinnen, die in der Regel unverheiratet waren, nahm bald zu. Sie galten häufig als qualifizierter als die Lehrer, schon aus dem Grund, weil sie sich ausschließlich ihrem Lehrerberuf widmeten und keinem Nebenerwerb nachgingen. Das

erste Lehrerinnenseminar wurde sechs Jahre nach seinem Tod am 1. Mai 1832 in Münster eröffnet.

Die Leitbilder der Pädagogik Overbergs hatten unverkennbar einen konservativen Zuschnitt.²⁰ In seinen sozialpädagogischen Auffassungen hatte er – historisch gesehen – viel mit Rolevinck gemeinsam, sicherlich weniger mit Bernhard Rothmann. Alle drei sahen aber die Notwendigkeit, die Breitenbildung der westfälischen Bevölkerung zu fördern. Gemeinsam war auch allen dreien über die Jahrhunderte hinweg, daß sie sich bewußt blieben, eben aus dieser Bevölkerung von Bauern, Handwerkern und Händlern zu stammen, und daß sie ihre Herkunft nicht verleugneten. Der erfolgreichste von ihnen war sicherlich Bernhard Overberg.

Overbergs pädagogische Schriften wurden auch außerhalb Westfalens aufmerksam studiert, später erschienen eine niederländische Übersetzung und eine französische im belgischen Lüttich. In Deutschland warf man ihm gelegentlich vor, er habe die Maßstäbe seiner Erziehung etwas zu niedrig angesetzt. Er verteidigte sich mit dem Argument, wer die tatsächlichen Verhältnisse im Münsterland kenne, würde so nicht reden. Richtig ist sicherlich bei Overberg, daß gegenüber allem Lernen, Können und Leisten unverkennbar – modern gesprochen – der freundliche, einander achtende und liebevolle Umgang der Menschen untereinander im Mittelpunkt seiner Pädagogik, auch seiner religiösen Pädagogik, steht. Overberg gehörte zu dem engeren Kreis der „familia sacra“. Amalie von Gallitzin hatte ihn gebeten, ihr persönlicher Seelsorger zu werden. Sie selbst und Fürstenberg verfolgten aufmerksam seine Tätigkeit, und sie arbeiteten gelegentlich an seinen pädagogischen Entwürfen mit. Mehrere Jahre lang lebte Bernhard Overberg in dem Hause von Gallitzins, ebenso wie Theodor Katerkamp,²¹ und kümmerte sich um die Erziehung ihrer beiden Kinder.

Bei der Universitätsgründung spielte offensichtlich auch der Ehrgeiz des Initiators mit, im Publikum der deutschen Bildung eine Rolle zu spielen. An verschiedenen Orten in den deutschsprachigen Ländern der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden damals Bildungskreise: Hamburg, Zürich, Weimar. Zwar unterschieden sie

sich in ihren konfessionellen oder nichtkonfessionellen Anschauungen, aber die Gemeinsamkeiten überwogen: Man korrespondierte miteinander, besuchte sich gelegentlich, beobachtete aufmerksam und berichtete in den Wochen-, Monats- und Jahresblättern. Auch die Fähigkeit zur gegenseitigen Bewunderung war diesen Kreisen gemeinsam.

Der Wunsch nach einer Universität war in den Ständen des Münsterlandes, im Bürgertum wie in den westfälischen Adelsfamilien der Galen, Merveldt, Spiegel, Nagel, Droste-Vischering, Droste-Hülshoff, Landsberg-Velen, Oer, den „Freiherren“, immer wieder seit dem 17. Jahrhundert aufgetaucht, ohne bis dahin eingelöst worden zu sein.²² Das päpstliche und kaiserliche Gründungsprivileg von 1631 wurde bereits erwähnt. Aber dabei war es geblieben. Dann hatte Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen (1650–1678) versucht, das Objekt zu realisieren, aber seine eigenen Kräfte wie die seines Landes waren militärpolitisch verbraucht, so die zeitgenössische Deutung.²³

Am 3. Februar 1765 hatte man einen neuen Anlauf genommen. Das (adelige) Domkapitel und die Ritterschaft beantragten die Aufhebung des adeligen Benediktinerinnenklosters St. Marien (Überwasser) und die Verwendung des Vermögens als Gründungsfonds einer künftigen Universität. Es fällt nicht schwer, die Intention dieser Aktion zu deuten: Man machte sich mehr Sorgen über die Zukunft der männlichen als der weiblichen Mitglieder der münsterländischen Adelsfamilien. Das Stift Überwasser zählte nur noch 8 Bewohner: adelige Damen, die jederzeit, wenn sie heiraten wollten, das Kloster – eigentlich mehr eine Pension geworden – verlassen konnten. Andererseits mußten die Söhne der Adelsfamilien, wenn sie (meist Jura) studieren wollten, nach auswärts ziehen. Das war kostspieliger, und zudem waren die auswärtigen Universitäten, wie etwa Göttingen, das sich im 18. Jahrhundert als akademischer Treff des jüngeren deutschen Adels herauskristallisiert hatte, meist ‚protestantisch‘, so hieß es. Wenn es nun in Münster bei der schließlich 1772 verfügten Auflösung des Überwasserstifts zu einem Streit zwischen dem Domkapitel und der neugewählten Äbtissin Nepo-

mucena von Trautenberg kam, der bis nach Rom und an den Reichshofrat nach Wien ging, so war das eigentlich keine religiöse Auseinandersetzung, sondern eher ein Familienzwist im erweiterten Rahmen, der ja als solcher keineswegs ein Adelsprivileg war.²⁴

Fürstenberg nutzte die Situation geschickt aus und erwies sich durch seine diplomatischen Verbindungen gegenüber Nepomucena von Trautenberg und ihrer Kongregation als der überlegene. Sowohl in Wien wie Rom setzte er sich durch: Am 18. Mai 1773 traf die päpstliche Errichtungsbulle in Münster ein, am 8. Oktober wurde das kaiserliche Bestätigungsdiplom unterzeichnet. Aus Bonn gratulierte der Kurfürst dem Leiter seiner Verwaltung in Münster am 19. November 1773: »Je me réjouis avec vous, mon cher Fürstenberg, qu'à la fin le Conseil Aulique (Reichshofrat) a finalement décidé l'affaire d'Überwasser, et que nous puissions procéder à l'érection de l'université, voilà encore bien de l'occupation pour vous.«²⁵

Eine päpstlich-kaiserliche Bestätigung war allgemein bei Universitätsgründungen seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr üblich: Universitäten waren Landeseinrichtungen geworden. Aber offensichtlich hatte Fürstenberg eine Absicherung gesucht, zudem bedeutete die Art des Gründungsvorgangs auch eine Abgrenzung von den ‚protestantischen‘ Rivalen, ein Faktum, das 1818 bei der Rückstufung der Universität zur Akademie offensichtlich erneut ins Spiel kam, nur diesmal mit dem entgegengesetzten Ergebnis.

Neben dem Vermögen von Überwasser wurde das Vermögen des zur gleichen Zeit (1773) aufgelösten Jesuitenordens dem Studienfonds der neuen Universität zugeschlagen. Die Verbindung war eng, zumal personell zwischen dem bisherigen Jesuitengymnasium und der neuen Hochschule mit ihren 17 Professoren (Theol. Fakultät: 5, Jur. Fakultät: 6, Med. Fakultät: 3, Phil. Fakultät: 3). Die Theologische und die Philosophische Fakultät setzten eigentlich nur den Unterricht des Gymnasiums mit denselben Lehrern auf einer weiterführenden Stufe fort, bis sich die Universität verselbständigte, doch blieb auch noch im 19. Jahrhundert die Verbindung zwischen den Hochschullehrern und den Kollegien der westfälischen Gymna-

sien erhalten. Noch enger war der Kontakt zwischen der Theologischen Fakultät und der Geistlichkeit des Münsterlandes, der bis heute besteht. Erst im 20. Jahrhundert löste sich die Verbindung von Universität und Region infolge der starken Fluktuation von Studierenden und Lehrenden allmählich auf.

So war anfangs die Landesbezogenheit der neuen Hochschule sehr ausgeprägt, auch mit der Folgewirkung einer unverkennbaren provinziellen Enge. Sie war bis zu einem gewissen Grad sogar beabsichtigt und durchaus begründet. Die Universität sollte den akademischen Nachwuchs im eigenen Landesteil fördern. Fürstenberg, der 1780 zum Kanzler ernannt worden war, – Rektor war nominell der Kurfürst als Landesherr –, griff bei der Personalauswahl ausschließlich auf jüngere Kräfte des Landes zurück, die zunächst zu einem Studium an auswärtigen Hochschulen, etwa Göttingen, verpflichtet wurden. Sie kamen in der Regel aus bürgerlichen und bäuerlichen Familien. Da Fürstenberg der Universität keine Satzung gab und die personellen Entscheidungen selbst in die Hand nahm, band er seine neuen Mitarbeiter an die Hochschule und an seine eigene Person wie auch an seine eigenen wissenschaftlichen und geistigen Interessen. Er war ja unverheiratet und schuf sich unverkennbar mit seiner Universität auch einen persönlichen intellektuellen Gesprächskreis, der auf ihn zugeschnitten war. Die körperschaftliche Eigenständigkeit und Lehrfreiheit, die ‚libertas philosophandi‘, die Göttingen zur europäischen Modelluniversität des 18. Jahrhunderts werden ließ, kannte man in Münster noch nicht.

So großen Wert Fürstenberg auf äußere Anerkennung als Bildungsreformer legte, so suchte er doch seine Universität vor den Neuerungen abzusichern, die er überall im intellektuellen Leben beobachtete. Das zeigt ein Bericht an den Kurfürsten, der im handschriftlichen Konzept „Über die Universität“ vorliegt. Diese Äußerungen offenbarten „den im Grunde konservativen Hauptzug des geistig-politischen Denkens“ Fürstenbergs, meint Alois Hanschmidt.²⁶ Zweck der Hochschule war die Ausbildung von Geistlichen, Lehrern, Juristen, Ärzten, nicht primär die Forschung. Das

war insgesamt – auf den damaligen Bildungsstand Westfalens bezogen – wohl realistisch und vernünftig gedacht, aber wenig zukunftsweisend.

Sozial hatte die neue Universität eine Doppelfunktion: Sie diente der Ausbildung des Bürgertums wie des Adels. Politik und Verwaltung lagen in Westfalen in den Händen des Adels. Das juristische Studium diente dabei der Vorbildung. Zudem wirkte die juristische Fakultät prägend auf die künftige Verwaltung des Landes. Bezeichnenderweise wurden die Professoren der Juristischen Fakultät weit aus besser besoldet als ihre Kollegen an der Philosophischen. Aristokratischen Bedürfnissen und Lebensformen dienten eine Reitschule, eine Tanzschule und eine Fechtschule. Sie sollten einen Anreiz zum Studium in der Heimat anstelle der traditionellen „Kavalierstour“ bieten.²⁷

Wenn auch unter „staatsintegrativen“ Vorzeichen²⁸ begünstigte Fürstenberg die Entstehung eines gebildeten westfälischen Bürgertums, das sich allerdings erst einmal im Land des Adels und der Bauern durchsetzen mußte. Fürstenberg sah das Problem sehr gut und versuchte, mit etwas Nachhilfe seine Professoren gesellschaftsfähig zu machen: Er besuchte ihre Vorlesungen, nahm an öffentlichen Prüfungen teil, lud die Professoren bei Aufhalten des Kurfürsten im Münsterland zu den Hofveranstaltungen ein und versuchte so, der bürgerlich-akademischen Blässe seiner Hochschule etwas gesellschaftliche Farbe zu geben. Aber das soziale Selbstverständnis dieses neuen akademischen Bürgertums in Münster ohne eigene Tradition blieb noch jahrzehntelang von einer gelegentlich ins Kuriose gehenden Unsicherheit geprägt, schwankend zwischen Über- und Untertreibung und nach adäquaten wie unadäquaten Verhaltensmustern Ausschau haltend.

Die Besetzung sämtlicher Stellen der vier Fakultäten zog sich bis in die 90er Jahre hin. Am längsten dauerte der Vorgang bei der Medizin: Anatomie (1783), Pathologie (1792), Chemie (1793), Physiologie (1795). Offiziell wurde die Universität am 16. April 1780 eröffnet, der Anlaß des Universitätsjubiläums von 1980. Anregungen, auch ästhetische Fächer mitaufzunehmen – Belletri-

stik, Malerei und Baukunst – stand der Gründer reserviert gegenüber: Er befürchtete zuviel Ablenkung. Erst 1801 wurde ein Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur eingerichtet – also die Germanistik, die, nachdem in den letzten 50 Jahren (des 18. Jahrhunderts) die deutsche Dichtung gesellschaftsfähig und ausdrucksstark geworden war, jetzt zaghaft und verschämt in die Kollegien der Schulen und Hochschulen eintrat, um schließlich eineinhalb Jahrhunderte später die ersten Plätze zu beanspruchen.

In ihrer Verbindung von Aufklärung und katholischer Haltung galt die Fürstenbergsche Universität bald als die beste unter den katholischen deutschen Universitäten.²⁹ Vor allem war es eine disziplinierte Hochschule, die sich von mancher der seit dem 30jährigen Krieg etwas heruntergekommenen deutschen Universitäten äußerst vorteilhaft abhob.³⁰ Universität und Schulwesen blieben Fürstenbergs wichtigstes Tätigkeitsfeld, nachdem er bei der Kandidatur von 1780 um die Stelle des Koadjutors – d.h. des designierten Fürstbischof –, die er etwas halbherzig betrieben hatte, unterlegen war und die Leitung der Politik in Münster niederlegen mußte und nur noch die Zuständigkeit für kirchliche Aufgaben als Generalvikar und für das Bildungswesen behielt.

Seit den siebziger Jahren entwickelte sich ein regeres kulturelles Leben in Münster. Die Verleger Aschendorff, Copenrath, Koerdinck, Perrenon, Theissing brachten die Bücher der örtlichen Professoren heraus, fremdsprachige Schriften erschienen in Übersetzungen, das Schwergewicht der Buchpublikationen bildeten Theologie, Erbauungsliteratur, Kirchengesang, Seelsorge und Jugenderziehung. Die katholische Bildung war deutlich akzentuiert. Zwar war 1775 das Komödienhaus errichtet und damit das bis dahin der höfischen Gesellschaft vorbehaltene Vergnügen am Theater auch der Stadt zugänglich gemacht worden, doch die Profanität ihrer Kultur hielt sich in Grenzen. Das übrigens weitaus kleinere Weimar mit seinen 6000 Einwohnern – Münster zählte damals etwa 12000 – war liberaler, ‚freisinniger‘.³¹ Man nannte Westfalen bald das „deutsche Böötien“, aber sah es denn in Weimar oder Dessau, Bonn, Mainz und selbst in dem etwas lebendigeren Hamburg

wirklich soviel anders aus? Bildung und Gemüt, frei oder religiös, zog jetzt überall in die bürgerlichen Familien der deutschen Mittelstädte ein. Und, das Stadtbild von Münster war mit dem Erbdrostenhof (1754), den neuen kirchlichen Kurien am Domplatz und dem Schloß, seinem Promenadenring, etwas schmucker geworden.

1779 kam im Alter von 31 Jahren Amalie von Gallitzin (Gräfin von Schmettau), die Frau eines russischen Diplomaten in Paris und Haag, mit ihren beiden Kindern nach Münster, zunächst vorübergehend, um den Pädagogen Fürstenberg kennenzulernen. Sie blieb dann auf Dauer. Die Bekanntschaft, Freundschaft, der Briefwechsel zwischen Franz von Fürstenberg und Amalie von Gallitzin – eine platonische Liebe zwischen zwei vom Leben ein wenig enttäuschten Menschen –, dann weitere Bekanntschaften und geistige Beziehungen zu anderen Persönlichkeiten, Konversionen zum katholischen Glauben, Neigungen zu einer dem aufgeklärten Zeitgeist entgegengesetzten Pflege geistlicher Geheimnisse, Religiosität und Privatheit, Aristokratie und Intimität, düstere Umweltbeobachtung und Erneuerung aus Innerlichkeit, alles das ließ einen konservativ geprägten katholischen Pietismus entstehen, der als Kreis von Münster bekannt wurde. „Le cercle de Münster“ wurde seit 1789, als über 2000 französische Flüchtlinge, Adelige, Geistliche – darunter 14 Bischöfe – in Münster eine Bleibe fanden, durch diesen historisch-politischen Hintergrund bekannter als die soeben neu gegründete Universität selbst.

Auch wenn Bergeron³² die Wirksamkeit des Kreises von Münster, zunächst wohl eher eine Zufluchtsstätte geistig sensibler Persönlichkeiten, überschätzt, so ist doch unverkennbar, daß die westfälische Aufklärung unerwartet eine betonte Wendung zum Anti-Aufklärerischen, ja etwas Krampfhaft-Verbissenes erhielt. Die jungen katholischen Bauern- und Bürgersöhne, die soeben ihre Lehraufträge an der Universität übernommen hatten, wurden in den süßen Nebel historischer Nostalgie hineingezogen, wobei der Gesamteindruck etwas linkisch gewirkt haben muß, aber auch darin wohl dauerhaft. Zwingend war diese Wende nicht, aber es kam so, nicht zuletzt weil eine ältere bürgerlich-selbstbewußte politische

Tradition in Westfalen aus dem 14. und 15. Jahrhundert im 17. Jahrhundert schließlich von Galen, wie erwähnt, schroff gebrochen worden war. Die bürgerliche Tradition war geschwächt, das zeigt sich indirekt, aber markant auch im Stadtbild des 18. Jahrhunderts. Hinzu kam, wenn auch der Hinweis vielleicht verblüfft, das Faktum, daß die katholische Geistlichkeit, der wichtigste Bildungsträger im Münsterland, naturgemäß keine Familien hervorbrachte, die die einmal erworbene Bildung an die eigenen Kinder weitergaben, wie es in den protestantischen Pfarrhäusern der Fall war. Die erworbene Bildung endete eben mit dem Leben des einzelnen Geistlichen und mußte wieder mit den gleichen Folgen in der nächsten Generation erneut aufgebaut werden. Das mag ein Grund für das seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer wieder in Deutschland beklagte protestantisch-katholische Bildungsgefälle gewesen sein.³³

Fürstenberg, inzwischen älter geworden – er war 1789 sechzig Jahre alt –, wandte sich zunehmend religiösen Fragen zu, mit einer Neigung zum Metaphysisch-Spekulativen.³⁴ Auch wenn in diesen Jahren die Fürstenbergsche Bildungsreform noch fortgesetzt wurde, er selbst aber in wachsende Isolation geriet, die wenig fruchtbar war, so verbanden sich jetzt fast unmerklich mit den reformerischen Bemühungen Züge des Starren, Festschreibenden, Doktrinären. Fürstenberg begann, seit den 90er Jahren in Münster eine illiberale Zensur, beispielsweise im Bibliothekswesen, auszuüben. Sie richtete sich auch gegen seine eigene Gründung, die Universität.

Zudem suchte er, älter werdend, das Privatleben. Morgens ging ein kurzer Brief an Amalie von Gallitzin hinaus, häufig mit religiösen Betrachtungen versehen, am späten Nachmittag oder am Abend folgte, nach Erledigung der täglichen Geschäfte, ein Besuch in der Grünen Gasse oder ein Ritt in das nahe Angellodde, dem ländlichen Wohnsitz Frau Gallitzins. Er unterhielt sich mit den beiden Kindern, beobachtete ihre Lernfortschritte. Die Hauslehrer hatte er aus seinem Professorenkreis vermittelt.

Insgesamt war die Orientierung des Kreises von Münster, der „familia sacra“, mehr unpolitisch als politisch. Es gab Verbindungen

zu der schlichten protestantisch-bürgerlichen Welt des Matthias Claudius in Hamburg, so daß auch das konfessionelle Moment nicht einmal vorrangig war. Eher wollte man sich den starren Bindungen von Politik und Aufklärung des 18. Jahrhunderts entziehen, da sie als zu gewaltsam empfunden wurden und dem individuellen Lebenskreis zu wenig Raum boten: Von Münster ging keine politische Kraft aus, die das „Ancien Régime“ zu halten suchte, wohl aber überkommene religiöse Lebensweisen erhalten und weiterentwickeln wollte. 1800 stieß auch der holsteinische Graf Friedrich Leopold von Stolberg, der zum katholischen Glauben konvertiert war, zu diesem Kreis, der damit jetzt auch seinen Schriftsteller gefunden hatte. Wie in Frankreich Chateaubriand zur gleichen Zeit das „génie du christianisme“ (1802) wiederentdeckte, wie schon 1799 Friedrich von Hardenberg („Novalis“) in „Christenheit oder Europa“ etwas vage die christliche Tradition beschworen hatte, so gingen auch von Stolbergs 15bändigem Werk „Geschichte der Religion Jesu“ starke, in diesem Fall eher religiös-ökumenische Impulse aus. Durch seine literarischen Arbeiten wirkte er zugunsten der Pflege der deutschen Sprache. Die neue deutsche Kultur, die allmählich in Münsters gute Stuben einzog, war wesentlich eine sprachlich-literarische Kultur. Diese Bewegung betraf nicht unmittelbar die Universität, stand ihr aber auch nicht beziehungslos gegenüber.³⁵ Gegen 1800 war Münster einer der verstreuten kulturellen Mittelpunkte des damaligen Deutschland geworden.

Als Johann Wolfgang von Goethe 1792, nachdem er den Feldzug seiner Weimarer Landesarmee in Frankreich als Beobachter mitverfolgt hatte, über Düsseldorf in das kleine Weimar zurückkehrte, erholte er sich einige Tage in Münster im Hause der Frau Gallitzin von den Strapazen der Reise. Angetan von der hiesigen Atmosphäre und gleichzeitig Distanz während zu ihrer Christlichkeit, urteilte er später ebenso wohlwollend wie herablassend über den Kreis von Münster: „Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigentümlichkeit erkennen . . . In einer solchen zarten Umgebung wäre es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; und es hätte mir wohl kein größeres Glück begeben

können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtweisen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mir einwirken fühlte.“³⁶

In der Schrift „Kampagne in Frankreich“ hielt Goethe unter der Datierung „Münster, November 1792“ die Charakterisierung der beiden Persönlichkeiten von Gallitzins und Fürstenbergs fest. „Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: Sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauscher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht.“

Zu ihrer pädagogischen Einstellung bemerkte er: „Zum einfältigen Leben wollte man in allem zurückkehren, Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kindern lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wiedererkannt, sie war gewachsen und stämmiger geworden, ich fand sie verständig, liebenswert, haushälterisch, dem halbklösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatte sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betuernd zusagt und verspricht.“³⁷

Die Wohnungseinrichtung Frau von Gallitzins sei, bemerkte Goethe, „weder elegant noch kostbar“ gewesen: „Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfnis ward reichlich und einfach befriedigt; . . . es sah aus, als wenn man anständig zur Miete wohne.“ Den gleichen Eindruck vermittele die Wohnung Fürstenbergs: „Eben dies galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so erwies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innere Würde beruhend, alles Äußere verschmähend, so wie die

Fürstin auch.“ Goethe war empfänglich für die Harmonie des Münsteraner Kreises: „Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Prinzipien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Übereinstimmung zu finden.“³⁸

- ¹ H. Rothert, Westfälische Geschichte Bd. 3: Absolutismus und Aufklärung, S. 123.
- ² A. Huppertz, Münster im Siebenjährigen Krieg, Münster 1908.
- ³ Die Gesamtkosten des Münsteraner Schloßbaus entsprachen, so hat man ausgerechnet, der Höhe des Wahlkampffonds, den die Wiener Hofburg für ihren Kandidaten bei der Koadjutorwahl 1780 aufgebracht hatte. (E. Trunz, Franz Freiherr von Fürstenberg, seine Persönlichkeit und geistige Welt, in: Westfalen, Bd. 39 [1961], S. 22). Bis 1787 wurden insgesamt 479 Taler bewilligt. (G. Beisenkötter, Das Schloß zu Münster, Münster 1952, S. 28 f.)
- ⁴ Der protestantische Geistliche Lawrence Sterne aus York, der mit seinen satirischen Reiseberichten „A sentimental journey through France and Italy“ (1768) den gebildeten männlichen und weiblichen Mittelstand Europas amüsierte, widmete eines seiner Bücher diesem jungen Friedrich von York als „dem Hochwürdigsten, in Gott Vater, nur drei Jahre alt“.
- ⁵ Trunz, S. 7.
- ⁶ So die Formulierung seit 1766, vgl. die Analyse der Tagebücher bei Trunz, S. 10.
- ⁷ Nach einer Zählung von 1749; in Frankreich: 89, in Italien: 133, in Spanien: 105 (A. V. Judges: Educational Ideas, Practice and Institutions, in: The New Cambridge Modern History Bd. 8, Cambridge 1968, S. 166.
- ⁸ Lediglich im Preußen Friedrichs des Gr. blieben Niederlassungen der Jesuiten weiter erhalten. Ein Paradox.
- ⁹ Auszug in: Trunz, S. 11.
- ¹⁰ Rezensionen in: Allg. dt. Bibliothek, Bd. 29 (1776), Der teutsche Merkur (1776), Göttingische Anzeigen f. Gel. Sachen (1776), Das Deutsche Museum (1779) (in einem Bericht über Münster). Angaben bei: Trunz, S. 12.
- ¹¹ Zitat bei: Hanschmidt, S. 140.
- ¹² Trunz, S. 13. Dort auch die einzelnen Themen der Aufsätze.
- ¹³ Über die Lebensbedingungen der Akademiker in der deutschen Gesellschaft um 1800, der Lehrer, Pfarrer, Ärzte, ihre Besoldung, ihre sozialen

- Probleme und ihre ambivalente Stellung innerhalb einer immer noch höfischen Gesellschaft: W. H. Bruford, *Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit*, Frankfurt/M. u. a. 1979 (1936), S. 222–254.
- ¹⁴ Overbergs „Anweisungen zum zweckmäßigen Schulunterricht“ von 1793 erschien einerseits wegen seiner Vorbildlichkeit, andererseits wegen des Beharrungsvermögens seiner Nachfolger 1915 in der 7. Auflage.
- ¹⁵ A. Hanschmidt, *Franz von Fürstenberg als Staatsmann*, Münster 1969, S. 132f.
- ¹⁶ Nach: Hoffmann, Overberg, S. 51.
- ¹⁷ C. F. Krabbe, *Leben Bernhard Overbergs*, Münster 1831 (41896).
- ¹⁸ Zitiert bei Hoffmann, Overberg, S. 56.
- ¹⁹ „Die Leiche wurde im Priesterseminar aufgebahrt. Drei Tage und drei Nächte strömten Scharen von Menschen herbei, die den verehrten Toten alle noch einmal sehen wollten. Am darauffolgenden Tage, einem Sonntage, bewegte sich der gewaltige Leichenzug durch die Stadt – noch übertroffen von der Zahl derer, die in Ferne um den Freund der Schule, den pädagogischen Führer in Wort und Schrift, den heiligmäßigen Priester und Seelenführer trauerten.“ (Hoffmann, Overberg, S. 79).
- ²⁰ So heißt es in der „Anweisung“ von 1893: „Ich bin Schulleiter, das heißt: Mir ist die Pflanzschule der Gemeinde anvertraut, woraus sie künftig besetzt werden soll und woraus alle von meiner Bemühung viel Gutes erwarten: die Eltern gehorsamer Kinder, die Herren und Frauen treue Knechte und Mägde, der Prediger fähige und gelehrte Zuhörer, die Obrigkeit folgsame und nützliche Untertanen, die Gemeinde gute Arbeiter, verständige Hauswirte, friedsame Nachbarn, vertragsame Eheleute, für das Heil ihrer Kinder sorgfältige Eltern, die Kirche gute Mitglieder, Gott rechtschaffende Verehrer, unser Heiland treue Nachfolger und die seligen Himmelsbewohner künftige Mitbrüder und Miterben ihrer Seligkeit. Zu allem diesen kann und soll ich meinem Amte gemäß den Grund legen helfen.“ – Anweisung zum zweckmäßigen Unterricht, Teil I § 12 (nach: Hoffmann, Overberg, S. 101).
- ²¹ Th. Katerkamp, *Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallitzin*, Münster 1928.
- ²² Zur politischen Tradition des westfälischen Adels: R. von Oer, *Classes dirigeantes en Westphalie à l'époque napoléenne*, in: *Annales historiques de la Revolution française*, Jg. 55 (1984), S. 418–423.
- ²³ Nämlich: „temporum bellorumque difficultates et consecuta inde debitorum contrahendorum necessitas redituumque imminutio“, d. h. öffentliche Verschuldung durch Kriege (Zitat bei Hanschmidt, in: *Universität*, S. 6).
- ²⁴ Hanschmidt, S. 144.
- ²⁵ Zitat bei: Hanschmidt, Fürstenberg, S. 145.
- ²⁶ Hanschmidt, Fürstenberg, S. 147.

- ²⁷ Hanschmidt, Fürstenberg, S. 148.
- ²⁸ A. a. O.
- ²⁹ „Baron Franz von Fürstenberg, the chief minister in Münster, put his stamp on the newly created University of Münster in 1773, significantly the year of the suppression of the Jesuits. Münster's curriculum tried to combine the ideas of the Enlightenment with Catholic faith and for a time it was considered one of the best universities in Catholic Germany.“ (Ch. E. McClelland, *State, Society and University in Germany 1700–1914*, Cambridge 1980, S. 74)
- ³⁰ So stand die Universität Jena damals in dem Ruf, eine Art Freizeit-Universität zu sein, in der sich die studentischen Landsmannschaften unruhestiftend, trinkend und duellierend austobten, bevor nach absolviertem Studium der Ernst des Lebens begann (W. Carr, *A. History of Germany 1815–1945*, New York 1969, S. 17.)
- ³¹ Rothert, Bd. 3, S. 368.
- ³² Vgl. L. Bergeron, *Das Zeitalter der europäischen Revolution 1780–1848* (Fischer Weltgeschichte Bd. 26), Frankfurt 1969, S. 110f.: „Der Appell des Pietismus an alle Konfessionen, gegen die religiöse Gleichgültigkeit und die Aufklärung eine gemeinsame Front, eine transzendente Religion, eine Universalkirche zu bilden, ist nicht der wirkungsloseste Aspekt seiner antirevolutionären Tätigkeit. Er beeinflusst besonders den Kreis von Münster, ein Milieu von Konvertiten, die einem mythischen Katholizismus zuneigen, berühmt durch den Grafen Stolberg und die Fürstin Gallitzin, Milieu eines militanten Irrationalismus, das mit einer westfälischen Geistlichkeit in Verbindung steht, welche mit ihren Schulen die Rechristianisierung Deutschlands durch Unterweisung vorbereitet; in Berührung auch mit den katholischen Emigranten aus Frankreich, bei denen man davon spricht, ein neues Bündnis zwischen Königtum, Adel und Glauben zu schmieden.“ Bergeron übersieht, daß das Konzept der westfälischen Bildungsreform vor 1789 entstanden und bereits in den Grundzügen angelaufen war: Es war aufklärerisch, nicht antirevolutionär konzipiert. Selbst Fürstenberg, sicherlich ein politischer Kopf, dürfte die Ereignisse von 1789 kaum vorausgesehen haben.
- ³³ Vg. G. von Hertling, *Der deutsche Katholizismus und die Wissenschaft*, in: *Jahresberichte der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland für das Jahr 1896*, Köln 1897, S. 16–23.
- ³⁴ Vgl. Marie Muller, *Le Baron métaphysicien. Eine Charakterisierung des Freiherrn Franz von Fürstenberg aus dem Jahre 1778*, in: *Westfalen*, Bd. 39 (1961). S. 50–52. – Die biographische Untersuchung Hanschmidts über Fürstenberg als Politiker endet mit dem Jahr 1780, so daß die nachaufklärerische Phase im Leben Fürstenbergs, die gleichfalls politisch wirksam war, noch nicht historisch-kritisch untersucht worden ist.
- ³⁵ Vgl.: P. Brachin, *Le cercle de Münster (1779–1806) et la pensée religieuse*

de F. L. Stolberg, 1951; S. Sudhof, *Von der Aufklärung zur Romantik. Die Geschichte des „Kreises von Münster“*, Münster 1973.

- ³⁶ Der Goethe-Biograph Friedenthal berichtete ein anderes Detail dieses Münsteraner Besuchs, das vielleicht auch das hier zitierte Urteil ein wenig erhellt: „Goethe spricht wenig von der Campagne und viel über seine Farbenlehre; man hört nur zerstreut zu, denn die Fürstin möchte ihn zum Glauben bekehren. Davon will nun Goethe nichts wissen. Die Fürstin besitzt eine kostbare Sammlung antiker geschnittener Steine, und Goethe hat immer eine besondere Zuneigung zu dieser Kleinkunst gehabt. Er macht sich das Vergnügen, in diesem streng christlichen Kreis die allerliebsten heidnischen Motive dieser Gemmen auszudeuten; er dichtet auch einmal wieder und trägt als sein Glaubensbekenntnis einen selbstgeschaffenen Mythos vor: Amor und dessen ‚reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst‘. Die Fürstin, enttäuscht über den unverbesserlichen Heiden, aber großzügig, gibt ihm das Kästchen mit den Gemmen zum weiteren Studium mit, und überglücklich reist Goethe nach Weimar ab“. (R. Friedenthal, *Goethe. Sein Leben und seine Zeit*, München 1968, S. 489).
- ³⁷ Goethe, Berliner Ausgabe, Bd. 15: *Poetische Werke (Autobiographische Schriften III)*, Berlin 1978, S. 224 f.
- ³⁸ A. a. O., S. 225. Biographisch: W. Goos, *Adelheid Amalia von Gallitzin*, in: *Westfälische Lebensbilder* Bd. XII, Münster 1979, S. 42 – 67. – Der größte Teil des Nachlasses befindet sich in der Universitätsbibliothek Münster.

Auflösung des Fürstbistums, Streit, Preußen 1802–1840

Wurde das Münsterland auch als ein „deutsches Böötien“ angesehen, so gingen doch die europäischen Verwicklungen dieser Jahre an diesem kleinen Fürstbistum nicht spurlos vorüber: 1789 waren münsterländischen Truppenteilen als Bestandteil eines Kontingents der Kurfürsten von Köln zusammen mit preußischen (Kleve) und kurpfälzisch-bayerischen (Jülich) Truppen ein militärischer Auftrag übertragen worden. Es ging darum, die gegen ihren Bischof aufsässige revolutionäre Bürgerschaft von Lüttich niederzuringen. Rechtlich beruhte das ganze Unternehmen noch auf der aus dem Jahre 1512 stammenden Einteilung des Reichs in „Reichs(wehr)kreise“. Die Aktion hatte einen für die Initiatoren unbefriedigenden Verlauf genommen: Die drei deutschen Truppenleitungen hatten sich nicht auf eine gemeinsame Strategie einigen können. Als zudem 1792 die französisch-revolutionären Truppen gegen Lüttich vorrückten, gab man die Reichsexekution ganz auf und kehrte nach Hause zurück.

Die Dinge eskalierten bald auch in Münster. Französische Truppen im Rheinland zwangen den dortigen bischöflichen Kurfürsten Max Franz, zugleich Landesherr von Münster, in seine österreichische Heimat zur eigenen Verwandtschaft zurückzukehren: Er sollte sein Bistum nie wiederssehen. Er starb 45jährig im Juli 1801. Aus Frankreich heimkehrende Truppen zogen durch Münster. Westfalen geriet militärisch gleichsam wie nebenbei in preußische Hand, das Fürstbistum war kaum noch politisch handlungsfähig. Zudem sympathisierte ein Teil der Bürgerschaft von Münster mit den Franzosen und keineswegs nur mit den fürstlichen Herren in Deutschland. Die politische Niederschlagung des Bürgertums (1661) unter Bernhard von Galen war in Münster nicht ganz vergessen.¹ Das Domkapitel, nach wie vor die zuständige politische

(wie adelige) Instanz des Münsterlandes, agierte geleitet von seinem 36jährigen Domdechanten, dem 1799 gewählten Ferdinand August Graf von Spiegel. Er war im Zweiparteiensystem des westfälischen Adels der Führer der Gegenpartei Fürstenbergs geworden, selbst politisch ehrgeizig, zum Aktivismus neigend, aber ohne die Bildung und Frömmigkeit seines schon älter gewordenen Gegenspielers. Fürstenberg wiederum fand in dem neuen Generalvikar Clemens August von Droste-Vischering, eine etwas robuste Natur, einen Mitarbeiter im Kampf gegen Spiegel. Dieser war nur mit innerem Widerwillen auf Wunsch seiner Familie in das Domkapitel eingetreten, ihm lagen die Liturgie wie das religiöse Leben überhaupt nicht. Er sah die Kirche als eine kulturelle Einrichtung des Staates an: Und gleichgültig, wer den „Staat“ in den nächsten Jahren gerade darstellte und über das Münsterland regierte, Spiegel betrieb von nun ab eine etwas abenteuerliche Politik, die so abwechslungsreich war wie der bald folgende Wechsel der Landesherren im ehemaligen Fürstbistum Münster.

Seitdem sich 1801 die preußische und französisch-napoleonische Politik arrangiert hatten (Lunéville), stand fest, daß die Zeit der geistlichen Staaten zu Ende ging. Wer sollte sie auch verteidigen? Zwar hatte das adelige Domkapitel in Münster noch am 9. September 1801 in Eile einen neuen Fürstbischof, den habsburgischen Prinzen Erzherzog Anton Viktor gewählt, doch kam nichts zustande, und die politische Gewalt verblieb beim Domkapitel unter Spiegel².

Gegenüber dem preußischen Gesandten in Münster Dohm, der diese Wahl zu verhindern suchte, begründete das Domkapitel seine Eile in einem ausführlichen Schreiben. Die Wahl sei das einzige Mittel gewesen, „dieser verwaisten Landesfamilie einen Vater wiederzugeben, der in den Stürmen dieser Zeit ihre Schicksale landesväterlich auf sein Herz laden und dann zu dem entscheidenden Kampfe zwischen ihrem Sein und Nichtsein den ganzen Nachdruck einer „habsburgischen“ Geburt, seiner Würde, seiner Verhältnisse und Verbindungen mitbringen könnte! Dieses Mittel hat das Domkapi-

tel ergriffen und mußte es in einer Lage, die dem Momente den Wert von Jahren gab, mit Schnelle ergreifen.“³

1802 nahm in Regensburg die Reichsdeputation ihre Arbeit auf, um die deutschen Territorien großzügig umzuverteilen und neu zuzuschneiden. Gesandte Spiegels in Regensburg suchten der Aufhebung des Fürstbistums entgegenzuarbeiten, vergeblich. Am 3. August 1802 wurde das Bistum Preußen zugesprochen. Spiegel legte feierlich Protest ein. Kurz darauf nahm die preußische Verwaltung in Münster ihre Tätigkeit auf, nachdem bereits preußische Truppen das Münsterland fest in Gewahrsam hielten.⁴ General Blücher bezog seinen Wohnsitz in dem prächtigen Schloß, das als Residenz des Fürstbischofs gedacht gewesen war.

Schon seit 1796 hatte Karl Freiherr vom und zum Stein die preußische Verwaltung des Umlands (Wesel, Hamm, Minden) geleitet, sich dabei im Straßenbau und in der Verbesserung der Wasserwege ausgezeichnet. Jetzt wurde ihm auch die Zuständigkeit für die Verwaltung Münsters sowie des zweiten westfälischen Fürstbistums, Paderborn, übertragen. In seiner Autobiographie erinnerte er an den Vorgang: „Als die Saecularisation durch den Reichsdeputationsschluß ao. 1802 erfolgt, war mir (October) die der Stifter Münster und Paderborn aufgetragen – sie geschah mit Milde, Schonung und Treue, die Geistliche wurden mit großer Freygebigkeit behandelt, die alte Einländische Beamte, waren sie irgend tauglich, beybehalten und das Gehässige Gewaltthätige der Sache selbst möglich gemildert.“⁵

Tatsächlich vollzog sich die Integration Münsters in Preußen verbunden mit der Säkularisation ohne größere Ereignisse, die inneren Streitigkeiten des westfälisch katholischen Adels ließen natürlich nicht nach, nur daß sich jetzt alles kompliziert hatte. Der westfälische Adel merkte erst reichlich spät, was man ihm genommen hatte, und so führte man die traditionellen Zwistigkeiten vorläufig vor den Augen der meist (protestantischen) preußischen Beamenschaft weiter, zudem noch unsicher, ob man opponieren oder kooperieren sollte. Stein, nachdem er die inneren Verhältnisse

des Landes studiert hatte, wußte die bisherigen Leistungen Fürstenbergs zu schätzen, respektierte auch seine Persönlichkeit.⁶ Fürstenberg und Stein hatten zudem manches gemeinsam – bis auf das Alter: der eine war 73, der andere 45 Jahre alt.

Währenddessen betrieben das Generalvikariat unter Droste-Vischering und das Domkapitel unter Spiegel eine jeweils entgegengesetzte Politik gegenüber der preußischen Verwaltung. Droste fürchtete um die religiösen Belange der katholischen Gläubigen, neigte, wenn nicht zur Obstruktion, so doch zur Opposition, vermochte auch nicht so recht die Verluste der Kirche und die des katholischen Adels auseinanderzuhalten. Dagegen erhoffte sich Spiegel, der einen einzelgängerischen Kurs antrat, das Beste für das Land durch politische Opportunität. Für ihn war Droste schlichtweg ein „nur mit dem physischen Höllenfeuer bekannter Domherr“.⁷

Spiegel arbeitete mit Stein gut zusammen. Er reiste bereits 1803 nach Berlin, suchte dort den Kontakt zu den Beamten der preußischen Zentralverwaltung, riet – vergeblich – zur Bildung eines westfälischen Großbistums (Münster, Paderborn, Osnabrück), wobei er damit rechnete, selbst zum Bischof dieses Bistums berufen zu werden. Er dachte noch in den Vorstellungen des 18. Jahrhunderts und erkannte nicht, daß Politik und Kirche sich zu trennen begannen, daß ein Bischof in Zukunft nicht mehr Fürst sondern nur noch Geistlicher war.⁸

Spiegel riet bei seiner Kontaktaufnahme in Berlin zum Ausbau der Universität Münster, an der er selbst studiert hatte, zu einer Landesuniversität.⁹ Auch Stein befürwortete diese Pläne und ließ sich in seinen kulturpolitischen Vorstellungen von Spiegel beeinflussen, den er „für einen geschickten, kenntnisreichen Mann“ hielt.¹⁰ So standen die Chancen für eine Weiterentwicklung der westfälischen Universitätsgründung zunächst nicht schlecht. In Münster kamen jetzt die Gegner der Fürstenbergschen Universitätspolitik stärker zum Zuge. Allerdings waren die meisten Stellen besetzt, so daß personellen Veränderungen Grenzen gesetzt waren.

Auch Stein, selbst Protestant, der 1773 bis 1777 in Göttingen studiert hatte, zudem eher eine praktische Natur, war Fürstenbergs religiöse Vorstellungswelt ebenso wie der für den Außenstehenden etwas esoterisch wirkende Kreis um die Fürstin Gallitzin fremd, darüberhinaus auch die Idee einer „katholischen Universität“. So wurde Steins Urteil über die Universität, unter dem Einfluß Spiegels zunehmend kritischer. Das zeigte sich in ihrer Universitätskorrespondenz. Fürstenberg versuchte, protestantische Schriften aus dem Münsteraner Buchhandel fernzuhalten, stieß aber damit auf den Widerstand Steins: Man könne „nicht alles ausschließen“, schrieb er an Fürstenberg, „was mißbilligende Äußerungen protestantischer Schriftsteller über katholische Lehren enthält“, und alles, was seit dem 16. Jahrhundert geschrieben worden sei.¹¹ Unmißverständlich fügte Stein hinzu, daß „dieses Land nur 30–40 Quadratmeilen groß von einer Menge fremder Territorien umgeben“ und von daher eine Zensur praktisch undurchführbar sei.

Mit der Übernahme der Universität durch die preußische Verwaltung hatte sich, das wurde Fürstenberg jetzt deutlich, auch der geistige Charakter der Hochschule geändert. Sein Konzept einer katholischen Universität wie sie später (seit 1835) in Löwen in Belgien entstand ließ sich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten, vor allem nicht mehr verständlich machen, da ja selbst der Domdechant Spiegel gegen diese Konzeption eingestellt war. Zudem war Fürstenberg alt geworden.¹²

Im Dezember 1802, im zweiten Monat nach Steins Ankunft in Münster, stritten sich die beiden Persönlichkeiten bereits schriftlich darüber, ob ein konsekrierter Kelch aus der Schloßkapelle für eine protestantische Abendmahlsfeier verwandt werden könne oder nicht.¹³ Man fühlte sich wechselseitig gekränkt. Die Mißstimmung war einmal da, und sie erwies sich als dauerhaft. Die neue preußische Verwaltung vermochte nicht zu realisieren, daß es nicht nur um Konfessionalität, sondern auch um die Behauptung einer älteren kulturellen Tradition ging, die sich nicht einer preußischen (protestantischen) landeskirchlichen Verwaltung einfach unterwerfen wollte, auch nicht dem neuen „Obrigkeitsstaat“. Die korrespondie-

renden Streitigkeiten und Stiche zwischen dem früheren und dem neuen leitenden Politiker Münsters endeten vorerst, als 1804 Stein in das Kabinett nach Berlin berufen wurde. Der jüngere willensstarke Stein hatte aber deutlich zu verstehen gegeben, wer in Münster „Herr im Hause“ war.

In einem Bericht Steins vom 22. Oktober 1804 an das Generaldirektorium in Berlin wurde deutlich, daß eine Änderung der bisherigen Universitätskonzeption angestrebt wurde. Bisher sei, so hieß es, die Philosophische Fakultät ausschließlich mit jungen Geistlichen und Lehrern des Gymnasiums besetzt worden. Man habe die Berufung auswärtiger Gelehrter vermeiden und sich auf die Münsteraner beschränken wollen. Ferner: „Lähmung des philosophischen liberalen Geistes der Untersuchung durch die Theologie des Catholicismus und des Priestertums und Besetzung der Lehrstellen mit einer Menge mittelmäßiger Subjekte.“ Die Universität Münster sollte zu einer deutschen Universität ausgebaut werden: also Berufungen über die Landesgrenzen hinweg. Die Einlösung einer solchen Änderung hätte natürlich auch das Ende der ursprünglich integrativ geplanten regionalen Fürstenbergischen Bildungsreform bedeutet. Doch von den beabsichtigten Verordnungen wurden nur die Einrichtung der neugeschaffenen Universitätskommission realisiert, in die Spiegel und der Nachfolger Steins als Oberpräsident, von Vincke, berufen wurden. Am 29. Juni 1805 mußte der 76jährige Fürstenberg sein Amt als Kurator der von ihm ins Leben gerufenen Universität niederlegen.¹⁴

Es gelang Spiegel, zwei von ihm begünstigte „aufgeklärte“ Theologieprofessoren zu berufen, die aber von der Geistlichkeit boykottiert wurden. Damit war auch die Theologische Fakultät in die Streitigkeiten gezogen worden. Der Plan des Domdechanten, eine weitere evangelisch-katholische oder eine interkonfessionelle Theologische Fakultät zu gründen, konnte von Fürstenberg – noch Generalvikar – abgelenkt werden. Er verwies darauf, daß das Stiftungsvermögen der Hochschule aus katholischen Säkularisierungen stamme.

Als der politische Stern Preußens seit 1805 vorübergehend sank, am 22. Oktober 1806 französische Truppen in Münster einzogen, änderte sich erneut – diesmal für sieben Jahre – die politische Szenerie des Münsterlandes. 1807 zog sich Fürstenberg aus dem öffentlichen Leben Münsters zurück. Skeptisch beobachtete er die politischen Veränderungen in Europa. Er schrieb an Goethe:

„In meinem 78. Jahr habe ich noch so ziemlich den Gebrauch meiner Sinne und Glieder und etwas Kopf. Das überströmende Unwesen sehe ich mitleidend an; man konnte es vorsehen. Es lag im Geist der Zeit verschlossen. Die Zukunft ist in unzähligen Möglichkeiten gehüllt. Ich vertraue auf des Allmächtigen Vorsehung und Barmherzigkeit; alles was von ihm kommt, ist gut: warte und ruhe. Die Fürstin Gallitzin ist tot. Wann Gott mich von der Welt abrufet, so hoffe ich, mit ihr in ihm vereinigt zu werden. Beide werden wir gewiß nicht vergessen, was wir Ihnen so sehnlich gewünscht haben.

Münster, den 9ten März 1807
Franz Freiherr v. Fürstenberg“¹⁵

Nach zweijähriger Krankheit starb Fürstenberg am 16. September 1810.

1807 hatte Droste-Vischering seine Nachfolge als Generalvikar angetreten. Nun setzte sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden Münsteraner Adelsgruppen unter Spiegel (als Domdechant) und Droste (als Generalvikar) mit frischer Kraft fort; auch unter dem neuen politischen Überbau, denn das Münsterland wurde jetzt bis 1813 französisch regiert und seine Verwaltung dem Großherzogtum Berg zugeschlagen. Am stärksten betroffen von dem Münsteraner Parteienstreit war die junge Universität selbst, da sie personalpolitisch in den Streit hineingezogen wurde. Während es jedoch im rheinischen Bonn der „aufgeklärten katholischen Theologie“ gelungen war, an der dortigen Universität Fuß zu fassen¹⁶, blieb die Theologie der westfälischen Hochschule eng mit dem Generalvikariat verbunden und in einem „konservativen“ Sinn kirchlich-loyal, entgegen den Bemühungen Spiegels.

1811 hob die französische Verwaltung das Domkapitel, dem Spiegel vorstand, auf.¹⁷ Damit war die letzte politische Instanz des Fürstebistums beseitigt. Zwar erreichte Spiegel 1813 seine nominelle Ernennung zum Bischof von Münster durch die französische Verwaltung, doch endete im gleichen Jahr die französische Herrschaft in Deutschland: Münster wurde wieder preußisch (und blieb es). Die latenten und offenen Vorbehalte aus Westfalen gegen die neuen preußischen Behörden der Provinz und Berlins – nicht von allen Teilen der Bevölkerung mitgetragen – blieben weiterhin bestehen, noch jahrzehntelang.¹⁸

Während die preußische Kulturpolitik schon seit den 80er Jahren zu einer ausgewogenen Politik gegenüber den innerstaatlichen Konfessionen neigte, kam es jetzt doch zu ständigen Reibereien, die auch damit zusammenhingen, daß inzwischen die protestantische Bevölkerung gleichberechtigten Zugang in der (bisher katholischen) Stadt Münster erhielt, im Gewerbe, der Beamtschaft, vor allem in dem Militär: Münster wurde preußische Garnisonstadt. Um Drost-Vischering sammelte sich das religiöse Mißtrauen gegen Preußen. Immerhin waren sämtliche westfälischen Klöster der Säkularisierung von 1803–1811 zum Opfer gefallen.

Die Universität Münster zählte 1804 235 Studenten, davon 98 Theologen, 56 Mediziner, 52 Studenten der Philosophischen Fakultät und 30 Juristen. Zur Soziologie der Studentenschaft: 14 Studenten waren adelig, davon 10 in der Juristischen, 4 in der Philosophischen Fakultät. Fast die Hälfte der Studenten kam aus dem Münsterland, die übrigen aus den benachbarten Territorien. Münster war also eine regionale Universität geworden mit einem ausgesprochen „bürgerlichen“ Charakter. Auch die Besucherzahlen hatten schon ein Gewicht: wohl kleiner als Göttingen (1770: 700 Studenten), und Halle (1800: 700), aber doch in etwa gleich mit Erlangen (1800: 203), Bonn (1788: 250), Mainz (1784: 300) und größer als die kleinen Universitäten mit weniger als 50 Studenten (Rintelen, bis 1809).¹⁹ Die Hochschule war nach wie vor eine katholische Universität, doch ging von ihr nur begrenzt ein prägende Wirkung auf das kulturelle Leben der Stadt selbst aus – wie Reisende beobachtend feststellten.²⁰

Bei allem Verdruß über die Verpreußung hatte man in Münster vergessen, daß der Unterhalt der Universität in Zukunft aus den Töpfen der Berliner Bürokratie mitfinanziert würde, die im Westen jetzt zwei große neuhinzugewonnene Provinzen zu verwalten hatte: Rheinland und Westfalen. Aus verschiedenen Gründen optierte man in Berlin regionalpolitisch für die – wohl auch etwas agileren – Rheinländer. Da von Münster keine eindrucksvollen Aktionen erfolgten, entschied sich Berlin für den Ausbau der jungen Universität Bonn, zuungunsten der Universität Münster. Auch der westfälische Oberpräsident Vincke, in ständiger Auseinandersetzung mit dem Generalvikar Droste-Vischering, brachte nicht die Initiative wie sein Kollege im Rheinischen, von Solms, zur Erhaltung seiner Universität auf. Die Folge: Das Kabinett in Berlin erhob am 25. 5. 1818 Bonn in den Stand einer Universität und löste zugleich die Universität Münster auf.

Wer es genauer wissen wollte, konnte es im „Amtsblatt der Königl. Regierung zu Münster“ am 7. Nov. 1818 lesen. Der „am besten geeignete Ort“ für den Sitz einer neuen Universität im nordwestlichen Deutschland sei Bonn, hieß es in der königlichen Verfügung. Im trockenen preußischen Amtsdeutsch wurde die westfälische Bevölkerung aufgefordert, die neue Tatsache als gegeben zu akzeptieren: „Wir verfehlen nicht, das Publikum in unserem Regierungsbezirk durch Vorlegung der Stiftungs-Urkunde und der begleitenden Allerhöchsten Cabinets-Ordre hiervon in Kenntnis zu setzen, und haben das Vertrauen, daß die Einwohner unseres Regierungsbezirks (Münster) die Königliche Wohlthat, welche auch Ihnen durch die neugegründete Universität wiederfährt, lebendig erkennen, an dem Gedeihen dieser Anstalt thätigen Anteil nehmen und die Erwartungen, welche des Königs Majestät zu Höchst Ihren Unterthanen auch in dem hiesigen Regierungsbezirke öffentlich ausgesprochen haben, rechtfertigen werden.“²¹ Die Sprache der Verfügung war langatmig, kalt und hart, ohne jegliches Einfühlungsvermögen in die in der Provinz Westfalen vorherrschenden Mentalitäten.

Über die Vorstellungen, die man in Berlin an die Bonner Universitätsneugründung knüpfte, erfuhr man in Münster: „Es ist Mein ernstlicher Wille, daß die Universität Bonn ungesäumt eröffnet werde, und ich erwarte von ihr mit Zuversicht, daß sie in dem von Mir in ihrer Stiftungs-Urkunde bezeichneten Geiste wirke, wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studierenden Jugend fördere und dadurch auch die Anhänglichkeit Meiner westlichen Provinzen an den Preußischen Staat je länger je mehr befestige.“ Die „landesväterliche Liebe . . . bezwecke . . . eine gleichmäßige, allseitige und tüchtige Bildung aller Meiner Unterthanen“. Eben dies sei das sicherste Mittel, „einen dem wahren Wohlfahrt der Völker nachteiligen, unruhigen und unfruchtbaren Getriebe zuvorzukommen und das Wohl und Gedeihen des Preußischen Staats hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwicklung aller seiner geistigen Kräfte auch fernerhin zu gründen.“²² Man arbeitete in Berlin, dies belegt die Verfügung, mit einem klaren und bewußten bildungspolitischen Konzept. Eine gewisse Beteiligung an der nach Bonn verlegten Universität blieb der Provinz Westfalen erhalten: Sie sollte laut Stiftungsurkunde einmal jährlich in den Kirchen der Provinz für die Bonner Universitätskasse kollektieren. Die Einnahmen waren zur Finanzierung studentischer Freitische und der Pensionskasse der Bonner Professorenwitwen gedacht.²³

Die Universität Münster wurde 1818 zu einer Philosophisch-Theologischen Ausbildungsanstalt zurückgestuft. Dabei blieb es das ganze 19. Jahrhundert hindurch²⁴. Damit stand Münster aber auch am Rande der Veränderungen, die die deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts prägten, Deutschland zur attraktivsten Hochschullandschaft wohl nicht nur in Europa, sondern in der gesamten damaligen zivilisierten Welt werden ließen. 1818 hatte es sich auch gerächt, daß Fürstenberg seiner Hochschule zu wenig Eigeninitiative mit auf den Gründungsweg gegeben hatte.

Ludwig von Vincke (1774–1844), einer der qualifiziertesten und aufgeschlossensten Männer der damaligen preußischen Verwaltung, empfand für die ihm persönlich fremde Universität – er hatte in Göttingen studiert –, deren Kurator er war, keine besondere

Zuneigung. Sein Interesse als Oberpräsident galt der Förderung der Industrialisierung und technischen Bildung in Westfalen, und auf diesem Gebiet erzielte er seine Erfolge. Auf Vorschlag Vinckes war 1809 der Münsteraner Verwaltungsbeamte Johann Heinrich Schmedding (1774–1846) in das Berliner Innenministerium berufen worden. Dort war er für die kirchlichen und schulischen Fragen seiner Heimat zuständig. Seit 1817 verwaltete er das gleiche Ressort in dem neugegründeten Ministerium für „Geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ (Kultusministerium). Er war der Sohn einer alten Münsteraner Metzgerfamilie, hatte Theologie und Jura studiert, war als Beamter 1796 in den fürstbischöflichen Dienst eingetreten und später von der preußischen Verwaltung übernommen worden. Seit 1801 hatte er vorübergehend eine Professur für Rechtswissenschaften an der Universität ausgeübt. Schmedding bemühte sich um die Integration der ehemals fürstbischöflichen in die neue preußische Verwaltung und galt in Berlin als Sachwalter der münsterländischen, nicht zuletzt der katholisch-schulischen Interessen.

Von 1816 bis 1818 lehrte der jüdische Arzt Alexander Haindorf als Dozent an der Universität. Oberpräsident von Vincke hatte die Stelle vermittelt. Haindorf, in dem sauerländischen Dorf Lenhausen geboren, hatte in Heidelberg und Paris studiert und ein Buch zur Kulturgeschichte der Medizin in Frankreich (1815) herausgebracht, das Vincke gewidmet war. Er behandelte dessen Frau Elenore, die an einer Gemütskrankheit litt. Haindorf war der erste jüdische Arzt, der sich in Münster niederließ. Er konnte später, seit 1825, seine Vorlesungen über Geburtshilfe, Anthropologie und Psychiatrie an der „Medizinisch-Chirurgischen Lehranstalt“ bis zu deren Auflösung 1847 fortsetzen. Er fand Freunde und Bekannte in Münster, aber auch Feinde in der örtlichen ärztlichen Konkurrenz, die in Eingaben an das preußische Kultusministerium seine Approbation vergeblich in Frage stellten.²⁵

Eine der ersten Arbeiten, die gleichsam originär aus dem geistigen Milieu der neuen Hochschule entstand, war die sechsbändige Kirchengeschichte Theodor Katerkamps, deren erster Band 1819 bei

Theissing in Münster erschien.²⁶ Der Autor war 54 Jahre alt. Er stammte aus Ochtrup und hatte früher zu dem engsten Kreis Fürstenbergs und Amalie von Gallitzins gehört. Stolbergs Religionsgeschichte hatte ihn angeregt. Seine dazu vergleichsweise nüchterne Geschichtsbetrachtung war von der aufklärerischen „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ (1777/88) Edward Gibbons beeinflusst. Seine eigene Kirchengeschichte läuft parallel zu den Themen Gibbons, nur eben auf die Kirchengeschichte bezogen.

In der Einleitung fanden sich wissenschaftsmethodische Reflektionen, die das in Münster vorherrschende Wissenschaftsverständnis kennzeichnen und es deutlich von aktuellen geistigen Strömungen an anderen deutschen Hochschulen abheben. Vorsichtig distanzierte sich Katerkamp von zwei Trends der Gegenwart, den einen nennt er den „ungestümen Dünkel“ aus dem „Geist der französischen Philosophie“. Zugegeben, deren „Männer“ hätten Talent besessen und aus „mitunter grundfalschen, aber allemal mit wetterleuchtendem Witz ausgestaffierten Philosophemen über das Höchste und Heiligste entschieden, Vorurteile und Irrtümer bekämpfen wollen, ohne vorher die Kriterien der Wahrheit und des Irrtums erforscht zu haben“. Sie hätten die „Popularität des großen Haufens“ gewonnen und – in der Revolution – die Menge zu einem „willfährigen Werkzeug“ gemacht, „um ihre Ansichten mit Gewalt durchzusetzen“. Es sei unerhört gewesen, daß dabei die wissenschaftliche Forschung zur Grausamkeit geschritten sei, um sich „das Heilige zertretend unter strömendem Blut“ zu verbreiten. Das entsprach partiell der Kritik, die der britische Intellektuelle und Parlamentarier Edmund Burke in seinem „Reflections on the Revolution in France“ geäußert hatte. Zugleich distanzierte sich Katerkamp von jenem „besonnenen“, aber „kaltem Kritizismus“, der in Deutschland als Reaktion auf diesen „Fanatismus“ in Mode gekommen sei. Damit war die deutsche Aufklärung bis hin zu Kant gemeint. Die deutsche Philosophie beschäftige sich „ausschließlich mit dem Kopf“. Sicherlich, sie habe positive Leistungen hervorgebracht, aber sie sei mit ihrer „skeptischen Tendenz“ zu einseitig.

Was verlorengegangen, sei bei der französischen wie deutschen philosophischen Richtung. Verloren gegangen sei der Sinn für Geschichte.²⁷

So entwickelte Katerkamp ein geistiges Selbstverständnis, das sich geschichtlich verstand nicht in dem abstrakten Höhenflug Hegels, sondern anhand geschichtlicher Gegebenheiten und Entwicklungen. Indem er sich auf die Geschichte der christlichen Kirche konzentrierte, war dieses Geschichtsbild europäisch. Politische Ereignisse, geistige Strömungen, Konzilien, die nachweisbare Geschichte sind ihm wichtig. Darüberhinaus sah er den Menschen gleichsam von seiner Anthropologie her als ein geschichtlich-gesellschaftliches Wesen. Auch darin dachte Katerkamp ähnlich wie Burke und Gibbon. „Die Vernunft gibt dem Menschen eine Würde an sich; alles Übrige in der Natur hat bloß einen bedingten oder auf ihn bezogenen Wert. Ohne den Menschen wäre die Natur bloß ein buntes Farbenspiel von Veränderungen und Erscheinungen.“²⁸

Die „naturgemäße Veränderlichkeit“ begründe die geschichtliche Natur des Menschen: „Dieser über die Natur erhabene Vorzug, das TO ΘΕΙΟΝ in ihm: Vernunft und Freiheit, gibt ihm eine absolute Würde und seiner Geschichte unbedingte Wissenswürdigkeit.“ Der Bezug auf die Geschichte, die europäische Geschichte, ist es, was das Münsteraner Wissenschaftsverständnis von anderen deutschen Universitäten auszeichnete. Geschichte wurde hier nicht im Sinne einer geschichtswissenschaftlichen Methodologie verkürzt, wie dies bald in der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts üblich wurde und von dem sich später Nietzsche in seinen Betrachtungen »vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« absetzen sollte. Die Geschichte hatte vielmehr ein bildendes Moment: „Selbstgefühl und Mitgefühl sind demnach die Grundlagen der Geschichte; . . . und darin liegt die nahe Beziehung, worin die Geschichte zur Bildung und Entwicklung der menschlichen Anlagen steht; sie erhebt den Menschen über sich, indem sie ihn demütigt; sie hält ihm Ideale vor, hinter welchen er sich weit zurück fühlt und spornet ihn ebendadurch zur Nacheiferung an.“²⁹

Katerkamp setzte sich von einer weiteren Zeitströmung ab: der Mensch lebt nicht nur für sich allein, der Individualismus ist nicht die passende Sozialphilosophie.³⁰ Aus diesen Überlegungen erhielt Katerkamps Geschichtsdenken allerdings eine konservative Tendenz: Geschichte war für ihn nicht zuletzt die Geschichte der Institutionen Staat und Kirche. Beide, weder der Staat noch die Kirche, wurden von ihm liberal verstanden. Es bestehe die „Pflicht“, in einen Staat zu treten und in ihm werde „bürgerlicher Gehorsam zur Gewissenspflicht“.

Alle Gewalt sei von Gott, sage die Schrift; wer ihr widerstrebe, widerstrebe Gott. Das ist arg verkürzt, so hätten weder Burke noch Gibbon geschrieben. So erscheint dann auch die Kirche gleichsam als Korrespondant zum Staat, „als eine äußerlich weltliche Anstalt steht sie dem Staat zur Seite, in gegenseitiger Wechselwirkung mit ihm“. Was aber, wenn der Staat ein preußischer, seine Beamten-schaft protestantisch ist und wenn dieser Staat – so jetzt in Westfalen – es mit einer ihm fremden katholischen Kirche und Bevölkerung zu tun hat? Über solche naheliegende Fragen hatte sich der Münsteraner Theologieprofessor Katerkamp 1819 noch keine Gedanken gemacht. Ein gewisser traditionalistischer Zug seines Geschichtsdenkens ist unverkennbar.

Allerdings stand Katerkamp noch einer weiteren Zeittendenz, die die politische Modeströmung des Jahrhunderts werden sollte, reserviert gegenüber: der Nation. Er sieht sie nicht nur positiv: „Was das eine Mitglied einer Nation dem anderen, den Bürger zum Bürger nähert und einigt, das entfremdet oder entzweit ihn oft mit jedem anderen; die Nationalität ist eine bloß innerhalb gewisser Grenzen beschränkte Liebe, eine Gesinnung, die außerhalb derselben oft abstoßend oder feindselig wird.“ Es sei die geschichtliche Leistung des Christentums gewesen, die nationalen Trennungen zwischen den Völkern aufzuheben. Sei nicht die lateinische Kirchensprache ein Symbol dieser Einheit? „Ist es nicht etwas Erhabenes an dem katholischen Gottesdienst, daß der Fremdling sich überall wie zu Hause findet, und da, wo er vor Gott steht, leicht vergessen kann, daß er sich etwa unter Menschen befindet, gegen welche er Eifer-

sucht und Abneigung schon mit der Muttermilch eingesogen hat; und daß er sich mit Menschen, die ihm durchaus fremd sind, in den erhabenen Empfindungen der Religion gleichsam verschmelzen kann?“³¹ Es leuchtet ein, daß man sich mit solchen Gedanken nicht nur äußerlich in einem politischen oder auch geographischen Sinn als Universität ins deutsche Abseits des 19. Jahrhundert stellte. Es mußten fast 150 Jahre vergehen, daß sie wieder einen Sinn erhielten: als Münsteraner Theologen auf dem II. Vatikanischen Konzil den Kontakt zu den katholischen Theologen in aller Welt aufnahmen und bewußt pflegten, bis hin zu den Bischöfen und Geistlichen der Befreiungstheologie Südamerikas. Aber das war aus der Sicht von 1819 noch ein langer Weg.

1826 schrieb Heinrich Heine nach einem Besuch der Universitätsstadt Göttingen über die Kontinuität des Universitätslebens: „In solch einer Universitätsstadt ist ein beständiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle, die andere fortdrängt und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Ägyptens – nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.“³² Die letzte Formulierung war ziemlich bissig. Aber die Akademie Münsters wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts natürlich auch eine jener „Universitätspyramiden“, wenn auch kleineren Zuschnitts, die gegenüber der schnellebiger werdenden Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Kontinuität wahrte, und sei es im ungünstigsten Fall nur die der auf Lebenszeit an die Universität berufenen Professoren.

Die Münsteraner Hochschule entwickelte sich jetzt, wie schon die meisten deutschen Universitäten des 18. Jahrhunderts, zu einem „sozialen Ort“ (Norbert Elias) eigener Art, indem sie zur politischen, sozialen, wirtschaftlichen Umwelt, die für ihren Unterhalt sorgte, Distanz hielt.³³ Darin war sie ‚bürgerlich‘ zu einer Zeit als nach wie vor, wenn auch seit 1789 bereits innerlich erschüttert, das höfisch-adelige Leben den Gang der Politik in Deutschland wie auch noch in Preußen bestimmte. Aber in den Universitäten entdeckte

das Bürgertum seine eigenen Chancen und verzichtete nicht darauf, sich mit jenen sozialen Würden zu bekränzen, die mit dem Bild des „deutschen Professors“ verknüpft waren.

Die Theologische Fakultät hatte 1831 das Promotionsrecht wiedererlangt, die Philosophische erhielt es auf Drängen des Münsteraner Oberbürgermeisters Hüffer im Provinziallandtag 1844.³⁴ Die Münsteraner Rest-Universität blieb für einige Jahrzehnte eine im wesentlichen katholische Hochschule, mit der für den deutschen Katholizismus charakteristischen Eigenart, einer defensiven Haltung gegenüber der neuen Literatur, der poetischen Imagination, den aktuellen philosophischen und wissenschaftlichen Tendenzen dieser Zeit – eine Haltung, die auch durch die Inflexibilität des eigenen sozialen Milieus geprägt war, ganz anders als das kulturelle Leben in den (katholischen) Ländern Frankreich und Italien. Diese Beobachtung hielt Germaine de Staël 1813 in ihrer in London herausgebrachten Kulturreportage über das damalige Deutschland („De l'Allemagne“) fest, wobei sie gleichzeitig bemerkte, daß der deutsche Katholizismus seit der Zeit des Westfälischen Friedens weitaus toleranter sei als der anderer Länder.³⁵ Aber in Deutschland hätten, so Madame de Staël, die Protestanten, nicht die Katholiken die literarische und geistige Welt – und die Universitäten – für sich erobert.

Der neue Glanz der Wissenschaften in Deutschland ging inzwischen von Berlin aus. Hier hatten Fichte und Schleiermacher schon seit der Jahrhundertwende eine neue akademische Bildung gefordert, nicht auf die Nützlichkeit reiner Berufsausbildung (als Arzt, Lehrer, Geistlicher) abgestellt, sondern getragen von dem Persönlichkeitsideal eines an antiker (griechisch-lateinischer) und moderner deutscher Literatur und Philosophie (Schiller, Goethe, Kant) geformten Menschen. Fichte hatte mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ die öffentliche Meinung 1807 über die Ländergrenzen hinweg mobilisiert und bewußter gemacht. Schleiermacher, der liberale Theologe, warb in der evangelischen Kirche, die nach wie vor seit der Reformation das Bildungswesen kontrollierte, für die „neuhumanistische Bildung“ und die Trennung von Kirche und

Staat. Schließlich gelang es Wilhelm von Humboldt in seiner kurzen Amtszeit als Kultusminister 1809/10 das neue Bildungskonzept durchzusetzen. Die neugegründete Universität Berlin (1810) wurde zur Modelluniversität der neuen „klassischen“ Bildung.

Gleichzeitig wurde die Reform der Gymnasien eingeleitet: Griechisch, Latein, Deutsche Sprache und Literatur, Mathematik als Pflichtfächer, Fixierung des Abiturs als Abschlußprüfung und ausschließlichem Zugang zur Universität. Im Zuge der Reform wurden die Gymnasien und die Universitäten der kirchlichen Aufsicht entzogen: Sie waren nur noch „staatliche Anstalten“. Das Anspruchsniveau war hoch. Durch Abitur und Examina wurde dem noch im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Selbstverständnis der Universitäten als eine Art privilegierter Freizeitgestaltung der adeligen und bürgerlichen Jugend ein Ende gesetzt. „Leistung“ wurde jetzt wichtiger, allerdings auch als Selbstzweck und losgelöst von sinnvollen Tätigkeiten, was den einen oder anderen der so Gebildeten nicht selten zur Skurrilität verführte: ein Nebentrend der deutschen Bildung des 19. Jahrhunderts. Eher unreflektiert als gezielt, hatte Humboldt, der selbst nie eine Schule besucht hatte, dem akademischen Bildungswesen noch einen anderen Grundzug mit auf den Weg gegeben: die enge Verzahnung von „Staatlichkeit“ und „Bildung“ und die Abschottung des an den neuen Gymnasien und den Universitäten ausgebildeten „Bildungsbürgertums“ von den übrigen sozialen Schichten und Klassen, ein Faktum, das in seiner Tragweite aber erst 60, 70 Jahre später, nach der Industrialisierung und der Entstehung einer neuen sozialen Klasse, der Arbeiterschaft, die zwangsläufig von dieser höheren Bildung ausgeschlossen blieb, sichtbar wurde.³⁶

Und das Modell Berlin zog nicht nur tüchtige Lehrer an, darunter Hegel, Schleiermacher, Fichte, später den Historiker Ranke, es machte bald Schule. Die Universität München wurde 1826 als ein bayerisches Gegenstück zur Berliner Gründung errichtet. Die Neugründung Bonn (1818) folgte dem Beispiel Berlin, in Baden wurde die Universität Heidelberg nach dem gleichen Muster reformiert. Der deutsche Gelehrte verstand sich seitdem in Forschung und

Lehre als unabhängig und war außerordentlich stolz darauf. Tatsächlich hatten die deutschen Hochschulen einen Freiheitspielraum gewonnen, wie er anderenorts weitgehend unbekannt war. Charakteristisch für die neue Lehrmethode war das „Seminar“: Lehrende und Lernende sollten dort im kleinen Kreis kritisch forschend arbeiten, ein außerordentlicher Anreiz für das philologische und historische, juristische und naturwissenschaftliche Arbeiten, besonders für die „Geisteswissenschaften“, die – zunächst in Distanz zu den „Naturwissenschaften – den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts anfangs noch das Gepräge gaben und Studierende aus aller Welt, auch aus den USA, anzogen.³⁷ Die deutschen Staaten gewährten ihren Professoren weitgehend akademische Freiheit, erwarteten dafür aber als Gegenleistung seit 1815, politische Zurückhaltung, eine „Übereinkunft“, die auf die Dauer nicht einzuhalten war, wie sich später in Göttingen (1837) und schließlich 1848 zeigte.

Wie sahen nun die Verhältnisse nach 1818 in Münster aus? Nach ihrer organisatorischen Rückstufung mußte es der Hochschule auch gegenüber dem vorherrschenden „Neuhumanismus“ schwerfallen, sich als kirchlich und religiös geprägte Hochschule zu behaupten. Man trat folglich kurz.³⁸ In der Jubiläumsschrift (1980) findet sich die Bemerkung, daß die damaligen Münsteraner Professoren „nicht zu den Bahnbrechern einer neuen Wissenschaftsepoche“ gehörten.³⁹ Wenn man von einer „Revolution der Wissenschaft“ im Deutschland der Jahre 1819–1866 (McClelland) sprechen kann, dann blieb die Münsteraner Akademie von ihr allerdings ausgeschlossen, damit aber auch von dem, was der damals 27-jährige Karl Marx, dem keine Chance gegeben wurde, in einer Universität unterzukommen, 1845 kritisch als „deutsche Ideologie“ brandmarkte.⁴⁰

Die Theologen unterrichteten die Priesterkandidaten in einfachen, zusammenfassenden Darstellungen über ihre Lehrgebiete, mit einer defensiven Grundhaltung gegenüber der aufkommenden modernen (kritischen) Bibelexegese: die Religion sollte einen Halt geben und nicht zu viel in Frage stellen. Nur ein einziger auswärtiger

Wissenschaftler hatte bis 1818 Zugang zur Universität Münster erhalten, Michael Wecklein aus Würzburg, der mit 27 Jahren 1805 die Professur für Bibelexege und orientalische Sprachen übernahm, aber bald auf heftigen Widerstand stieß. Seine kritische Bibelexege löste „einen Sturm der Entrüstung“ aus, „gefolgt von administrativen Maßnahmen“.⁴¹

Abgesehen von diesem „Skandal“ hielt sich die „Kgl. Theologische und Philosophische Akademie“, wie sie sich jetzt nannte, von den geistigen Auseinandersetzungen der deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts fern, bis in die 70er Jahre, als nach der Reichsgründung die Münsteraner Hochschule politisiert wurde. Die Philosophen der Akademie konzentrierten sich auf Aufbereitung der mittelalterlichen Philosophie, die gegen Ende des Jahrhunderts und im 20. Jahrhundert als »Neuthomismus“ innerhalb des katholischen Denkens, aber auch außerhalb, wieder an Ansehen gewann. Ihre Forschungen zogen sich über Jahre hin, ohne die für die Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts so charakteristischen Eruptionen. Das Münsteraner Philosophieren zeichnete sich eher durch „Zurückgezogenheit, Eingesponnenheit und Genügsamkeit“ (Goerd/Hardt)⁴² aus. Aber auch Kant, dem man zu Beginn des Jahrhunderts noch äußerst mißtrauisch gegenüberstand, wurde bis zur Mitte des Jahrhunderts vorsichtig rezipiert und ein wenig verwandelt.⁴³

Unterdessen wirkten die Ausläufer der deutschen Romantik, wie sie sich in der Literatur Annettes von Droste-Hülshoff finden, deren erste Gedichte 1838 bei Aschendorff erschienen auf das Münsteraner Philosophieren dieser Jahrzehnte, so in den Arbeiten Christoph Bernhard Schlüters (1801–1884). Das preußische Münsterland des 19. war nicht mehr das „Böotien“ des 18. Jahrhunderts, aber immer noch eine Insel, an die bereits die ersten Wellen der Zeit, wenn auch noch abgeschwächt, schwappten. 1845 hielt die 48-jährige Annette von Droste-Hülshoff in einem Beitrag für die Münchener »Historisch-politischen Blätter“ das „Vorhandene der westfälischen Landschaft“ in „seiner Eigentümlichkeit“ noch einmal fest, ehe, wie sie schrieb, „die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt,

auch diesen stillen Erdwinkel überleimt!“⁴⁴ Denn: „Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie.“⁴⁵ Wie sah diese, untergehende Welt aus? „... Und bald finden wir uns im Herzen des Münsterlands“, hieß es in den „Schilderungen“, „in einer Gegend, die so anmutig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase, in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, im stäubenden Sandmeer liegt. – In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden... Die wüsten Steppen haben sich in mäßige, mit einer Heidenblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt. Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen.“⁴⁶

Über der Stadt Münster selbst, die in diesem Bericht Annettes nicht erwähnt wurde, lag noch, metaphorisch, ein feiner Nebel, der die kleine Gruppe der westfälischen Gelehrten vorläufig von der starken Sonneneinstrahlung des aufkommenden Szientismus – Wissenschaft als Selbstzweck – schützte. Albert Stöckl, der in den sechziger Jahren in Münster Philosophie lehrte, brachte eine dreibändige „Philosophie des Mittelalters“ heraus. Die Neuscholastik, die hier jetzt Fuß faßte, war als philosophischer Halt gegenüber den Strömungen des Neukantianismus, Neuhegelianismus, Historismus an den damaligen deutschen Hochschulen gedacht, diente der Defensive, gab aber zugleich der Theologie und Philosophie in Münster in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren prägenden Charakter.

¹ J. O. Plafmann, Geschichte der Stadt Münster, Münster 1926, S. 215ff.

² „Gegen 11 Uhr proklamierte der Domscholaster, ‚dem zahlreich versammelten Volk‘ die auf dem Erzherzog Anton Viktor ausgefallene Wahl, ‚zuerst vor dem Hochaltar, demnächst von der Kanzel‘. Bei der Prokla-

mation wurden die Glocken geläutet, ‚die Kanonen gelöst‘. Es sollen 300 Schüsse gewesen sein und wiederholte Salven vom Militär gegeben. Hierauf näherte sich der Domdechant dem Wahlkommissar und empfing von ihm für Anton Viktor im Namen des Kaisers die Verleihung der Temporalien. Sofort brach Clemens August von Ketteler nach Wien auf, um die Nachricht von der glücklich ausgefallenen Wahl zu übermitteln.“ (F. Keinemann, Die letzte münsterische Fürstbischofswahl im Jahre 1801, Münster 1970, S. 230).

³ Abgedruckt bei Keinemann, S. 246.

⁴ Plassmann, S. 216f.

⁵ K. v. Raumer (Hg.), Die Autobiographie des Freiherrn von Stein, Münster 1960, S. 29.

⁶ Schreiben Steins an Frau von Berg vom 13. 11. 1802: „Herr von Fürstenberg hat eine große Masse gründlicher, gemeinnütziger Kenntnisse unter die hiesigen Menschen verbreitet, er hat beträchtliche Einnahmequellen den Erziehungsanstalten zu verschaffen gewußt.“ (Nach: M. Lahrkamp, Münster in napoleonischer Zeit 1800–1815, Münster 1976, S. 419f.).

⁷ W. Lipgens, Ferdinand August Graf Spiegel (1764–1835), in: Westfälische Lebensbilder Bd. 9, Münster 1962, S. 61.

⁸ Erst 20 Jahre später erreichte Spiegel die Wahl zum Erzbischof von Köln (1824–1835). Dabei erwarb er sich „als geistlicher Grandseigneur im Stile der großen deutschen Fürstbischöfe des Aufklärungszeitalters . . . bleibende Verdienste um die Neueinrichtung der Kölner Erzdiözese“. (V. Schäfer, in: Lexikon der deutschen Geschichte, Stuttgart 1979, S. 1150). – Eine von Spiegel damals mit der preußischen Regierung geschlossene „Geheimkonvention“ in der Mischehenfrage – sie widersprach den päpstlichen Richtlinien von 1830 – löste nach seinem Tod, als sie bekannt und ihre Einlösung von seinem Nachfolger als Ebf. von Köln, Clemens August von Dorste-Vischering, dem früheren Generalvikar in Münster (1807–1820) und damaligen Gegner des Domdechanten Spiegel, verweigert wurde, die „Kölner Wirren“ aus, einen Streit zwischen preußischer Verwaltung und westdeutschem Katholizismus. Droste-Vischering stoppte auch die damals in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität vorherrschende liberal-aufgeklärte Theologie (durch Verbot des dortigen Theologiestudiums). Die preußische Regierung inhaftierte 1837 den oppositionellen Erzbischof (Festungshaft in Minden) und löste damit die erste gesamtdeutsche katholische Protest- und Solidarisierungswelle gegen den Zugriff des „Preußenstaates“ aus.

⁹ Lipgens, S. 59.

¹⁰ Hanschmidt, in: Universität, S. 26, Anm. 117.

¹¹ A. Hartlieb von Wallthor, Fürstenberg und Stein, in: Westfalen 39 (1961), S. 81.

- ¹² Als Fürstenberg am 20. Oktober 1802 – noch Generalvikar – beantragte, einige philosophische und belletristische Bücher, darunter auch die neuesten Arbeiten Goethes, sowie Romane und Komödien zu indizieren, parierte der jüngere Verwaltungschef im schroffen Ton: „Indes habt Ihr künftig ein jedes wissenschaftliches, nicht zu den Romanen und Komödien gehöriges Buch, welches verboten werden soll, zuvor fordersam mit einer kurzen Bemerkung der Gründe, warum es zu verbieten ist, bei Uns einzusenden.“ (v. Wallthor, Fürstenberg und Stein, S. 82.).
- ¹³ Fürstenberg (4. 12. 1802): „Ich bin aber schuldig, dabei aufrichtig anzumerken, daß dieser Schritt der erste bei dem Publico sehr anstößig sein würde und darf ihm mißrathen.“ (v. Wallthor, Fürstenberg und Stein, S. 82). Darauf Stein noch am gleichen Tag: „So kann ich als Protestant von Eurer Exzellenz so viel Rücksicht für meinen Glauben erwarten, daß sie von mir nicht die Anerkenntnis fordern, daß diese Gefäße durch Anwendung zu unserer Kommunion entweiht werden, und ich gestehe, ich finde eine solche Zumutung so unbillig als kränkend. Hoffentlich wird das Publicum oder wenigstens ein großer Teil desselben bei den gegenwärtigen protestantischen kirchlichen Einrichtungen sich weniger mit Gefäßen und Gebräuchen beschäftigen, als der Sorgfalt der Landesverwaltung Gerechtigkeit widerfahren lassen für Erhaltung religiöser und christlicher Lehren unter dem zahlreichen protestantischen Militär und den hier anwesenden protestantischen Familien.“
- ¹⁴ Hanschmidt, Universität, S. 15.
- ¹⁵ Trunz, Fürstenberg, S. 39.
- ¹⁶ Der Kölner Kurfürst Maximilian Friedrich von Königsegg-Rothenfels hatte an seine 1777 neugegründete Universität Bonn mehrere „Aufklärer“ berufen (J. Lortz, Geschichte der Kirche, Bd. 2, Münster 1964, S. 273). Im Gegensatz zu Münster galt die neue Universität Bonn als „Zentrum einer geradezu freimaurisch anmutenden Aufklärung“ (L. Boehm und R. A. Müller, Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Düsseldorf 1983, S. 79).
- ¹⁷ Der spätere münsteraner Oberbürgermeister J. H. Hüffer vermerkte bitter in seinen Lebenserinnerungen über die politischen Verhältnisse in Münster vor der Säkularisation: „Die Landstände bestanden aus dem Domkapitel, der Ritterschaft und den Bürgermeistern der zwölf landtagsfähigen Städte. Da die beiden ersten Stände gemeinschaftlichen Ursprungs waren und in der Regel gleiches Interesse hatten, so war die Vertretung der Städte meist illusorisch; das platte Land oder die Bauern hatten keine eigene Vertretung. Domkapitel und Ritterschaft bestanden aus Adelligen, die 16 Ahnen nachweisen mußten und dadurch von den anderen Ständen streng abgesperrt waren. Durch Hochmut und Anmaßung machten sie sich häufig verhaßt und bildeten, wiewohl durch Kenntnis und Ausbildung wenig dazu berechtigt, den ausschließlichen Umgang des Fürsten.“

- Die Stellen im Domkapitel, deren 40 waren, dienten vorherrschend als Versorgung nachgeborener Söhne des Adels, da nur der Erstgeborene die Stammgüter erbe.“ (J. H. Hüffer, *Lebenserinnerungen* [1851/54], hg. W. Steffen, Münster 1952, S. 49).
- ¹⁶ J. H. Hüffer (1784–1855) über den Oberpräsidenten von Stein: „nicht intolerant, aber wie alle Protestanten unglaublich unkundig über katholische Lehre und Weltanschauung“ (*Lebenserinnerungen*, S. 119) und über dessen Nachfolger, von Vincke: „ein aufrichtiger, aber intoleranter Protestant“ (S. 75), aber auch: „Er blieb mir bis an sein Ende befreundet.“
- ¹⁹ Vgl. M. Lahrkamp, *Münster in napoleonischer Zeit 1800–1815*, Münster 1976, S. 429. Die Lehrstühle waren folgendermaßen besetzt: Theol. Fak.: 5, davon 3 ehemalige Jesuiten, zwei Lehrer des Paulinums; Jurist. Fak.: 7, davon 4 Hof- und Regierungsräte, 1 Rat beim Generalvikariat, 2 Rechtsanwälte; Medizinische Fak.: 7, darunter ein ehemaliger Lehrer des Paulinums. An der Philosoph. Fak. lehrten: Roling (Physik), Gerz (Mathem.), Überwasser (Logik), Brockmann (Ethik), Steiner (Altphilologie), Schlüter (Dt. Sprache und Literatur). Von den sechs Lehrenden waren vier Geistliche, darunter ehemalige Jesuiten (Lahrkamp, S. 427).
- ²⁰ Justus Grunder, *Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung der sittlichen und bürgerlichen Zustände Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts*, 2. Teil, Frankfurt/M. 1803, S. 176, vgl. Lahrkamp, S. 429).
- ²¹ *Amtsblatt der Königl. Preussischen Regierung zu Münster*, Bd. 3, Münster 1818 (Aschendorff'sche Buchdruckerei), S. 353.
- ²² A. a. O., S. 355.
- ²³ A. a. O., S. 358.
- ²⁴ Die Juristen und Mediziner konnten ihre Lehrveranstaltungen noch bis 1819 fortsetzen, für die anderen Professoren hieß es in der Anordnung Vinckes; „Die Theologischen und Philosophischen Fakultäten bleiben einstweilen in ihrem bisherigen Gange, und wird von mir das Verzeichnis der Vorlesungen höheren Orts zur Bestätigung vorgelegt“. (Universität Münster, 21).
- ²⁵ Vkl. B. Brilling, Alexander Haindorf – seine Bemühungen um Anstellung als Universitätsprofessor (1812–1815 und seine Tätigkeit als Dozent in Münster (1816–1818 und 1825–1847), in: *Westfälische Zeitschrift* 131/132 (1981/1982), S. 69–120.
- ²⁶ Theodor Katerkamp, *Universalhistorische Darstellung des Lebens nach der irdischen und überirdischen Beziehung des Menschen*, Bd. 1: *Geschichte der Religion bis zur Stiftung einer allgemeinen Kirche. Zur Einleitung in die Kirchengeschichte*, Münster 1819. – Die folgenden Bände erschienen bis 1834.
- ²⁷ „Was die Franzosen Philosophie nannten, verdiente diesen Namen nicht; und die deutsche wurde bloß ein totes Wissen, weil sie gesondert von dem

- Leben oder von Geschichte gebildet wird; unser Zeitalter, sagt J. v. Müller, erkrankte aus Mangel an historischem Sinn.“ (Katerkamp, S. 5).
- ²⁸ Katerkamp, S. 14.
- ²⁹ Katerkamp, S. 16.
- ³⁰ „Der Mensch gehöret nicht sich allein an; er lebt auch in anderen und für andere; ein mächtiger Naturtrieb, gegründet auf Bedürfnis und Liebe, treibt ihn an, seine Kraft mit den Kräften anderer stetig zu verbinden, um Gesamtwirkungen hervorzubringen und Zwecke zu erreichen, welche dem Einzelnen unerreichbar sein werden.“ (Katerkamp, S. 16).
- ³¹ Katerkamp, S. 28.
- ³² H. Heine, *Die Harzreise*, Stuttgart 1978 (RUB), S. 9.
- ³³ Vgl. N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychologische Untersuchungen*, Bd. 1: *Wandlungen des Verhaltens der weltlichen Oberschichten des Abendlandes*, Frankfurt/M. 1980, S. 53: „Hier in Deutschland ist die Intelligenzschicht auf die Sphäre des Geistes und der Ideen beschränkt, dort in Frankreich bieten sich mit allen übrigen menschlichen Fragen zugleich gesellschaftliche, ökonomische, administrative und politische Fragen dem Nachdenken der höfisch-bürgerlichen Intelligenz. . . . Die deutschen Gedankensysteme sind im ganz anderen Maße reine Forschung. Ihr sozialer Ort ist die Universität.“
- ³⁴ Vgl. J. H. Hüffer, *Lebenserinnerungen*, S. 131: „. . . Die Verleihung der Statuten und Ehrenrechte an die Akademie zu Münster und die Befugnisse, von den alten päpstlichen und kaiserlichen Privilegien zur Erteilung der Doktorgrade Gebrauch zu machen. Doch dieser Antrag konnte erst nach mehrfacher Wiederholung durchgesetzt werden; ich hatte mich an der Verhandlung vorzüglich beteiligt und kann von der Dankbarkeit der Akademie, nach endlich erlangtem glücklichen Erfolg, nicht viel Ruhmens machen.“
- ³⁵ „Mais en Allemagne, où les protestants se sont emparés, par les universités, et leur tendance naturelle, de tout ce qui tient aux études littéraires et philosophiques, les catholiques se sont crus obligés, de leur opposer un certain genre de réserve qui éteint presque tout moyen de se distinguer dans la carrière de l'imagination et de la pensée.“ (G. de Staël, *De l'Allemagne*, Bd. 2, Paris 1968 [Nachdruck], S. 255).
- ³⁶ Generell zur Geschichte des deutschen Bildungswesens in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts: Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1984, S. 451–498; K. H. Jarausch, *Deutsche Studenten 1800–1970*, Frankfurt 1984, S. 13–58.
- ³⁷ Vgl. John Roach, *Education and Public Opinion*, in: NCMH IX, 1965, S. 195.
- ³⁸ Noch im WS 1817/18 war die Hörerzahl an der Universität Münster – also kurz vor der Rückstufung – bereits auf 375 gestiegen. (Universität Münster, 38).

- ³⁹ Universität Münster, S. 257.
- ⁴⁰ K. Marx, *Die deutsche Ideologie* (1845/46), in: K. Marx, *Frühschriften*, hg. S. Landhut, Stuttgart, 1953, S. 339–485.
- ⁴¹ 200 Jahre zwischen Dom und Schloß, S. 15. – Im Zusammenhang mit Weckleins Lehrtätigkeit wurde eine Untersuchungskommission eingerichtet, Wecklein später für „indekanabel“ erklärt, „der erste Fall von Theorie- und Wissenschaftsverbot in Münster“ so die Gegenfestschrift (A. a. O., S. 15).
- ⁴² Universität Münster, 309.
- ⁴³ So in: W. Esser, *Psychologie*, Münster 1884 – Vgl. Universität Münster, S. 309, und: 200 Jahre. S. 15.
- ⁴⁴ A. v. Droste-Hülshoff: *Westfälische Schilderungen*, in: *Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland* (Bd. 16), 1845, S. 468.
- ⁴⁵ A. a. O., S. 467.
- ⁴⁶ A. a. O., S. 466. – Die Schilderung der sozialen Verhältnisse in anderen Teilen Westfalens (Paderborn, Sauerland) durch die Schriftstellerin fiel allerdings so pejorativ aus, daß die Münchener Redaktion in einer Fußnote die Richtigkeit bezweifelte und „die ehrenwerte Geistlichkeit des Landes“ um Richtigstellung bat, da gerade sie „im Kampfe mit den Übelständen gewiß auch am ersten Gelegenheit hat, die Tugenden in der Hütte des Armen kennenzulernen“. (A. a. O., S. 505).

Naturwissenschaft, Fortschritt, Säkularisierung 1840–1880

1861 studierte der 18jährige Georg von Hertling, der spätere Philosophieprofessor, Wissenschaftsorganisator, Zentrumsabgeordneter des Reichstags und Reichskanzler (1917/18) in Münster. Die Stadt, das Stadtbild, das geistige Klima, so schrieb Hertling in seinen Erinnerungen, hätten ihm sehr zugesagt. „Vorkämpfer katholischer Wissenschaft zu werden“, so faßte er im Alter seine persönlichen Ambitionen zusammen, „war das Ziel, das mich schon immer gelockt hatte“.¹ Die Wortverbindung von „Wissenschaft“ und „Kampf“ taucht hier etwas unvermutet auf. Aber die Zeiten änderten sich. Universitäten und Wissenschaft, das zeichnete sich ab, begannen, ein Kampffeld zu werden, nicht nur ein fachliches, sondern auch ein soziales: auf dem Hintergrund der neuen deutschen Aufstiegs-gesellschaft, die sich 1871 auch politisch als Nation konstituierte.

Bei der Gründung der Universität waren drei Lehrstühle für Geschichte geplant gewesen: Kirchengeschichte, Universalgeschichte, Reichsgeschichte. Der erste hielt sich, der zweite wurde nie besetzt, der dritte – der Juristischen Fakultät zugeordnet und von Sprickmann, einem Mitarbeiter Fürstenbergs, bis 1817 besetzt – war nach dem Ende des Reichs 1806 problematisch, jedenfalls politisch problematisch geworden. Zudem orientierte sich die moderne deutsche, protestantische wie liberale Geschichtswissenschaft an ganz anderen Themen, Fragestellungen und Interessen.²

Seit 1817 hatten die preußischen Verwaltungsbeamten mit „energisches Reformmaßnahmen“³ begonnen, auch die westfälischen Gymnasien zu reformieren, die z. T. aus den älteren „Lateinschulen“ entstanden waren und sich in städtischer Trägerschaft befanden, wie das Archigymnasium in Dortmund (seit 1534), das Laur-

entianum in Arnsberg, das Arnoldinum in Burgsteinfurt (seit 1591, anfangs als „gymnasium illustre“), das Coesfelder Gymnasium (seit 1663), das Gymnasium in Hamm (seit 1655, zuvor eine ältere Lateinschule seit 1298), das Archigymnasium in Soest (seit 1533)⁴. Die preußische Kulturpolitik sah Gymnasien und gymnasiale Lehrerbildung en bloc. Die Politik wurde langfristig, konsequent und schließlich erfolgreich betrieben. Damit änderte sich, nicht ruckartig aber kontinuierlich, das Denken der westfälischen Bildungsschichten. Die neuen Bildungsinhalte ließen die Erinnerung an die Vergangenheit des Fürstbistums, die Verbindung von Kirchlichkeit und Feudalität, verblasen.

Es entstand eine jüngere Generation der Gebildeten in Westfalen, die sich in den Details der römischen und griechischen Geschichte und Literatur bald besser auskannte als in der Vergangenheit des eigenen Landesteils und seinen früheren Verflechtungen mit der Politik und Gesellschaft des Reichs. Die westfälische Geschichte selbst erhielt fortan einen Zug ins Residuale, den sie (und ihre Historiker) aus einer gewissen Lethargie praktisch bis in das 20. Jahrhundert beibehielten. Die neuen Bischöfe – nur noch Geistliche, keine Politiker und Verwaltungsleiter mehr – wie die höhere Geistlichkeit Münsters standen der neuen Bildungsschicht, die eigentlich nicht antiklerikal war, etwas irritiert und hilflos gegenüber. So suchte jetzt die Geistlichkeit des Münsterlandes dem Programm Overbergs folgend, die Bindung an die Volkskirche und an das Volk, das nicht so treulos und indifferent wie die Gebildeten war, nach wie vor an der Vergangenheit hing und auch im 19. Jahrhundert der Wissenschaften noch mit innerer Zustimmung zu dem Marienbild in der Gnadenkapelle nach Telgte wallfahrte, die Fürstbischof Bernhard von Galen 1657 für seine Landeskinder errichtet hatte.

1824 wurde der Münsteraner Akademie von der preußischen Kultusverwaltung eine neue, zusätzliche Aufgabe neben der Priesterausbildung zugewiesen, die ihren Charakter bald grundlegend veränderte. Das neuerrichtete „Philologisch-pädagogische Seminar“ führte seitdem die Ausbildung der westfälischen Gymnasial-

lehrer durch.⁵ Die Zahl der Studierenden, die von 258 (1818) auf 180 (1821) abgefallen war, nahm wieder zu: Sie betrug bereits im Wintersemester 1825/26 415 und schwankte später, in den 50er und 60er Jahren, zwischen 400 und 600.⁶

Im übrigen floß das Leben in Münster in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so langsam dahin wie das Wasser der nahegelegenen Werse. Es gibt nicht allzuviel zu berichten. Die angehenden Juristen Westfalens studierten seit der Auflösung der Juristischen Fakultät 1818 wieder außerhalb der Region, vor allem in Göttingen. Ihr dortiger Ruf war etwas zweifelhaft, auch wenn Heinrich Heine ihnen 1844 in „Deutschland. Ein Wintermärchen“ freundliche Zeilen widmete:

„Ich dachte der lieben Brüder,
der lieben Westfalen, womit ich so oft
in Göttingen getrunken.
Bis wir gerührt einander ans Herz
und unter die Tische gesunken!
. . . Wie standen sie prächtig auf der Mensur
Mit ihren Löwenherzen!
Es fielen so gerade, so ehrlich gemeint,
die Quartan und die Terzen.“

„Sie fechten gut, sie trinken gut“, so charakterisierte Heine die westfälischen Jurastudenten. Sie schienen das Auswärtsstudium auf ihre Art zu genießen.

Mit der Errichtung des „Philologisch-pädagogischen Seminars“ faßte nicht nur die Humboldtsche Reformidee in Münster Fuß, sondern von jetzt ab hatte auch das ursprünglich integrative Bildungskonzept, das Fürstenberg 50 Jahre zuvor anvisiert hatte, nämlich die Bezogenheit des gesamten Bildungswesens von der Hochschule, den Gymnasien, den Schulen, der Kirche und der Region aufeinander, als eine katholisch aufklärerisch verstandene Einheit, in Münster keine Grundlage mehr. Der Dualismus der preußischen Bildungsreform, die zwei-Klassenbildung des Lernens zwischen den Gebildeten (Akademiker) auf der einen und den

„Ungebildeten“, jedenfalls nur „Ausgebildeten“ (der breiten Bevölkerung) auf der anderen Seite wurde jetzt wie überall in Preußen in Münster bestimmend. Damit nahm zugleich, wie bereits erwähnt, das sozialübergreifende Moment kirchlicher Bindung im Studium der künftigen Gymnasiallehrer ab.

Im Zuge dieser Neuorientierung wurde der 23jährige W.H. Grauert, ein Schüler Niebuhrs, bis dahin Privatdozent in Bonn, 1827 mit der Ausbildung der Geschichtslehrer beauftragt. Grauert führte in seinen Seminaren die philologisch-kritische Methode ein, orientierte sich dabei an den „neuhumanistisch“ interpretierten Bedürfnissen der künftigen Gymnasiallehrer⁷ – der universitäre Unterrichtsstil unterschied sich nicht wesentlich von dem gymnasialen – und sorgte durch die Gründung eines überregionalen „Rheinisch-Westfälischen Schulmännervereins“ und eines überkonfessionellen „Historischen Vereins“ in Münster für lockere gesellschaftliche Verbindungen zwischen Schule und Hochschule. Diese Vereinsgründungen signalisierten, daß sich jetzt unter dem Einfluß der Hochschule ein eigenständiges lokales und regionales kulturelles Leben neben der kirchlich geprägten Kultur entwickelte: die Anfänge einer „pluralistischen“ lokalen und regionalen Bildungsgesellschaft. Ein Zug kultureller Autonomie war in Münster eingezogen.

Allerdings erhielten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, auch im Zusammenhang mit dem politischen Streit um das Konzept der Bismarckschen Reichsgründung, einzelne Geschichtsprofessuren in Münster wieder eine stärker politische, „weltanschauliche“, wie es hieß, und spezifisch „ultramontane“ Prägung, so daß die Münsteraner Historiker die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, wie gesagt wurde⁸, nicht nachhaltig bestimmen konnten.⁹

Zur Entstehung der „wissenschaftlichen Autonomie“ zählt die Aufnahme der jungen Wissenschaft der Germanistik in die Hochschule. Als der 30jährige Wilhelm Storck (1829–1905), Sohn eines Lehrers aus dem sauerländischen Letmathe, 1859 seine Professur in Münster aufnahm, kündigte er als erster seine Vorlesungen in deutscher Sprache an. Er nutzte die Freiheit von Forschung und

Lehre ausgiebig und vermittelte seinen Hörern ein weites Spektrum der deutschen wie der Weltliteratur: Übersetzungen spanischer, italienischer, lateinischer und althochdeutscher Texte. Sein Nachfolger Franz Jostes (1858–1925) spezialisierte sich auf die jetzt aufkommenden modischeren Themen der Germanistik: Sagen, Volkskunde; er entdeckte die Welt der germanischen Götter, das Predigtwesen, deutsche Bibelübersetzungen im Mittelalter, westfälische Satiriker des 15. Jahrhunderts und die alten Städtechroniken. Beobachtern erschien er „als Hüne mit Schlapphut, von starker Figur, unglaublich tüchtig, ebenso ehrfurchtsgebietend wie belächelt, jovial und ziemlich rüde: ein bohèmehaft-bürgerlicher Statthalter Wotans auf Erden“.¹⁰ Das kulturelle Leben Münsters war verglichen mit den Anfängen des 19. Jahrhunderts bis zu dem Beginn des 20. offensichtlich lebhafter geworden.

Der preußische Verwaltungspragmatismus hatte Münster zur Provinzialhauptstadt der Provinz Westfalen bestimmt, die bisherigen zerstreuten Landesteile zu einer Verwaltungseinheit zusammengefaßt, die das Münsterland, Teile des Sauerlands, das Siegerlands, des jetzt entstehenden „Ruhrgebietes“ sowie die Region Bielefeld-Minden und im Norden Tecklenburg einschlossen. Münster war Sitz des Oberpräsidenten, die Zentralinstanz der Verwaltung geworden, zugleich (neben dem bisherigen Bischofssitz) Sitz des evangelischen Konsistoriums, ferner eines Armeekorps und des Provinziallandtags, der ständischen Vertretung der Provinz. So waren – bereits in der vorindustriellen Zeit die Grundlagen gelegt, die die regionale Zentralität der Stadt im 20. Jahrhundert begründeten. Nachdem das Domkapitel als politische Instanz aufgelöst worden war, übernahm die Stadt selbst zunehmend politische Funktionen zusammen mit den anderen Städten der Region – neben dem nach wie vor politisch mitwirkenden westfälischen Adel, dessen Einfluß aber graduierlich zurückging.

Die westfälischen Städte erhielten die Selbstverwaltung nach der preußischen Städteordnung, wählten ihre Stadtverordneten selbst, die wiederum ihre Bürgermeister (Oberbürgermeister) und Magistrate: sie bedurften allerdings der Bestätigung durch den preußi-

schen König. 1835 wurde die erste Stadtverordnetenversammlung und der neue Oberbürgermeister nach dem neuen preußischen Kommunalrecht gewählt und von Friedrich Wilhelm III. bestätigt. Das Münsterland war in Preußen integriert. Allmählich begann auch der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt. 1848 wurde die erste Bahnverbindung (nach Hamm) eröffnet, 1875 war die Stadt über die Bahnlinie Köln-Hamburg in die Wirtschaft und Gesellschaft des neugegründeten Deutschen Reichs eingebunden. Münster zählte um 1880 45000 Einwohner. Der städtebauliche Ausbau zur „Großstadt“ begann. Die Lebensbedingungen der Region hatten sich grundlegend geändert. Nicht mehr nur die ländliche, sondern zunehmend die städtische Wirtschaft bestimmte die Lebensrhythmen. Mit der Integration in die „moderne Gesellschaft“ übernahm man einige ihrer Konflikte: Die Hochschule blieb davon nicht verschont.

Hatte der westfälische Adel im 18. Jahrhundert in Münster noch seine Höfe und Residenzen errichtet, so bauten die Münsteraner Bürger und ihre Verwaltung jetzt, Ende des 19. Jahrhunderts, ihre mehrgeschossigen Häuser, neue Straßenfluchten, Hafenanlagen, Gasleitungen, Wasserrohre. Rechtzeitig zur Jahrhundertwende konnte man die elektrische Beleuchtung einschalten. Es ging voran, in Münster wurde es heller und energischer, zugleich wurde alles etwas nützlicher und zweckmäßiger.

Als Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking 1839/41 den Band „Das malerische und romantische Westfalen“ mit 30 Stahlstichen der Landschaft und ihrer Orte herausbrachten, hatte noch wenig auf künftige Veränderungen im Lande hingedeutet, aber es wehte schon jener Hauch von Nostalgie, der zugleich Wohlbehagen erzeugt, und man nahm bereits die umgebende Landschaft, zumindest ästhetisch und literarisch, in den eigenen Besitz. Sie stand jetzt im Interieur, im Bücherschrank besitz- und bildungsbewußter westfälischer Familien.¹¹

Seit den dreißiger Jahren kamen Tageszeitungen in Deutschland auf. Allmählich entstand eine, wenn auch noch zensierte öffentliche

Meinung, seit 1838 – als Folge des preußischen „Mischehenstreits“ um den Erzbischof Droste-Vischering, von dem auch Münster tangiert wurde, – erschienen monatlich die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland“, von Görres in München herausgebracht. Eine öffentliche katholische Meinung entstand in Deutschland, die in der Sammlung und Abwehr des „Staatsdirigismus“ eine betont politische Note erhielt. Natürlich wurden auch die katholischen Professoren Münsters in den Bannkreis dieser Bewegung gezogen. Das Jahr 1848 wirkte dann wie ein Ventil. Auch wenn die Revolution insgesamt fehlschlug, war eine partielle Liberalisierung des öffentlichen Lebens – auch in Preußen – nicht mehr rückgängig zu machen. Man wählte von jetzt ab regelmäßig (nach dem Dreiklassenwahlrecht) zum preußischen Landtag und entsandte seine Abgeordneten nach Berlin.

In Münster sah man wieder Chancen für den Ausbau der Akademie zu einer Universität. Ein sich über fünf Jahrzehnte hinziehendes Tauziehen zwischen Münster und Berlin setzte ein.¹² Zum ersten Mal ergriff die Stadt Münster selbst mit einer Eingabe der Stadtverordneten und des Bürgermeisters Hüffer an die Provinzialstände am 22. Februar 1845 die Initiative. Man bat darum, den Antrag nach Berlin weiterzuleiten. Die Begründung der Petition: Bevölkerungsreichtum der Provinz, Verweis auf die alte Universität, die bereits vorhandene Bibliothek. Vorsichtshalber wurde gleich das mögliche Gegenargument abgewehrt, „daß die Wissenschaft – wie sonderbarerweise behauptet worden ist – . . . sich einseitig gestalten würde“. Der Ausschuß des westfälischen Provinziallandtages stimmte am 28. März mit zwölf gegen zwei Stimmen der Petition an den König zu und ergänzte noch die Liste der Gründe, die für die Erweiterung sprachen: „Die Akademie und die daran Studierenden zeichnen sich bereits durch ihren sittlich-religiösen Geist vorteilhaft aus, und Münster hat sich von allen schiefen politischen Richtungen stets ferngehalten“.¹³

Da aber die Verhältnisse in Deutschland in den nächsten Jahren doch in „die schiefe Richtung“ gingen, die liberaldemokratische Bewegung der 48er Revolution auch Preußen und Westfalen erfaßte,

wurde das Vorhaben vorerst nicht weiter vorangetrieben. Tatsächlich hatte das Jahr 1848 auf die münsterische Bürgerschaft, deren politisches Bewußtsein und Aktivität schon seit langem lethargisch geworden war, belebend gewirkt. Als erste regten sich die Theologiestudenten im Februar 1848, so daß Rektor und Senat peinlich berührt erwogen, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Die Studenten verlangten bereits im März die Bewaffnung und die Bildung einer Bürgerwehr.¹⁷ Auch die Bürger Münsters fühlten sich von den nationalen wie liberalen Bewegung mitgerissen: schwarz-rot-goldene Fahnen wurden aufgehängt, Kokarden an Hüte und Mützen geheftet. Die neue Pressefreiheit wirkte belebend auf die Regionalpresse. Der „Westfälische Merkur“ stimmte ein „Frühlingslied an Deutschland“ an.¹⁵ Gleichfalls mit zustimmender politischer Lyrik feierte das Blatt den Zusammentritt der Frankfurter Nationalversammlung am 18. Mai:

„. . . Und des Volks Vertreter wallen
In der freien Mainstadt Toren,
Daß uns wird die Tat geboren!“

Als im Juli der neue „Reichsverweser“ Johann von Österreich in Frankfurt gewählt worden war, ordneten die Bischöfe von Münster und Paderborn Dankgottesdienste und Glockengeläut an. Am 6. August versammelten sich die Münsteraner auf dem Prinzipalmarkt zwischen der Lambertikirche und der Rothenburg, stimmten gemeinsam Lieder an, darunter „Schlewig-Holstein, meerumschlungen“. Der Erregung des Jahres 1848 folgte die Enttäuschung auf die Reaktion von 1849. Der eine oder andere westfälische Progressive geriet ins Zuchthaus. Der Fortschrittsglaube der Münsteraner ließ nach, und man konzentrierte sich wieder auf die kleinen Dinge des Alltags: Münster errichtete 1853 seine Gasanstalt, baute 1862 das neue Ständehaus und schließlich 1860–1880 das neue Gebäude der Akademie am Domplatz. 1866 besuchte der preußische König Wilhelm I. seine Münsteraner. Man fügte sich irgendwie dem Gang der politischen Dinge, obwohl viele Bürger Münsters insgeheim es nicht mit den Hohenzollern sondern noch mit den Habsburgern hielten.

Auch das Universitätsprojekt wurde in Angriff genommen. Am 6. Oktober 1851 richtete der Provinziallandtag eine Petition nach Berlin. Am 21. August 1852 erging die Antwort, abschlägig, mit ausweichender Begründung. Am 14. Oktober 1856 wurde erneut ein Antrag im Provinziallandtag eingebracht, die Begründung war direkter und massiver. Auch den 6 Millionen Katholiken Preußens stünde aus Gründen der Parität eine eigene Universität zu: denn den 10 Millionen evangelischen Untertanen stünden in Preußen vier Universitäten offen. Der Antragsteller war Graf von Korff-Schmising.¹⁶ Jetzt zeigte sich ein erster Erfolg: Das philologische Studium an der Philosophischen Fakultät wurde als Vollstudium anerkannt, 1858, wie bereits erwähnt. Wenn auch nicht formell, so doch funktional war die Akademie, die ja bereits Promotions- und Habilitationsrecht besaß, dem Status einer Universität näher gekommen. Im übrigen aber hieß es aus Berlin, daß für die Errichtung einer katholischen Universität kein Bedarf bestehe.

Am 15. Dezember 1862 unternahm der Provinziallandtag seinen nächsten Vorstoß. Jetzt berief man sich zusätzlich auf den alten Studienfonds (aus dem Vermögen des ehemaligen Klosters Überwasser und des Jesuitenordens) und begründete scharfsinnig, daß die Universität seit ihrer Gründung nie aufgehört habe zu bestehen, berief sich auf die vatikanische Vereinbarung mit Preußen von 1821 („De salute animarum“): das dort verwandte Wort „universitas“ bedeute nun einmal „Universität“. Zudem, auch Bonn werde weitaus mehr begünstigt. 37 außerordentliche und ordentliche Professoren, 9 Privatdozenten, in Münster dagegen nur 10 Professoren und 3 Privatdozenten. Auch die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (der Katholikentag, der seit 1848 regelmäßig stattfand) habe eine katholische Universität gefordert. Die Berliner Kultusverwaltung blieb reserviert, verwies darauf, daß ja sämtliche Professoren der philosophischen Fakultät bereits Katholiken seien. Die Strategie Münsters, zu wenig flexibel, erwies sich als unergiebig. Unterdessen war die Zahl der Studierenden auf 588 (1865) angewachsen.

Die Unermüdlichen aus Münster brachten am 6. März 1869 über den Provinziallandtag ihre nächste Petition ein. Man sei „schmerzlich berührt“, daß Westfalen als einzige preußische Provinz über keine Universität verfüge. Das Berliner Kultusministerium konnte diesmal die Absage¹⁷ besser begründen: Mit den neuen Universitäten Göttingen, Marburg und Kiel habe sich bereits die Anzahl der Universitäten nach der „Erweiterung der Grenzen unserer Monarchie“ (1866/67) nicht unerheblich vermehrt. Offensichtlich hatte man in Berlin wenig Neigung, eine potentielle politische Opposition intellektuell und finanziell zu stärken. Tatsächlich aber war das Hochschulwesen in Preußen, darin hatten die Münsteraner bei ihren Antragsbegründungen nicht unrecht, traditionell ein protestantisches Monopol, auch wenn die Professoren der deutschen Universitäten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verstärkt den Kirchen reserviert gegenüberstanden und in der „Wissenschaftlichkeit“ allmählich ihre neue Form von „Religiosität“ entdeckten, die sich sogar vorzüglich zelebrieren ließ. Man lebte schließlich im 19. Jahrhundert. Es kam das Jahr 1870/71.

Die Rivalität zwischen preußischer und österreichischer Politik war bereits 1866 militärisch zugunsten Berlins entschieden worden. Die, wenn auch nur kleindeutsche (da ohne Mitwirkung Österreichs), Eroberung von Paris 1870/71 und die Bismarcksche Politik führten – wiederum militärisch, wenn auch nur mittelbar – zur Etablierung des deutschen Nationalstaats. Zur preußischen Königskrone kam die Kaiserkrone. Hoffnungen auf eine „habsburgische“ (großdeutsche) Lösung gab man auch in Münster jetzt endgültig auf. Der Sieg über Frankreich verfehlte nicht seine Wirkung. „Von dieser Zeit an war Münster eigentlich erst innerlich mit dem preußischen Staat verwachsen“ (Plassmann).

Zur gleichen Zeit kulminierten die innereuropäischen Konfliktsituationen noch auf einer ganz anderen Ebene: der intellektuellen. Die jahrzehntelangen Spannungen zwischen „progressiven“ und „konservativen“ Strömungen innerhalb der katholischen Kirche, begleitet von einer politischen Ohnmachtstellung des Vatikans im 19. Jahrhundert, wurden in Rom durch ein Diktum entschieden:

Während die französischen Schutztruppen den Vatikanstaat verlassen hatten, um das eigene Land vor den Deutschen zu verteidigen, der junge italienische Staat das ungeschützte vatikanische Territorium kassiert hatte, erklärten die in Rom versammelten 600 Bischöfe des I. Vatikanischen Konzils, von der Kurie bedrängt, die „Infallibilität“ (Unfehlbarkeit) des Papstes, ein Dogma, das in der Öffentlichkeit als der Anspruch auf geistige Souveränität gedeutet wurde, nachdem die weltliche verloren war.

Die stärkste innerkirchliche Opposition gegen die Dogmatisierung war von den deutschen Theologen gekommen, die um ihre wissenschaftliche Freiheit fürchteten. Mehrere deutschen Bischöfe hatten sich gegen die Formulierung des Dogmas ausgesprochen, darunter Ketteler (Mainz) und Hefele (Rothenburg). In München erklärte der bekannteste deutsche katholische Historiker Ignaz Döllinger, er könne weder als Christ, als Theologe, als Historiker noch als Bürger dem Dogma zustimmen. Der Konzilsentscheid wirkte unmittelbar in die deutschen Universitäten hinein, da von den katholischen Theologen die „Unterwerfung“ erwartet wurde, ein peinlicher Vorgang. 15 Münsteraner Professoren, darunter zwei Theologen Bisping und Cappenberg, hatten am 9. Februar 1870 eine „Zustimmungsadresse an Döllinger unterzeichnet.“¹⁸ Nach der Annahme der Konzilsbeschlüsse notierte John Henry Newman in England nachdenklich, das Vatikanum habe der modernen Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft geradezu den Fehdehandschuh hingeworfen.¹⁹

Einer der profiliertesten Wissenschaftler der Münsteraner Akademie wurde in den nun einsetzenden Hochschulstreit hineingezogen und beteiligte sich auch freiwillig daran: der Physiker und Chemiker Johann Wilhelm Hittorf, der Entdecker der Kathodenstrahlen und Elektrizitätsleitung in verdünnten Gasen. Er lehrte und arbeitete seit 1848 in Münster. Hittorf hatte bereits 1867 auf der Pariser Weltausstellung einige seiner Experimente vorgeführt, mußte aber noch immer gegenüber anderen Naturwissenschaftlern um seinen Ruf kämpfen. Aber auch in Münster hatte er einen schweren Stand, da er gemeinsam mit den meisten Mitgliedern des nach wie vor kleinen

Kollegiums der Philosophischen Fakultät den aufkommenden „Klerikalismus“ in Münster bekämpfte.

Tatsächlich drohte das „Infallibilitätsdogma“, den Ruf mancher katholischen Wissenschaftler, auch Naturwissenschaftler, in Deutschland zu ruinieren. In Münster galt Hittorf als ein Anhänger der „Liberalen“ (das war jetzt etwas Negatives), außerhalb Münsters als „ultramontan-katholisch“ (auch das bedeutete etwas Negatives). Aus dem Streit zwischen „Liberalen“ und „Klerikalen“ an den deutschen Hochschulen entstanden, angesichts der – wie immer knappen – Professorenstellen, neue Auswahlkriterien bei Berufungen und Ablehnungen. Unverkennbar begannen sich die deutschen Universitäten zu politisieren. Das „gentleman-ideal“, das an englischen Universitäten auch im 19. Jahrhundert als Maßstab des gebildeten Wissenschaftlers galt, zählte an den Hochschulen des neuen Deutschen Reichs inmitten einer expandierenden Aufstiegs-gesellschaft nur noch wenig.²⁰ „Kampf“ lautete das Motto des Tages seit 70/71. Und man kämpfte.

Auch das preußische Kultusministerium verfolgte jetzt gegenüber Münster eine geänderte Linie. 1871 hatten die liberalen Professoren der Philosophischen Fakultät in dem neuen Oberpräsidenten und Kurator der Akademie von Kühlwetter einen Verbündeten gewonnen, der zwar selbst katholisch war, aber „ultramontane“ Bestrebungen ablehnte.²¹ Fast gleichzeitig nahm in Berlin der liberale Kultusminister Falk seine Tätigkeit auf. Die Liberalen gewannen in Münster einen direkten Kontakt zu der Kultusbehörde, den sie auch durch Reisen „an die Quelle“ (Hittorf in einem Brief vom 12. Februar 1872) nutzten.²² Es gelang, nicht nur Berlin für die Münsteraner Akademie zu interessieren, sondern auch Falk zu einem Ausbau der Philosophischen Fakultät zu bewegen.

Bei den Auseinandersetzungen dieser Jahrzehnte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts überlagerten sich mehrere Probleme. Neben konkreten sozialen und politischen Interessen, die gleichsam die vitale Substanz bildeten, kamen grundsätzlich Momente ins Spiel. Die Situation in Münster spiegelte in dem begrenzten lokalen Feld

Kämpfe, die fast überall im kontinentalen Europa in Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien stattfanden. Im Mittelpunkt des Konflikts stand die Emanzipation des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens von geistlicher Bevormundung, eine Auseinandersetzung, die fast überall zugunsten des „Fortschritts“ und der „Säkularisierung“ ausgefochten wurde. In Münster kamen noch lokale Eigenarten und Erinnerungen mit ins Spiel, aber auch hier war der Kampf Bestandteil eines nicht nur überregionalen, sondern auch internationalen Ringens zwischen zwei geistigen Gruppen der europäischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts: der älteren des Klerus und der neuen der Wissenschaftler.

In Preußen tobte inzwischen der Kulturkampf. Der Bischof von Münster Bernhard Brinkmann war vom Staatsgerichtshof für abgesetzt erklärt worden und hatte sein Bistum verlassen müssen. Das Klima war gespannt. Köhlwetter riet am 25. Februar in einem Schreiben an den preußischen Innenminister, die Akademie in eine überkonfessionelle Universität umzuwandeln, um die Westfalen von dem nach wie vor einflußreichen westfälischen „ultramontanen“ Adel zu trennen, der in dem örtlichen Klerus eine „der Kurie willenlos hingeebene Stütze“ finde. Am 1. Oktober 1875 beschloß der preußische Landtag auf eine entsprechende Vorlage die Erweiterung der Akademie: der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät wurden fünf neue Ordinariate bewilligt, drei Extraordinariate in Ordinariate umgewandelt. Bei den Bewerbungen kamen sechs Protestanten und zwei Katholiken zum Zuge, von denen es hieß, daß sie der Kirche „gleichgültig gegenüberstünden“.²³ Der Anteil der „kirchentreuen katholischen Hochschullehrer“ in der Philosophischen Fakultät war bald „zu einer Minderheit“ zusammengeschmolzen.²⁴

Unterdessen war die benachbarte Theologische Fakultät nicht nur überaltert, auch freigewordene Lehrstühle konnten nicht mehr besetzt werden, da der Bischof, der ein Zustimmungsrecht hatte, wegen seiner Abwesenheit seine Funktion nicht ausüben konnte. Jetzt hatte die Philosophische Fakultät mit einem fast verdoppelten Kollegium das Übergewicht gegenüber den Theologen und den

Vorrang in der Akademie gewonnen. Seit 1874 blieben die Professoren der Philosophischen Fakultät demonstrativ der traditionellen Großen Prozession in Münster fern. Im gleichen Jahr warnte der Historiker Rospatt vor „Reichsfeinden“, die einem ausländischen Vorgesetzten gehorchten“.²⁵

1879 konnte der Geologe Hosius, ein Freund Hittorfs, in seiner Rektoratsrede stolz auf die jüngste Reform zurückblicken. Die Philosophische Fakultät nannte er die Basis des Hochschulorganismus. Man hatte die Strukturveränderungen in Berlin dadurch abgesichert, daß die Münsteraner Philosophische Fakultät dort seit 1875 denselben Instanzen unterstellt wurde wie die Fakultäten der anderen preußischen Universitäten. Damit war die „simultane“ Hochschule gesichert. Seitdem studierten auch Evangelische in Münster entsprechend dem bikonfessionellen Charakter des Landes.

Bei Betrachtung der unerwarteten Politisierung der Münsteraner Akademie in den 70er Jahren muß noch ein anderes, äußerliches Faktum berücksichtigt werden. Die neue Reichsverfassung hatte das allgemeine Wahlrecht für Männer in Deutschland eingeführt. Damit entstand automatisch ein Zwang zur Formulierung und Profilierung von Parteien. Diese Parteibildung vollzog sich von Anfang an nach „weltanschaulichen“ Kriterien, es gab kaum andere. Die neuen Parteien waren überwiegend „Bekennnisparteien“. Sie mußten ihre Anhänger sammeln. Zwei Naturwissenschaftler, Karsch und Hosius, setzten sich in Münster für die „liberale Vereinigung“ ein und gründete eine eigene Zeitung, die „Westfälische Provinzialzeitung“, die sich aber nur wenige Jahre halten konnte.²⁶ Im Münsterland gewann das Zentrum, hier überall bis zur Jahrhundertwende von Adelligen geführt, alle vier Wahlkreise.²⁷ Der Klerus unterstützte überwiegend diese Linie. Von daher war die 1875 durchgesetzte Simultanisierung der Akademie nicht nur eine antiklerikale Maßnahme, sondern auch eine bewußte Absetzbewegung von dieser eigenartigen Münsteraner Soziologie der Verbindung von Geistlichkeit und Landadel, mit der man nichts gemein haben wollte. Das Münsteraner Bürgertum, als deren Vertreter sich die

Professoren verstanden, fühlte sich von der ebenso exklusiven wie kleinen westfälischen Adelsgesellschaft nicht angezogen. Die münsterländische Geistlichkeit selbst brauchte noch Jahrzehnte, um sich von diesen überkommenen sozialen Bindungen zu lösen.

Seit den 80er Jahren renkten sich die Verhältnisse, im Reich wie Preußen, so auch in Münster wieder ein. Der Kulturkampf hatte unerwartet breite katholische Bevölkerungsschichten mobilisiert, das neue Zentrum hatte sich als Partei gefestigt, war dann durch den seit 1878 eingeleiteten politischen Kurswechsel zur Regierungspartei geworden. Im gleichen Jahr hatte der liberalere Leo XIII. die Nachfolge Pius IX. angetreten und Bismarck einen vatikanischen Orden verliehen. Man sprach seltener von den ultramontanen Reichsfeinden, und die Katholiken begannen sich, wenn auch noch mit Vorbehalten, in dem neuen Reich heimischer zu fühlen. 1884 konnte Bischof Brinkmann aus Holland nach Münster zurückkehren. Der neue Oberpräsident von Hagemester, ein evangelischer Pommer, bremste die weitere Simultanisierung der Hochschule.²⁸

Als 1880 das neue imposante Akademiegebäude eingeweiht wurde, konnte die Veranstaltung bereits „ohne Mißtöne“ ablaufen.²⁹ Lediglich der Stadtdechant Hermann Josef Kappen unternahm in einem anonymen Buch einen verspäteten Angriff gegen die Universitätsreformer.³⁰ Kappen verglich die Universitätsgründung vom 16. April 1780 mit den Einweihungsfeierlichkeiten vom 3. August 1880, konstatierte und beklagte die innere Wandlung, die die Hochschule in den letzten Jahren vollzogen hatte.³¹ Das Ganze war polemisch, die Argumentation gewollt.

Von den Universitätsreformern Münsters griff Kappen besonders den Katholiken Hittorf an, in dem er den eigentlichen Initiator der inzwischen vollzogenen Simultanisierung sah. Ludwig Ficker bemerkte später in seiner Darstellung „Der Kulturkampf in Münster“ zurückhaltend, die Schrift des Stadtdechanten habe „manches zu herbe, vielleicht auch ungerechte und mit der christlichen Liebe kaum zu vereinendes Urteil über Personen“ enthalten.³² Hittorf war vorgeworfen worden, auf seinem Fachgebiet der Physik und Che-

mie „keine größere Arbeit zutage gefördert“ zu haben.³³ In den nächsten Jahren zog sich Hittorf, offensichtlich von den Angriffen auf seine Person getroffen, aus der Öffentlichkeit der Stadt zurück.³⁴ Adelheid Sturm, die Frau eines Kollegen, erinnerte sich, daß er sich zurückgezogen und sich nur noch mit den Theorien seines englischen Kollegen Maxwell („Elektrizität und Magnetismus“) befaßt habe: „Darüber grübelte er nun dauernd:³⁵ das Buch (Maxwells) begleitete ihn fast Tag und Nacht. Darüber verlor er den Appetit, Schlaf und vor allem auch seine gleichmäßige Stimmung. Düster und schweigsam saß er in seinem Studierzimmer über Maxwell gebeugt, und alle Bemühungen seiner Freunde, ihn auf andere Gedanken zu bringen, waren fruchtlos.“³⁶

Hittorfs Bedürfnis nach moralischer Anerkennung in der eigenen sozialen und lokalen Umwelt muß groß gewesen sein. Der 90jährige und erste international anerkannte Gelehrte der Universität Münster ließ im November 1914, drei Monate nach dem Kriegsausbruch und zwei Wochen vor seinem Tod die „Hughes-Medaille“, die ihm die „Royal Society of London“ verliehen hatte, einschmelzen. Den Erlös, 300 Mark, stellte er dem Roten Kreuz zur Verfügung. An den Trauerfeierlichkeiten bei seinem Tod in der Aula der Universität nahmen nur die weltlichen Vertreter der Stadt teil, die geistlichen fehlten.³⁷

¹ G. v. Hertling, *Erinnerungen aus meinem Leben*, Bd. 1, München 1919, S. 50. – Vgl. E. Deuerlein, Hertling, in: NDB Bd. 8 (1969), 2. 702–704.

² B. Mütter (*Die Geschichtswissenschaft in Münster zwischen Aufklärung und Historismus*, Münster 1980) vermittelt ausführlich die-Details.

³ K.-E. Jeismann, *Das preußische Gymnasium in Staat und Gesellschaft*, Stuttgart 1974, S. 385.

⁴ Eines der ältesten westfälischen Gymnasien, in Attendorn im Sauerland, das von dem Humanisten Rivius in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts begründet worden war, war 1802 aufgelöst worden. Fortan bestand dort nur noch ein 6-klassiges Progymnasium, das erst später wieder aufgestuft wurde.

- ⁵ Seit 1858 konnten die künftigen Gymnasiallehrer in Münster ohne Auswärtsstudium ihr gesamtes Studium absolvieren.
- ⁶ Vgl. Universität Münster, 183. – An den sechs preußischen Universitäten (Berlin, Bonn, Breslau, Halle, Königsberg, Greifswald) studierten 1834: 5008 Studenten (bei 298 Professoren). (Vgl. McClelland, S. 209)
- ⁷ Universität Münster, S. 341.
- ⁸ Universität Münster, S. 344.
- ⁹ Mütter, Die Geschichtswissenschaft in Münster, S. 7.
- ¹⁰ Universität Münster, S. 376.
- ¹¹ Vgl.: U. Haltern, Landschaft und Geschichte, in: Das malerische und romantische Westfalen, Münster 1974, S. 199–210.
- ¹² Vgl. die ausführliche Darstellung von W. Kohl, in: Universität Münster, S. 37–68, mit zahlreichen Quellenausügen, die auch das Lokalkolorit sichtbar werden lassen.
- ¹³ Zitat bei Kohl, a. a. O., S. 39.
- ¹⁴ Plaßmann, S. 231; ferner: G. Erlen, Zur Geschichte der münsterischen Studentenschaft im Jahre 1848, in: Westfalen 2 (1910), S. 105–119.
- ¹⁵ „Der Frühling ist gekommen
Hat Blumen ausgestreut,
Was seinen Hauch empfunden
Hat sich daran gefreut.“
(Plaßmann, 230.) – Zum Verhältnis von Studentenschaft und liberaler Bewegung vgl. K. H. Jarausch, Deutsche Studenten 1800–1970, Frankfurt/M. 1984, S. 9–58.
- ¹⁶ Zitat bei Kohl, a. a. O., S. 39.
- ¹⁷ Kohl, S. 43.
- ¹⁸ E. Hegel, in: Universität Münster, S. 259. Ferner: Hoyer, a. a. O., S. 441.
- ¹⁹ John Henry Newman, Auswahl und Einleitung W. Lipgens, Frankfurt 1958, S. 132.
- ²⁰ Vgl. John Henry Newman, The Ideal of University, London 1873.
- ²¹ Kohl, in: Universität Münster, S. 44.
- ²² Hoyer, in: Universität Münster, S. 441.
- ²³ Kohl, Universität Münster, S. 45. In folgende Ordinariate wurden Protestanten berufen: Mathematik (Bachmann, Nachfolger Sturm), neuere Sprachen (Suchier, Nachfolger Körting), Staatswissenschaften (Sievers), mittelalterliche und neuere Geschichte (Lindner), Chemie (Oppenheim, Nachfolger Salkowski), ferner die – nach Ficker – „indifferenten“ oder „ungläubigen“ Katholiken: griechische Philologie (Stahl), Philosophie (Spicker) – (200 Jahre, S. 22f.).
- ²⁴ Kohl, Universität Münster, S. 45.
- ²⁵ Kohl, Universität Münster, S. 56.
- ²⁶ Vgl. L. Kurtz, Die Münsteraner Akademie im Kulturkampf (1870–1880), in: 200 Jahre, S. 20–33.

- ²³ Die ersten münsterländischen Reichstagsabgeordneten waren: H. von Mallinckrodt, Cl. von Heeremann, Friedr. von Landsberg, Ignaz von Landsberg.
- ²⁸ Kohl, Universität Münster, S. 49.
- ²⁹ A. a. O., S. 49.
- ³⁰ Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem Münsteraner, Münster 1880, vgl. Universität Münster, S. 245.
- ³¹ Erinnerungen aus alten und neuer Zeit. Von einem Münsteraner: „Im Jahre 1780 eine stille bescheidene Feier bei der Inauguration einer Universität – im Jahre 1880 großes Gedränge bei Eröffnung eines akademischen Gebäudes und ein Festzug, in dem kein Bischof, kein Domkapitel, kein Geistlicher des Stadtklerus, aber 8 protestantische Prediger sichtbar waren. Im Jahre 1780 der Bischof Besitzer und Beschützer der Anstalt – im Jahre 1880 Vermögen, Macht und Recht in andere Hände übergegangen, der Bischof selbst verbannt, die Diözese verwaist. Das ist 1780 bis 1880. Wir hatten keine Ursache, ein fröhliches Zentenarioium zu feiern“. (Zit. nach: L. Ficker, Der Kulturkampf in Münster, Münster 1928, S. 360).
- ³² Ficker, Kulturkampf in Münster, S. 360.
- ³³ Universität Münster, S. 442.
- ³⁴ Universität Münster, S. 443.
- ³⁵ A. Sturm, Lebenserinnerungen einer Professorenfrau, Breslau 1912.
- ³⁶ A. Sturm, Lebenserinnerungen, zit. nach: Hoyer, in: Universität Münster, S. 445.
- ³⁷ Hoyer, in: Universität Münster, S. 445. – Vgl. H. Schimank, Wilhelm Hittorf, in: NDB Bd. 8 (1969), S. 266–270.

Bürgertum, Nation, Wohlstand 1880–1914

Inzwischen veränderte und organisierte sich die Region Westfalen. 1862 hatten sich die westfälischen Kleinbauern, geführt von Gruppen des westfälischen Landadels, zum „Bauernverein“ zusammengeschlossen, dem ersten dieser Art in Deutschland. Anders als östlich der Elbe hielt sich in Westfalen eine breite mittlere Schicht selbständiger Bauern, sie wurden auch nicht von der Industrialisierung hinweggerollt. Während sich an den Rändern der Region die verarbeitende Industrie (Bielefeld, Sauerland) ausdehnte, entstand 50 Kilometer von Münster entfernt an der Ruhr das größte europäische Industriezentrum. Münster selbst wurde mittelbar (durch Kanal und Bahn) von der Industrialisierungswelle berührt. Indem die Bevölkerung der Stadt wuchs, entstand das moderne Münsteraner „Bürgertum“, mittleres und Kleinbürgertum, sicherlich mehr auf Auskommen als auf soziale Macht bedacht¹. Es war keine „Bourgeoisie“, wie sie Marx und Engels zur gleichen Zeit beschrieben, ja im Verständnis marxistischer Kategorien wohl kaum definierbar und mehr auf den richtigen „way of life“ als auf ein bürgerliches Klassenbewußtsein eingestimmt, eine Quelle soziologischer Irritation für eine kritische Studentengeneration noch 100 Jahre später, in den 1960er Jahren.

Hatte sich bereits in den 70er Jahren während des Kulturkampfes gezeigt, daß man in Münster keineswegs von der nationalen Umwelt ausgeschlossen war, wenn auch im Kern auf den äußerlich kleinen Bereich der Akademie beschränkt, so zeigte es sich in den folgenden Jahrzehnten, daß die Hochschule zwangsläufig von den aktuellen Auseinandersetzungen, soweit sie intellektueller Natur waren, erfaßt wurde. Insofern befand sich Münster nicht mehr „außerhalb“ der Welt, der nationalen wie der internationalen. Zwar gab es in

Deutschland vor 1890 abgesehen von dem Zentrumsblatt „Germania“ (Berlin) und der „Frankfurter Zeitung“ noch keine nennenswerten überregionalen Zeitungen, die für die tägliche Meinungsbildung der Nation sorgten, aber es gab für die Gelehrten der Akademie die Fachzeitschriften, die die geistigen und wissenschaftlichen Debatten der Zeit in die Münsteraner Seminare und Gelehrtenstuben einbrachten.

Denn neben der industriellen Revolution war die Expansion des Hochschulsektors eine der charakteristischen Veränderungen des Jahrhunderts, die quantitativ nicht so unmittelbar ins Auge sprang wie das industrielle Wachstum und die Bevölkerungsexplosion, aber qualitativ kaum weniger wirksam war. Um 1880 studierten in Deutschland 25 000 Studenten an 22 Universitäten, hinzu kamen die Technischen Hochschulen. Leipzig, als größte deutsche Universität, zählte 3 050 Studenten, Berlin 2 140. Die deutschen Universitätszentren zogen zunehmend ausländische Studierende aus Ost und West an.² Frankreich lag im Vergleich – mit 15 000 Studenten – erst an zweiter Stelle in der europäischen Hochschullandschaft. Münsters „Rumpfuniversität“ zählte zu dieser Zeit zwischen 300 und 400 Studenten, zur Jahrhundertwende wurde die Zahl 668 erreicht. Der Zuwachs hing auch mit der Aufhebung der Konfessionalität der Philosophischen Fakultät in den siebziger Jahren zusammen.³

Ausdehnung und Ausbau des Hochschulwesens waren nicht nur auf Deutschland beschränkt. Nachdem die Kriege der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts beendet waren (Deutschland–Österreich, Deutschland–Frankreich, Italien, Nordamerika) begann man nahezu überall von Europa bis Australien, vor allem in den traditionell hochentwickelten Kulturländern, zu denen sich inzwischen auch die USA gesellt hatten, mit dem Ausbau des Bildungssystems, wobei starke Impulse von den deutschen Reformern zu Beginn des Jahrhunderts ausgegangen waren. Allerdings erhielt die neuentstandene Bildungsschicht in Deutschland durch den Filter des Gymnasiums einen unverkennbar elitären Charakter, der noch durch die neuhumanistischen Studieninhalte verstärkt wurde, gegen die Wilhelm II. nach seinem Regierungsantritt 1888 Sturm zu laufen

begann. Man wollte mehr moderne (d.h. „deutsche“) Bildung: was immer man auch darunter verstehen mochte.⁴ Der 30jährige Kaiser initiierte eine kulturelle Bewegung in Deutschland, die sich als dauerhaft erwies: das Bildungswesen mehr oder weniger fachkundig in die tagespolitischen Debatten zu ziehen.

Neben den äußeren Veränderungen wirkte sich die Reflexion über die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und die sozialen Umbrüche seit der Mitte des Jahrhunderts auf das Denken der Hochschulen aus. 1859 waren im selben Jahr Darwins „The Origin of Species by Means of Natural Selection“ und Marx’ „Kritik der politischen Ökonomie“ erschienen. Der „Darwinismus“ stellte ausgehend von den neuen biologischen Erkenntnissen manche gewichtige philosophische und religiöse Aussage in Frage, ließ sich zudem, wenn auch nicht zwingend, auf die Interpretation des gesellschaftlichen Lebens anwenden: „Kampf ums Dasein“ hieß das Schlagwort der Sozialdarwinisten. Soweit sich aus dem Marxschen Publikationen der Marxismus ableitete, der in den deutschen Hochschulen nur indirekt durch dessen defensive Abwehr Fuß faßte, initiierte er die kritische Reflexion über die bestehende Gesellschaft: Historische Gesellschaften und die jeweils herrschenden Schichten überleben sich, hieß es bei Marx, ein Gedanke, der übrigens tendenziell nicht nur dem aufkommenden Proletariat, sondern auch manchen aufsteigenden Professor an den Hochschulen entgegenkam, da sich ja auch noch die deutsche Gesellschaft von einem Kranz von Feudalität umgeben sah, nur daß – bei gelegentlicher professoraler Marx-Rezeption – dessen revolutionären Konsequenzen nicht mit übernommen wurden.⁵

Um 1870 waren jene vier „klassischen“ Texte erschienen, die das Denken der nächsten dreißig Jahre prägend beeinflussten: Marx’ „Kapital“ (1867), Darwins „Die Abstammung des Menschen“ (1871), Maxwells „Elektrizität und Magnetismus“ (1873) und Nietzsches „Die Geburt der Tragödie“ (1872). Eine neue Zeit war gedanklich eingeläutet worden.⁶ Sie eröffnete Chancen zum Fortschritt – und zu Verirrungen. Mit der genannten Schrift Nietzsches wurde neben der Fortschrittsgläubigkeit dieser Jahre zugleich ein –

latenter oder offener – Wissenschaftspessimismus geboren. 1883 schrieb Dilthey seine „Einleitung in die Geisteswissenschaften“, eine Darstellung und Verteidigung zugleich: denn die bis dahin im kulturellen Leben Deutschlands des 19. Jahrhunderts vorherrschenden historischen Sprach-, Literatur- und Religionswissenschaften wurden jetzt im letzten Drittel des Jahrhunderts – die Zeit war schneller geworden – von den Naturwissenschaften und ihrer praktischen Anwendung zurückgedrängt und abgewertet. Das „Moderne“ erhielt eine betont materielle Note, zumal nachdem man entdeckt hatte, daß sich das Leben mit dem technischen Fortschritt erheblich angenehmer gestalten ließ als ehemals.

Während die Literatur dieser Zeit außerhalb Deutschlands bereits einen resignierten Zug zur „Dekadenz“ und „fin de siècle“-Stimmung enthielt, mit einem Hauch von kultiviertem Pessimismus, so bei Thomas Hardy („Return of the Native“, 1878; „The Mayor of Casterbridge“, 1886) oder Henry James („The American“, 1877; „The Portrait of a Lady“, 1881) sah man in Deutschland, zumal nach 1871, die Welt bewußt und absichtlich positiv, auch literarisch. Der Schlesier Gustav Freytag hatte in seinen anregenden „Bildern aus deutscher Vergangenheit“ ein eindrucksvolles und aus den Quellen erarbeitetes breites Bild der deutschen Geschichte gezeichnet: das eines fleißigen und aus den Niederlagen sich immer wieder hocharbeitenden Volkes.

In Paderborn erschien 1878 „Dreizehnlinden“ aus der Feder Friedrich Webers, eines Arztes aus Bad Lippspringe und Reichstagsabgeordneten des Zentrums. Der fiktive Ort „Dreizehnlinden“ spielte auf das Kloster Corvey an. Die Szene selbst wurde um 820 zur Zeit der Christianisierung der Sachsen angesetzt. Der Held des Versepos „Elmar vom Habichtshof“, ein heidnischer Sachse, wird zu unrecht von einem der Franken, die Sachsen inzwischen erobert hatten, der Brandstiftung bezichtigt, für vogelfrei erklärt, dann aber, verwundet von den Mönchen des Klosters gefunden, gesund gepflegt – und bekehrt. Das Ende war gut und der Sachse Elmar gewann seine Freundin zurück, die ihm der rivalisierende Franke Gero streitig gemacht hatte. Der Kaiser (Ludwig der Fromme)

persönlich hob das Unrechtsurteil auf.⁷ Das Epos wurde in Westfalen sofort ungemein populär – und es begründete alles, was not tat: den jüngsten Sieg über Frankreich (1871), das neue versöhnende deutsche Kaisertum und die katholische Vergangenheit des Landes, für die jetzt die Partei des Zentrums stand. Der heutige kritisch eingestellte Leser mag bei dem Ganzen etwas staunen: aber so war's.

Tatsächlich wurde jeder, der in Deutschland etwas auf sich hielt, seit den 70er Jahren ungemein positiv und integrativ. Alles ließ sich irgendwie miteinander verbinden: Fortschritt und Vergangenheit, Wohlstand und Wissenschaft, Lust am Leben und Erwerb. Das wirkte sich auch in Münster aus. Selbst der Kulturkampf war wohl hart, aber auch interessant gewesen. So hatten die Naturwissenschaftler Karsch und Hosius in Münster die liberale „Freie Vereinigung“ gegründet, in der sich die anti-ultramontanen Kräfte der Stadt sammelten, darunter auch Eisenbahnbeamten und Arbeiter. 1877 machte Karsch das städtische Publikum mit einer persiflierenden „Naturgeschichte des Teufels“ bekannt, in der er sich aufklärend dagegen wandte, daß die Philosophie zur „dienenden Magd“ der Theologie gemacht werde.

Popularität gewann auch der Zoologe Hermann Landois.⁸ Er war zunächst Geistlicher gewesen, hatte sich aber unter den Eindruck seiner Studien von der katholischen Kirche distanziert und suchte gleichfalls, aufklärend auf die Bevölkerung Münsters und der Region zu wirken. Seit 1872 las er regelmäßig über die Darwinsche Abstammungslehre, trat damit natürlich in Konfrontation mit der Geistlichkeit. Er lavierte etwas, flüchtete gelegentlich in die Skurrilität, hatte aber doch mit seinem Säkularisierungsprogramm Erfolg. 1875 entstand auf Landois' Initiative der Zoo und als gesellschaftliches Pendant dazu, eine „Abendgesellschaft“ des Zoologischen Gartens, später, 1891, wurde gleichfalls in aufklärerischer Absicht das Naturkundemuseum errichtet. Münster war „urbaner“ geworden. Neben seinen alten Kirchen hatte es jetzt auch moderne weltliche Attraktivitäten und Pilgerstätten.⁹

Im übrigen neigten, worauf David Thomson in „Europe since Napoleon“ hinweist, auch Naturwissenschaftler dem Trend der Zeit

entsprechend dazu, Weltanschauungen und Ideologien hervorzu-
bringen, und zu einem gewissen Sektencharakter: Naturwissen-
schaftler bildeten eine Glaubensgemeinschaft für sich.¹⁰

Mit den achtziger Jahren endeten die hochschulinternen Kämpfe
in Münster; man arrangierte sich, gelegentlich flackerten noch
einmal Erinnerungen an Vergangenes auf. Im übrigen setzte wieder
der Alltag des wissenschaftlichen Arbeitens ein: Vorlesungszyklen,
Methodenbewußtsein, Publikationen, gelegentlich Beteiligung am
Gelehrtenstreit, so der Historiker Georg von Below, der in den
neunziger Jahren in Münster arbeitete, wohl der erste Vertreter einer
ausgesprochen nationalkonservativen Richtung, die dem neuen
„Wilhelminismus“ entsprach. Below machte sich einen Namen als
scharfer Kritiker abweichender historischer Denk- und Methoden-
stile (Lamprechtstreit). Der „Methodenstreit“ wurde damals ein
beliebtes Metier unter deutschen Historikern.¹¹

1883 nahm der 21jährige Augustin Wibbelt, der spätere Geistliche
und bekannte westfälische Erzähler an der Akademie sein Studium
auf. Jahrzehnte später schrieb er einen eindrucksvollen Roman, „Ut
de feldgraove Tied“, der die Stimmungen und Leiden eines westfä-
lischen Dorfes während des Ersten Weltkrieges einfängt. In seinen
Lebenserinnerungen beschreibt er seine Erfahrungen als Student:
„Im Frühjahr 1883 bezog ich die Akademie in Münster und ließ
mich als Student der Philologie immatrikulieren. Die Stadt war mir
schon einigermaßen bekannt. Gegen Osnabrück kam sie mir als eine
lebhaftige Großstadt vor, obwohl sie damals im Vergleich zu jetzt
noch eine kleinen Stadt war, in der das Pfahlbürgertum vor-
herrschte, und die ihre alte, mit schönen Linden besetzte Umwal-
lung, die ‚Promenade‘, erst vor einigen Toren zu überschreiten
beganng. So etwas wie den Prinzipalmarkt mit seinen Giebelhäusern
und seinen Bogengängen, auch so viele herrliche Kirchen und
vornehme Adelshöfe, hatte die Hansestadt nicht aufzuweisen. Die
kleine Aa konnte sich freilich mit der stattlichen Hase nicht messen,
und die gebirgige Umgebung um Osnabrück übertraf die flache
Ebene um Münster entschieden an landschaftlicher Schönheit.“¹²

Seine „Bude“ bezog Wibbelt im Haus eines Hutmachers. Er fragte sich, wie die meisten Neuankömmlinge unter den Studenten, ob er einer der studentischen Verbindungen beitreten sollte. Das Verbindungsleben nahm einen wichtigen Platz im universitären Alltag ein und sorgte für Kontakte und Geselligkeit, die das Studium selbst nicht boten. Die einmal geknüpften Freundschaften hielten oft bis in das spätere Berufsleben. Doch hatte der junge Wibbelt einige Bedenken, die er ausführlich ausbreitet und die die Szenerie des Verbindungslebens beleuchten: „So brachte ich für das eigentliche Studentenleben keine besonders guten Qualifikationen mit, bin aber doch ein lustiger Student gewesen. Ich selbst hatte infolge dieser Unzulänglichkeiten eine begreifliche Scheu vor dem Eintritt in eine Korporation; doch sagte ich mir, es sei unerlässlich, man könne nicht herumlaufen wie ein verlorener Hund und man brauche den Anschluß, um Halt und eine gewisse Führung im Studium zu gewinnen.“

Für welche Verbindung sollte er sich entscheiden? „Ich wußte bald, daß in Münster drei Korporationen für mich in Betracht kamen, die starke und gewissermaßen prävalierende Germania, die farbenstrahlende Saxonia, deren roten Mützen mich lockten, und die bescheidene Unitas, die aber als Theologenverein für mich als Philologen nicht recht passen schien. Ich bin der Unitas beigetreten und habe es nie bereut, vielmehr verdanke ich ihr viel Frohes und Schönes und manche Förderung.“ Das Leben in dieser Gruppe wird so beschrieben: „Die Unitas war stark religiös gerichtet, sie feierte drei Patronatsfeste mit pflichtmäßiger gemeinsamer Kommunion und hielt darauf, daß ihre Mitglieder täglich der hl. Messe beiwohnten. Das schreckte mich nicht, das zog mich eher an; ich dachte auch, dort wird man nicht soviel zu trinken brauchen.“ Soweit Wibbelts Überlegungen und Entscheidungen. Er fügte hinzu: „Nun, trinken konnten die Unitarier auch, und es soll keineswegs gesagt sein, daß die anderen Korporationen ihr darin überlegen waren. Wenn die Unitas von boshaften Zungen wohl als ‚Rosenkranz-Bruderschaft‘ bezeichnet wurde, so konnte ich darüber nur lachen. Die Prinzipien der Unitas lauteten: Virtus, scientia, amicitia

und ihre Farben waren Blau-Weiß-Gold.“^{11b} Das Studium in den ersten Semestern dagegen befriedigte Wibbelt kaum: „Die philologischen Semester, die ich belegte, brachten mir wenig Gewinn. Ich schrieb fleißig und brachte ganze Hefte voll nach Hause; aber ich wurde selber nachher nicht klug daraus. Besser gefiel mir die Philosophie, die ich bei dem alten deftigen Professor Georg Hagemann belegte, sowohl System als auch Geschichte der Philosophie. Da sah man doch, wie und wo, und ich warf mich mit Eifer darauf.“

Zu dem Problem von katholischer Überzeugung und vorurteilsfreier wissenschaftlicher Forschung nahm der Münchener Philosophie-Professor und Reichstagsabgeordnete des Zentrums Georg von Hertling auf einer Tagung der „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im Katholischen Deutschland“ Stellung, die am 3. August 1898 in Münster stattfand. Er bezog sich ausdrücklich auf die geistige Tradition der Stadt: „Aber was für uns das Bekenntnis grundlegender Überzeugung ist, was den sicheren Ausgangspunkt unserer wissenschaftlichen Betätigung bildet, das erscheint anderen, leider in der Gegenwart einer großen Anzahl, als Torheit und Ärgernis. Denn – so lautet der Vorwurf, der von jener Seite erhoben wird – uns fehle gerade das, was das Lebenselement der modernen Wissenschaft ausmache: Freiheit der Forschung und Freiheit der Lehre. . . . Ich benutze unsere General-Versammlung . . . , den Fehdehandschuh aufzunehmen, indem ich behaupte, daß dem auf katholisch-kirchlichen Boden stehenden Forscher aus diesem seinem Standpunkte kein wirkliches Hemmnis echt wissenschaftlicher Betätigung^{11c}“

Bei den Theologen kam es im Zuge von fünf Neubesetzungen 1884/85 zu einem Generationenwechsel. Keiner der Neuberufenen kam aus Münster, alle hatten überwiegend ihren bisherigen Studiengang in Würzburg, Eichstädt oder Rom (Gregoriana) absolviert. Da auch in der Philosophischen Fakultät Auswärtsberufungen die Regel waren, endetete gewissermaßen die alte „Akademie“, auch wenn der Name bis 1902 erhalten blieb. In der Theologischen Fakultät setzte sich die neuscholastische Richtung sowohl in der Dogmatik wie in der Moraltheologie durch. Am ehesten ließe sich

bei der „Kirchengeschichte“ eine durchgehende Tradition aus der älteren Akademie aufzeigen, die beispielsweise in den Forschungen zur Patristik jetzt an Bedeutung und Ansehen gewann. Insgesamt nahm vermutlich die Leistungsbreite entsprechend den Fortschritten an den anderen deutschen Universitäten in der Forschung zu, doch wird es schwer fallen, die Aussage im einzelnen detailliert zu belegen – und auch dann würde vermutlich nur Bekanntes noch einmal festgestellt werden.

Allerdings, wiederum bei den Theologen, gab es zwei „moderne“ Akzentsetzungen: zwei Lehrstühle seit den 90er Jahren, deren Einrichtung zunächst ausgesprochen zeitbedingt war. 1893 wurde ein Lehrstuhl für »Christliche Sozialwissenschaften“ und, 17 Jahre später, 1910, – in der Zeit des expandierenden deutschen Kolonialismus wie auch des deutschen Missionswesens – ein Lehrstuhl für Missionswissenschaften errichtet, der ein neues, weltweites Blickfeld in die Universität Münster einbrachte. Franz Hitze, der den Lehrstuhl für christliche Sozialwissenschaften erhielt, leitete die Reihe der drei politischen Prälaten Münsters (Hitze, Mausbach und Schreiber) ein, deren Aktivitäten im Kaiserreich und in der Weimarer Republik eng mit dem Zentrum, dem „politischen Katholizismus“, verbunden waren.

Hitze (1851–1921), Sohn eines wohlhabenden sauerländischen Bauern, hatte das Gymnasium in Olpe und Paderborn besucht. Schon als Schüler hatte er aus der Lektüre der „Historisch-politischen Blätter“ die Tagespolitik, so die Aktivitäten des Bischof Ketteler (Mainz), aufmerksam verfolgt. In Paderborn hatte er einen nachdenklichen grüblerischen Kaplan, Wilhelm Hohoff, kennengelernt, der begonnen hatte, die jüngsten Arbeiten von Marx zu studieren und dabei zu der Ansicht gekommen war, das Kernanliegen des Marxismus sei mit den traditionellen katholischen Lehren vereinbar, ausgenommen der Antiklerikalismus und die Ablehnung der Religion.¹² Der junge Hitze nahm diese Anregung aus den Paderborner Gesprächen auf und verfolgte das Problem weiter. Von 1872 bis 1878 studierte Hitze in Würzburg, wurde 1878 in Paderborn zum Priester geweiht und konnte anschließend als Kaplan von

Campo Santo in Rom seine Studien fortsetzen. Die einmal entdeckte Frage der Reorganisation der Wirtschaft und Gesellschaft verfolgte er weiter. 1880 veröffentlichte er zwei Studien, die „Quintessenz der sozialen Frage“ und „Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft“, die beide elf Jahre vor der bekannten Sozialzyklika „Rerum novarum“ Papst Leos XIII. erschienen. Hitze hat sich später als praktischer Politiker von seinem ursprünglichen Konzept, das gedanklich die integrative mittelalterliche Sozialtheorie Thomas von Aquins und die Marxsche Vorstellung von der Organisation der modernen Industriearbeit und der Überwindung der kapitalistischen Konfliktgesellschaft zu verbinden suchte, distanziert, da es politisch nicht durchsetzbar war. Am Ende seines Lebens griff er seine Jugendidee wieder auf, nachdem die Weimarer Nationalversammlung, der er selbst angehört hatte, die Vorstellung des „Reichswirtschaftsrats“ in die neue Verfassung sowie die „Räteidee“ in das „Betriebsrätegesetz“ von 1920, der ersten gesetzlichen Form der Mitbestimmung, eingebracht hatte.¹³ Der 68jährige Franz Hitze fühlte sich in seinem Alter noch einmal in seinen Jugendideen bestätigt.

In Westfalen war man mit den sozialen Auswirkungen der Industrialisierung durch das nahe Ruhrgebiet unmittelbar konfrontiert worden. Katholische Kapläne und evangelische Pfarrer standen hier in enger Tuchfühlung mit der Arbeiterschaft. Die Sozialdemokraten und Gewerkschaften hatten schnell an Bedeutung gewonnen. Der große Bergarbeiterstreik von 1889, der sozialistische wie christliche Gewerkschaftler ein Jahr vor dem Sturz Bismarcks zur gemeinsamen Aktion vereinte, zog die deutsche Öffentlichkeit, die überwiegend mit den Streikenden sympathisierte, in seinen Bann. Die neue deutsche Gesellschaft war unverkennbar moderner geworden.

Franz Hitze hatte inzwischen die Aufgabe eines Generalsekretärs des „Arbeiterwohls“, die aus der Initiative eines katholischen rheinischen Industriellen entstanden war, übernommen, wurde 1882 bis 1893 und 1898 bis 1912 in das preußische Abgeordnetenhaus in Berlin gewählt, und vertrat außerdem von 1884 bis 1898 den Wahlkreis Aachen-Geilenkirchen und von 1898 bis 1918 den Wahl-

kreis Düsseldorf-Mönchengladbach im Reichstag. In diesen Jahren wurde Hitze einer der führenden Sozialpolitiker des Parlaments. 1890 hatte er mit anderen den „Volksverein für das Katholische Deutschland“ (Sitz Mönchen-Gladbach) ins Leben gerufen. Er wurde meist von jüngeren Kaplänen geleitet und suchte den sozialen Katholizismus zu organisieren, setzte sich von den Ideen der Sozialdemokraten geistig ab und artikulierte innerhalb der katholischen Kirche und des Zentrums die soziale Realität und die Bedürfnisse der Arbeiterschaft. Das Zentrum nahm seit der Reichstagswahl von 1889 eine Schlüsselrolle in der deutschen Politik ein. Der „Volksverein“ bildete den Kern jener demokratischen Bewegung innerhalb des Zentrums, die mit sanfter Gewalt den katholischen Adel aus seinen bisherigen Führungsrollen hinauszudrängen suchte.¹⁴ In der Enzyklika „Rerum novarum“ (1891) hatte diese katholische Sozialbewegung eine Art Programmschrift erhalten, die sie wie ein Manifest propagierte. Hitze förderte mit dem jungen Matthias Erzberger seit 1900 die Entstehung christlicher Gewerkschaften und deren Zusammenarbeit mit anderen Gewerkschaftsrichtungen gegen den Widerstand konservativer katholischer Kreise. Seine Münsteraner Professur nutzte er zu einer ausgedehnten Bildungstätigkeit auch außerhalb der Hochschule und machte sie praktisch zu einem Lehrstuhl für Erwachsenenbildung; „extramural studies“ würde man heute sagen. Er war durch den „Volksverein“, die Katholikentage, seine Abgeordnetenmandate ein bekannter Redner, Organisator mit weiten Verbindungen in ganz Deutschland geworden.¹⁵

Hitze lehrte seit 1893 in Münster. Der Lehrstuhl für „Christliche Sozialwissenschaften“ blieb jahrzehntelang der einzige dieser Art in Deutschland. Inzwischen rückte die Münsteraner Hochschule aus der Peripherie in die Mitte der deutschen Universitätslandschaft, nicht nur faktisch, sondern auch äußerlich und nominell. Bereits 1890 hatte der 31jährige Wilhelm II., zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt gegen den Willen Bismarcks eine internationale Sozialgesetzgebung ins Leben rufen wollen und den damals erst 39jährigen Franz Hitze in den Beraterstab berufen. Doch das

Projekt hatte dann für den Kaiser schnell jeden Reiz verloren, nachdem der Kanzler entlassen war und die oppositionell-progressiven Bedürfnisse des jungen Monarchen merklich nachließen, ja sich bald in eine entgegengesetzte Richtung entwickelten.¹⁶ Immerhin hatte Franz Hitze in Berlin festen Fuß gefaßt.

In Münster war unterdessen der Gedanke eines Ausbaus der Akademie zur Universität wieder aufgegriffen worden. Der Senat der Akademie schlug 1887 die Errichtung einer Juristischen Fakultät vor. 1888 suchte man von Münster aus, Berlin das Ganze dadurch schmackhaft zu machen, daß man anknüpfend an den jüngsten Kaiser- und Königswechsel den Namen „König-Wilhelms-Universität-Münster“ vorschlug.¹⁷ 1889 regte die evangelische Provinzialsynode die Errichtung einer evangelisch-theologischen Fakultät an Münsters Öffentlichkeit, so der „Westfälische Merkur“, unterstrich mit Nachdruck, daß frühere Gegenargumente – nämlich mangelnde Finanzmasse – jetzt in einer Zeit der Prosperität, die selbst den Ausbau einer Schlachtflotte ermöglichte, wohl hinfällig geworden seien. Man pochte in Münster auf das Wachstum der neuen deutschen Wohlstandsgesellschaft.

In den Jahren 1900/01 hatten sich schließlich alle Beteiligten, Akademie, Oberpräsidium, Stadt und Region und die Abgeordneten des Landtags zu einer gemeinsamen Aktion mit verteilten Rollen in Berlin zusammengefunden.¹⁸ Bei den Beratungen im preußischen Abgeordnetenhaus holte man an Argumenten herbei, was man nur aufreiben konnte; die Lebenshaltungskosten in Münster seien niedriger als in der konkurrierenden rheinischen Universitätsstadt Bonn, das Altbier sei ausgezeichnet usw.¹⁹ Hitze formulierte in seiner Rede vor dem Abgeordnetenhaus etwas gehaltvoller: „Münster ist eine vornehme Stadt, in stetiger Entwicklung. Manche Eltern würden es gewiß mit Genugtuung begrüßen, wenn sie ihre Söhne nach Münster schicken könnten.“ Weiter argumentierte Hitze: „Münster ist ein solide Stadt, ihm fehlen die Zerstreungen der Großstadt; Münster ist keine Verkehrsstadt im modernen Sinn, Münster ist keine Industriestadt, Münster ist eine schöne Stadt. In Münster studiert es sich ausgezeichnet“.²⁰ Im Januar 1902 sprach

Otto von Salm-Horstmar bei seinem Freund Wilhelm II. vor. Man zog nach Möglichkeit alle Register und, wie sich zeigen sollte, mit Erfolg.

Dem Rektor der Münsteraner Akademie konnte Hitze am 7. März 1901 über den Stand der Beratungen im Abgeordnetenhaus schreiben, er habe sich alle Mühe gegeben, sämtliche – d. h. „bürgerliche“ – Parteien, von den Deutsch-Konservativen, dem Zentrum bis zu den Nationalliberalen zu einer gemeinsamen Aktion zusammenzubringen. „Hoffentlich sind Sie mit der ersten Aktion zufrieden“, schrieb er. Die Bemühungen der Münsteraner Professoren und Politiker in Berlin zogen sich bis Anfang 1902 hin. Man hatte sich intern in Münster auf ein überkonfessionelles Konzept bei der bevorstehenden Erweiterung zur Universität geeinigt, lediglich jeweils eine Professur in Geschichte und Philosophie sollte ausschließlich katholisch und evangelisch besetzt werden.²¹

Hier hatte sich ein für die innere Geschichte der Hochschule bemerkenswerter Wandel vollzogen. Die neue Universität – das preußische Abgeordnetenhaus beschloß schließlich am 11. März 1902 einstimmig die Gründung einer juristischen Fakultät in Münster – beruhte auf einer aus den jahrzehntelangen Auseinandersetzungen hervorgegangenen Übereinkunft: der Überkonfessionalität, die von allen Beteiligten, einschließlich der katholischen-theologischen Fakultät, mitgetragen wurde. Das Bemerkenswerte daran war, daß das Ergebnis von der Hochschule selbst erbracht wurde, freiwillig, ein aufschlußreiches geistes- und hochschulgeschichtliches Faktum, zumal, wenn man bedenkt, daß die deutschen Hochschulen vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts konfessionelle Hochschulen gewesen waren.

Die Umwandlung der Akademie in eine Universität war die erste Universitätsneugründung in Deutschland seit 1826 (München). 1914 kam die Universität Frankfurt hinzu. 1919 rief die junge Weimarer Republik die Universitäten in Köln und Hamburg ins Leben. Die nächsten Neugründungen setzten erst wieder nach 1945 ein: Mainz (1946), Saarbrücken (1947) und die Freie Universität

Berlin (1948). Vergleichbar ist die damalige Neugründung Münsters mit den Universitätsgründungen jener europäischen Länder, in denen noch ein größerer Nachholbedarf als in Deutschland bestand: Freiburg (Schweiz, 1889), Lausanne (1891), Reading (1892), Cardiff (1893), Marseille (1896), Sheffield (1897), Birmingham (1900), Liverpool (1903), Leeds (1904), Dublin (1909), Saratow (1909), Reykjavik (1911). Allerdings riskierte es das deutsche Kaiserreich nicht, das fällt im Vergleich zu den britischen Neugründungen in Liverpool, Birmingham und Leeds auf, Hochschulen an den neuen industriellen Zentren Deutschlands zu gründen. Man wollte an den deutschen Hochschulen weder eine soziale noch eine politische Opposition. Erst die Weimarer Republik setzte mit den Neugründungen in den Millionenstädten Köln und Hamburg sofort nach Kriegsende andere Akzente – und fast 50 Jahre später die Bundesrepublik mit den nordrhein-westfälischen Neugründungen Bochum, Dortmund und Bielefeld. Bei der deutschen Abneigung gegen Universitäten in industriellen Zentren spielte die deutsche Universitätstradition mit, Hochschulen möglichst in eine angenehme landschaftliche Umgebung anzusiedeln, eine Tradition der Standortpolitik, die nicht unbedingt verwerflich ist.

Bei der Universitätsgründung von 1902 war das ursprüngliche integrative Bildungskonzept Fürstenbergs von 1780 (Bildungsreform von der Hochschule bis zur Elementarschule, auf religiöser Gemeinsamkeit beruhend), so gut wie in Vergessenheit geraten. Die neue Universität diente ausschließlich „bürgerlichen“ Interessen, der Ausbildung der Akademiker der neuen deutschen Gesellschaft. Regelberufungen von anderen deutschen Hochschulen, die hochdeutsche Lehrsprache, die beginnende Spezialisierung des Lehrbetriebes schufen selbstverständlich eher Distanzen als Verbindungen zur Region Westfalen, deren Bevölkerung noch überwiegend niederdeutsch sprach. Die Universität gewann einen sozialitären Charakter, nicht nur in Münster, und legte Wert darauf. Das galt vor allem für die Philosophische Fakultät und die Juristische Fakultät, die inzwischen ihren Lehrbetrieb aufgenommen hatte und 1904 bereits 280 Studenten zählte.²² Die Studentenzahl stieg von 1432

(1905/06) auf 2462 (1914/15) an. Mit den anwachsenden Studentenzahlen gewann auch die „Wissenschaft“ als neue soziale (und spezialisierte) Bildungsschicht des 20. Jahrhunderts an Gewicht. Da die Universitätsbildung primär berufsbezogen war, verblaßte das Humboldtsche Universitätsideal hinter den sozialökonomischen Ambitionen der Akademikerschaft. Das Studium wurde jetzt, verstärkt dann nach dem Kriege, eine Form von Broterwerb und eröffnete, wie es die Soziologen 60 Jahre später griffiger formulierten, „Sozialchancen“.²³

Die Stadt Münster war nach den Eingemeindungen von 1903 auf 75000 Einwohner angewachsen. Ein neues repräsentatives Bahnhofsgelände war entstanden.²⁴ Die Stadtverwaltung hatte durch die Vergrößerung des Territoriums um das Fünffache größeren Spielraum zum städteplanerischen Ausbau erhalten. „Seit den neunziger Jahren waren schließlich alle Hemmungen der Vergangenheit überwunden“, meinte der Stadthistoriker Plaßmann, „und Münster entwickelte sich mit großen Schritten zur modernen Großstadt“.²⁵ Die verkehrstechnisch günstige Verbindung zwischen Ruhrgebiet und den Nordseehäfen zog den Großhandel an. Die kleineren Bahnverbindungen (Münster-Burgsteinfurt-Gronau, 1875, und Münster-Warendorf-Rheda, 1887) begünstigten den Sog der Stadt auf die Region – Autos gab es noch nicht oder seit 1900 erst spärlich. Die Innenstadt um Prinzipalmarkt, Salzstraße, Drubbel, Alter Steinweg, Windhorststraße, Ludgeristraße, Rothenburg wurde das vitale Zentrum, und die „Elektrische“ entfeudalisierte den städtischen Verkehr. Die Ferngasleitung zur Zeche Radbod in Bockum-Hövel bei Hamm versorgte seit 1917 Haushalte und Straßenbeleuchtung. Ein Gasometer am Albersloher Weg machte seit 1897 das unsichtbare Faktum Gas auch städtebaulich sichtbar. In der Mitte des westfälischen Böötiens entfaltete sich eine großstädtische Lebensform. Die Stadt hatte den schmucken Romberger Hof aus Baumberger Sandstein in der Neubrückenstraße aufgekauft und bis 1908 zu einem repräsentativen Stadttheater ausgebaut: dem „Lortzingtheater“. Um den Stadtkern herum bauten Rat und Verwaltung die großen Ringstraßen: Hansaring und Hohenzollernring. Neue

bezahlte Wohnmöglichkeiten entstanden – und die Mietkosten stiegen. Ein regelmäßiges Einkommen wurde ebenso wichtig wie ehemals Besitz und Vermögen.

Natürlich wirkten sich die veränderten äußeren Lebensbedingungen auch auf die Universitäten, damit auch auf die Münsteraner Hochschule, aus. Aus dem Professor, dem früheren Gelehrten und in Münster häufig Geistlichen, wurde jetzt ein Beruf, der eine Familie unterhalten mußte.²⁶ Der Kampf um Professuren, bereits im 19. Jahrhundert sehr ausgeprägt, wurde härter und verlangte kräftige Naturen. Das Ethos des gemeinsamen Lehrens und Lernens litt unter diesen Zwängen; Bindungen, auch religiöse, nahmen an den Hochschulen ab. An ihre Stelle traten häufiger nationale Gemeinsamkeitsbekundungen, die aber mehr versprachen als sie tatsächlich hergaben. Die Idee nationaler Macht war etwas, was selbst auf die befähigsten Hochschullehrer außerordentlich anziehend wirkte, und der man gern seinen öffentlichen Tribut zollte. Schließlich standen in Münster zu Beginn des 20. Jahrhunderts preußische Verwaltung, preußische Universität und preußische Kasernen unmittelbar nebeneinander, ein Faktum, das weder über- noch unterbewertet werden sollte.

Solche nachdenklichen Überlegungen aber trübten noch nicht die Freude der Münsteraner Bevölkerung des Jahres 1902 über ihre Universitätsgründung. Man war vielmehr begeistert. So hatte der „Münstersche Anzeiger“ über den Festzug berichtet: „Einen wunderbar schönen Anblick gewährten die am Zuge beteiligten Radfahrvereine mit ihren ebenso sinnreichen wie prächtig geschmückten Rädern. Der Radfahrerclub „Schwalbe“, welcher wohl am stärksten vertreten war, hatte seine Räder mit japanischen Schirmen geziert, an deren Spitzen buntfarbige Lampions hingen. Der Radfahrverein „Wanderlust“ hatte große nur von Lampions hergestellte Bügel an den Rädern befestigt. An einem Tandemrad war künstlich ein aus grünem Stoff hergestelltes Schiff angebracht, dessen Masten und Segel ebenfalls grüne Lampion-Dekorationen bildeten.“²⁷

Die Begeisterung der Bevölkerung Münsters war offensichtlich echt, auch wenn man dem Ereignis etwas hilflos gegenüberstand.

Denn das höhere Bildungswesen hielt auf Distanz zum Volk, selbst nachdem 1891 die gymnasialen Lehrpläne überall in Deutschland zugunsten des Faches Deutsch und zuungunsten der altsprachlichen Fächer geändert worden waren.²⁸ Friedrich Paulsen, Pädagogik-Professor in Berlin, kritisierte damals den „Sozialaristokratismus“, der deutschen Universitäten. Er hoffte, so in seiner Darstellung der deutschen Universitäts- und Gymnasialgeschichte, die „Vorstellung, daß ein paar Jahre auf der Universität sich aufhalten und davon die größere Hälfte mit vornehmuerischen Nichtigkeiten ausfüllen, einen Anspruch auf die ersten Stellen im Staatsdienst gebe“, werde künftig schwinden.²⁹

Tatsächlich wurde, zumal nach der Errichtung der Juristischen Fakultät, die „Sozialfunktion“ der Hochschule immer wichtiger. Die deutschen Hochschulen in der ehrgeizigen Aufstiegs-gesellschaft der Jahrhundertwende, waren nicht nur auf Forschen und Lehren bedacht, das natürlich auch und sogar überwiegend, sondern auch auf soziale Selbstbehauptung. Eine gewisse Kälte zog allmählich in die Hörsäle und Seminare ein. „Wissenschaft“ und „wissenschaftlich“ bekamen eine Nebenbedeutung soziologischer Art: soziale Andersartigkeit, anders, abgehoben und „etwas besser“.

Inzwischen wuchsen die Studentenzahlen in Deutschland an. 1849/50: 12374; 1879/80: 20182; 1899/1900: 32834; 1908/09 46632.³⁰ Die Zahl der Professoren stieg von 1840: 1212; 1870: 1521 auf (jetzt nach den amtlichen Statistiken) 1886/89: 2095 und 1908/09: 3090. Diese quantitativen Veränderungen bewirkten eine stärkere faktische Einbindung der Hochschulen in das gesellschaftliche und politische Leben, zumal da die praktischen berufsbezogenen Fächer zunahmen. Hinzukam, daß manche Professoren sich seit 1848 politisch und öffentlich profilierten, sich den bürgerlichen Parteien anschlossen und sich mit ihren Aufsätzen in den Tageszeitungen zu Wort meldeten.³¹

Der Konfessionsstreit kühlte an den Universitäten merklich ab, in Münster wurde 1914 die Evangelisch-Theologische Fakultät gegründet. Damit erhielt auch die evangelische Kirche Westfalens

eine Hochschuleinrichtung. Zudem, wenn irgendwo in der Gesellschaft, bildeten die Universitäten den Ort, wo man Distanz zu dem praktischen kirchlichen Leben halten konnte, das sich vielerorts durch eine anstaltsmäßige Enge auszeichnete. Anstelle der konfessionellen kamen andere interne Gegensätze in den Universitäten auf: die der Gruppen der Ordinarien und Nichtordinarien. Im 18. Jahrhundert noch unbekannt, war im 19. Jahrhundert die Privatdozenten entstanden, dem schließlich das „Extraordinariat“ gewährt wurde ohne Mitwirkung an der Selbstverwaltung. Seit der Jahrhundertwende begann diese Gruppe, sich gegen die Ordinariengruppe zusammenzuschließen. Der inneruniversitäre Sozialkampf, seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts durch das Aufkommen eines „dritten Standes“, der Assistentenschaft, noch bereichert, hatte begonnen: eine Auseinandersetzung, die in Zukunft wegen der Hartnäckigkeit der „besitzenden Klasse“ zu einem vorzüglichen Betätigungsfeld wissenschaftlicher Energien werden sollte.

Ein weiterer charakteristischer Zug entwickelte sich. Hatten die Universitäten im Kulturkampf der 1870er Jahre den päpstlichen Anspruch auf Unfehlbarkeit in der deutschen Öffentlichkeit mit Erfolg abgewehrt, so neigten sie bald selbst dazu, an dessen Stelle die Unfehlbarkeit der Universitäten zu setzen. Professorale Aussagen gewannen im deutschen Kaiserreich, begründet wie unbegründet, an Gewicht.

1912, zehn Jahre nach der Universitätsneugründung, faßte der 62jährige Georg Erler, der seit 1902 eine Geschichtsprofessur ausübte, die jüngsten Entwicklungen der Hochschule in einem Aufsatz zusammen.³² In dieser kurzen Zeit habe die Universität Münster schon einige charakteristische Züge angenommen: Sie war weder eine „Modeuniversität“ noch zeichnete sie sich durch „übermütig tolles Treiben, wie es in einzelnen kleineren Universitätsstädten herrscht“, aus. Wer in Münster studierte, wolle arbeiten. So kämen vor allem Examenssemester. Die Hochschule habe inzwischen „den Ruf einer Stätte fleißiger Arbeit“ erlangt. Münsters Hochschule war eine preußische Neugründung. Überrascht war man von dem schnellen Anwachsen der Studentenzahlen von Jahr

zu Jahr: 1902 waren es 1143, 1912 bereits 2119. Erler führte den Zuwachs auf den steigenden Lebensstandard, die Erweiterung des Hochschulzugangs (Realgymnasium) und auf den immer stärker sichtbar werdenden Wunsch einer sozialen Absicherung über ein Hochschulstudium bei den Studierenden zurück, also auf den Trend zur „Professionalisierung“ und Ausweitung der akademischen Berufe, der die neue Universität sofort erfaßt hatte.

Das Pendant dazu war die Zunahme der Professuren (Germanistik, Anglistik, semitische Philologie, altorientalische Sprachen, vergleichende Sprachwissenschaften, Zoologie) an der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die nicht zwingende Verbindung von Geistes- und Naturwissenschaften war beibehalten worden. Allerdings wurden die Pädagogik und die schulpraktische Ausbildung nur widerwillig und an untergeordneter Stelle in die Hochschulen aufgenommen: Dergleichen paßte nicht so recht in das wissenschaftsaristokratische Konzept der Hochschule. Die Zahl der Dozentenstellen, berichtete Erler, habe von 69 (1902) auf 94 (1912) zugenommen, jeweils auf die Fakultäten verteilt: bei den Theologen von 13 auf 13 (+0), den Juristen von 14 auf 17 (+3), bei der Phil.-Nat. Fakultät von 42 auf 64 (+22).

Auch in den Lehrveranstaltungen hatten sich die Universität den neuen Bedingungen angepaßt. Gegenüber den Vorlesungen habe man die Übungen vermehrt: „Wie überall an den deutschen Hochschulen bricht sich der Gedanke Bahn, daß es in erster Linie die Aufgabe des Dozenten ist, den Studierenden zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und Forschung anzuleiten als ihm in breiter und daher ermüdender Form einen Stoff vorzutragen, den er sich zum Teil auch aus Büchern zu eigen machen kann.“³³

Da damals der Zauber der statistischen Quantität auch in Münster wie überall die Welt in den Bann zog, brachte Erler noch weitere Zahlen. Buchbestellungen der Universitätsbibliothek 1902/03: 31221, dagegen 1911/12 bereits 100581; tägliche Besucherzahl des Lesesaales der Universitätsbibliothek 1902/03: 70 und 1911/12: 219. Entsprechend der Zuwachs an Promotionen: 1902/03 waren es 24 (6

Theologen, 18 Philosophen/Naturwissenschaftler), 1911/12 stieg die Jahreszahl auf 103 (3 Theologen, 23 Juristen, 77 Philosophen/Nat.wiss.). Die Professionalisierung des akademischen Berufs – „Wissenschaft als Beruf“, wie Max Weber es sieben Jahre später formulierte – war an der Entwicklung der Münsteraner Hochschule unverkennbar. Die Zeit der „wissenschaftlichen Zivilisation“, eine andere Formulierung, die Helmut Schelsky 50 Jahre später prägte, war – so mußte es scheinen – bereits angebrochen.³⁴

Einen weiteren Fortschritt hatte Erler 1912 festhalten können. Münsters Streit der Konfessionen sei beendet: „Heute herrscht an der Universität konfessioneller Friede“. So unterstützte Erler die Pläne für die Errichtung einer zweiten, (Evangelisch-) Theologischen Fakultät, nach dem Beispiel Bonns und Breslaus. Bereits jetzt (1912) seien 21% der Studierenden Münsters evangelisch, allerdings betrage der evangelische Bevölkerungsanteil der Provinz Westfalen 49%.³⁵

Schließlich noch ein Blick auf die Katholisch-Theologische Fakultät vor dem ersten Weltkrieg: Sie war durch die Universitätsgründung in ihrer hochschulinternen Gewichtigkeit zurückgedrängt worden, andererseits stand sie vor einer grundlegend veränderten Situation. Zwar war sie mit dem Bischöflichen Ordinariat (Hermann Dingelstadt) und der westfälischen Geistlichkeit verbunden, aber zugleich war sie in die auf Unabhängigkeit bedachte Hochschule integriert. Zudem wurden auch innerhalb des Katholizismus in Deutschland an verschiedene Stellen (Gewerkschaften, Politik, Literatur) die Stimmen lauter, die forderten, die vor 60, 70 Jahren eingenommene Defensiv- und Abwehrhaltung gegenüber einer andersgearteten Umwelt aufzugeben.

So suchten jüngere Theologen, vor allem der Münsteraner Moraltheologe Joseph Mausbach (1861–1931), ein schreib- und öffentlichkeitsfreudiger Gelehrter, über dessen wissenschaftliche Karriere bereits die Sonne des Kaiserreichs aufgegangen war, eine Öffnung des Katholizismus zu dem, was man als die „Moderne“ verstand. Mausbach war 1891, 31jährig, auf die Professur berufen worden,

nachdem er drei Jahre zuvor in Münster mit einer Dissertation über Thomas von Aquin „Über den Willen und die sinnliche Begierde“ (lateinisch, 63 Seiten) promoviert hatte.³⁶ Er arbeitete seit 1903 regelmäßig an der neuen Monatszeitschrift „Hochland“ mit, die diese Haltung der Öffnung gegenüber einer modernen Bildungswelt in die Kreise katholischer Akademiker hineintrug und bald ein geistiges Kristallisationszentrum geworden war.³⁷ Das geheime Zauberwort der Mausbachschen Moraltheologie³⁸ war das „und“: die Versöhnung mit der gegenwärtigen Kultur, Wissenschaft, Gesellschaft, Politik, in der man lebte – und in der man sich auch irgendwie wohlfühlte. Natürlich blieben dort Distanzen zur „Welt“, wo Essentials in Frage gestellt wurden: gegenüber dem aufkommenden Rassismus, dem alldeutschen Nationalismus. Als von Rom aus erneut in den Jahren 1906–1911 eine „Antimodernistenbewegung“ einsetzte, die auch die Geistlichkeit zu regulieren suchte, griff Mausbach, unterstützt von den meisten Kollegen seiner Fakultät, mäßigend in die Debatten ein, wohl wissend, daß, wenn man in Rom überzog („Antimodernisteneid“), die Existenz der theologischen Fakultäten in Deutschland gefährdet war. Die theologischen Fakultäten standen nicht mehr nur in kirchlicher Bindung, sondern auch in staatlicher Trägerschaft.³⁹

¹ Vgl. G. Palmade, *Das bürgerliche Zeitalter* (Fischer Weltgeschichte Bd. 27), Frankfurt 1974: „Die bürgerliche Mittelschicht und das Kleinbürgertum waren ziemlich weit entfernt vom Bereich der Macht. Sie zeigten wenig Interesse für staatliche Belange. In wirtschaftlicher Hinsicht spielten sie nicht die entscheidende Rolle . . . Zahlreiche Kleinstädte, einst wichtig wegen ihres Ansehens in ihrer Funktion als winzige Hauptstädte, wurden von den industriellen Umwälzungen nicht berührt. Das Kleinbürgertum bildete nur noch eine passive Klasse, die sich auf tugendhaftes Leben beschränkte, aber die Handarbeit verachtete“. (S. 170).

² In Heidelberg kamen von 766 Studenten 494 aus dem Ausland. (Palmade, S. 202)

³ Konfessionsstatistisch zählte Westfalen 1880 1070000 Katholiken, 949000 Protestanten (Kohl, Universität Münster, S. 50).

⁴ Vgl. NCMH, 11, S. 187 f.

- ⁵ Tatsächlich ist Marx seit den 70er Jahren an den deutschen Hochschulen, zumal bei den „Kathedersozialisten“ und später von Max Weber, aufmerksam studiert worden.
- ⁶ Vgl. D. Thompson, *Social and Political Thought*, in: NCMH Bd. 11: *Material Progress and World-Wide Problems 1870–1898*, S. 101.
- ⁷ So in den Strophen 13–15 des 24. Gesangs, überschrieben „Heimkehr“
Der Auszug ist ebenso exemplarisch für den Inhalt wie für den Stil von „Dreizehnlinden“ charakteristisch:
- 13) Elmar, hier die Hand mein Knabe!
Deine Unschuld wird erwiesen;
Wie? – das später; jetzt das eine:
Du bist frei; Gott sei gepriesen!“
- 14) „Himmelmächte!“, rief der Falke
„Frei der Acht und los des Banns?
Frei, ich Frei?“ und schuchzend sank er
an die Brust des treuen Mannes.
- 15) Rab darauf: „Ich ritt nach Aachen.
Ludwig, so gerecht als gnädig,
Hörte mich, und unverzüglich
Sprach er aller Schuld dich ledig.“
(F. W. Weber, *Dreizehnlinden*, Paderborn 1878).
- ⁸ 200 Jahre, S. 27.
- ⁹ Zu Landois: 200 Jahre, S. 29. Die Gegenfestschrift (1980) zieht das Fazit: „Die Kulturmaßnahmen – im Zusammenhang vom preußischen Kultusministerium und liberalen Hochschullehrern an der Akademie selbst – führten dazu, daß das Machtmonopol der katholischen Kirche an der Münsteraner Akademie gebrochen . . . und die Entwicklung der Münsteraner Akademie zu einer ganz gewöhnlichen Hochschule geebnet wurde.“ (A. a. O., S. 32).
- ¹⁰ „The sectarianism of anticlerical liberals and socialists was matched by the sectarianism of scientists. There are many reasons for this; and not the least was that science so consistently produced results which were of obvious material benefit that most men were content to enjoy these boons without inquiring too much how they came to be provided.“ D. Thomson, *Europe since Napoleon*, Harmondsworth 1966, S. 436.
- ¹¹ G. G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft*, München 1971, S. 275 f., S. 295 f. – Der Historiker Aloys Meister (1866–1925) entwickelte eine historische Methodenlehre in dem von ihm herausgegebenen „Grundriß der Gesch.wiss.“ (²1913) und eine „Dt. Verfassungsgeschichte von den Anfängen bis ins 15. Jahrhundert“ (³1922).
- ^{11a} Augustin Wibbelt, *Der versunkene Garten*, Münster 1979, S. 133.
- ^{11b} A. a. O., S. 135.
- ^{11c} Georg von Hertling, *Freiheit der Lehre und Freiheit der Forschung*, in:

- Reden, Ansprachen und Vorträge des Grafen Georg von Hertling, hg. A. Dyroff, Köln 1929, S. 26f.
- ¹² Hohoff selbst korrespondierte mit dem SPD-Vorsitzenden August Bebel, suchte ihn für seine Ideen zu gewinnen, stieß aber bei dem kämpferischen Arbeiterführer mit seinen Vereinbarkeitsbemühungen auf Ablehnung: Christentum und Sozialismus, antwortete der 34jährige Bebel dem 26jährigen Paderborner Kaplan 1874, verhielten sich zueinander wie „Feuer und Wasser“. (W. Dirks. Unvergessene Brückenschläge, Köln 1962, S. 5).
- ¹³ Nachwort zur Neuauflage von „Kapital und Arbeit“, in: „Deutsche Arbeit“ 6, 1921. (Vgl. F. J. Stegmann, Franz Hitze, in: NDB 9 (1972), S. 272f. und: F. H. Müller, in: New Catholic Encyclopedia 7, Toronto u. a. 1967, S. 40f.).
- ¹⁴ Auch in den vier münsterländischen Wahlkreisen wurden mit der einen Ausnahme Georg von Hertling, dem Vorsitzenden der „Görres-Gesellschaft“, nur noch „bürgerliche“ Zentrumsabgeordnete seit 1890 in den Reichstag gewählt. Andere Parteien konnten hier (wegen des Mehrheitswahlrechts) kein Mandat gewinnen.
- ¹⁵ Vgl. F. H. Müller, Franz Hitze und sein Werk, Hamburg 1928; F. H. Müller u. a., Wer war Franz Hitze?, Münster 1959.
- ¹⁶ Vgl. M. Balfour, Kaiser Wilhelm II. und seine Zeit, Frankfurt u. a., 1979, S. 135ff.
- ¹⁷ Universität Münster, S. 51.
- ¹⁸ Vgl. Kohl, Universität Münster, S. 54.
- ¹⁹ A. a. O., S. 54.
- ²⁰ A. a. O., S. 54.
- ²¹ Universität Münster, S. 58.
- ²² Universität Münster, S. 270. – 1905/06 zählte die Universität 1432 Studenten, davon 479 an der „Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät.“
- ²³ Die Jur. Fak. hatte vier privatrechtliche, eine strafrechtliche, eine öffentlich-rechtliche und zwei staatswissenschaftliche Lehrstühle erhalten, diente also vor allem der Ausbildung der Richter, Staatsanwälte, Kommunal- und Verwaltungsbeamten. Zu den „Staatswissenschaften“ zählten auch bereits die Wirtschaftswissenschaften, die in späteren Jahren noch weiter ausgebaut wurden. Die neuberufenen Professoren (Juristen) kamen aus Marburg, Lausanne, Greifswald, Prag, Breslau, Königsberg (Universität Münster, S. 270).
- ²⁴ Das Modell der neuen Bahnhofsanlage (mit einer Hochdammführung) hatte man 1893 auf der Weltausstellung in Chicago gezeigt.
- ²⁵ Pläßmann, S. 235.
- ²⁶ Max Weber (1864–1920), der sehr bewußt das Hochschulleben dieser Jahrzehnte verfolgte und selbst mitprägte, faßte diese Veränderung im

Jahr 1919 in dem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“, den er ein Jahr vor seinem Tod vor Münchner Studenten gehalten hatte, zusammen und deutete sie positiv: „Daß Wissenschaft heute ein *fachlich* betriebener „Beruf“ ist im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern und Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkes von Weisen und Philosophen über den *Sinn* der Welt – das freilich ist eine unentrinnbare Gegebenheit unserer Historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können“. Weber hat zweifellos die neue „Wissenschaft als Beruf“ auch im Sinne der Spezialisierung eindrucksvoll formuliert, doch haftet dieser radikalen Absage an ältere Universitätstraditionen – der eigenartigen Abwehr von philosophischen Denken verknüpft mit dem Appell an „Selbsttreue“ (Treue für wen eigentlich?) – etwas apodiktisch-gewaltsames an. Dieses Wissenschaftsverständnis ist ziemlich kalt. Ist es ein humanes?

²⁷ Nach: Universität Münster, S. 59.

²⁸ Nach der Reform von 1891 (Veränderungen in Klammern) sahen die Gymnasiallehrpläne folgendermaßen aus:

	Preußen	Bayern	Sachsen	Württemberg
Religion	19	18	20(-1)	18(-2)
Deutsch	26(+5)	27(+1)	25(+2)	22(+2)
Lateinisch	62(-15)	66(-7)	71-73(5-7)	81(-21)
Griechisch	36(-4)	36	40-42	40(-2)
Französisch	19(-2)	10(+2)	18(-2)	18(+2)
Geschichte und Erdkunde	26(-2)	25(-1)	29(-2)	24(-2)
Mathematik	34	33(+2)	33(-1)	33(+2)
		einschl. Physik		
Naturbeschreibung	8(-2)	5(+5)	7(-2)	6
Physik	10(+2)	-	8(+1)	8(+5)
Schreiben	4	4(-5)	3	4(-2)
Zeichnen	8(+2)	4(+4)	4	7(+7)

F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, Bd. 2³ Berlin-Leipzig ³1921 (Nachdruck Berlin 1975), S. 635.

²⁹ Paulsen, Bd. 2, S. 685. – Das zweibändige Werk war 1885 in der ersten Auflage erschienen, die spätere Auflage enthielt noch eine Schlußbetrachtung zur Situation um die Jahrhundertwende. Im einzelnen beschrieb Paulsen den damaligen deutschen Bildungsbürokratismus folgendermaßen: „Das Bürgertum, das vor hundert Jahren gegen die Privilegierten die Fahnen der Freiheit und Gleichheit erhob, hat inzwischen einen Front-

wechsel vollzogen. Mit dem alten Adel zu einer im wesentlichen einheitlichen Klasse verschmolzen, der Klasse der „Gebildeten und Besitzenden“, ist es nun bestrebt, sich der von unten nachdringenden Massen zu erwehren. An allen Punkten ist dies Streben sichtbar, in der Politik, in der Gesellschaft, und so in der Schule.“ (A. a. O., S. 686).

- ³⁰ Paulsen (Anhang: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg 1892–1914, von R. Lehmann), S. 696.
- ³¹ So, je nach Richtung, in dem „Berliner Börsenblatt“, dem „Berliner Tageblatt“, der „Frankfurter Zeitung“.
- ³² G. Erler, Zehn Jahre münsterischer Universitätsgeschichte, in: Westfalen 4 (1912), S. 93–102. – Erler (1850–1913), der als liberal und aufgeschlossen galt – er lehnte es 1913 ab, eine Festrede zum 25jährigen Regierungsjubiläum Wilhelm II. zu halten – hatte auch zwei weitere Studien zur westfälischen Bildungs- und Sozialgeschichte geschrieben: Die Erziehung westfälischer Adelige im 18. Jahrhundert.“ (1910) und zur „Geschichte der münsterischen Studentenschaft im Jahre 1848“ (Vgl. H. Oestreich, in: Universität Münster, S. 356).
- ³³ Erler, S. 99f.
- ³⁴ H. Schelsky, Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes NRW – Geisteswissenschaften H. 96), Köln 1961.
- ³⁵ Erler, S. 102. – Meyers Konversationslexikon (Bd. 19, 6. Aufl., Leipzig 1908) Liefert noch weitere statistische Angaben: 1893 kam in Deutschland 1 Student auf 1580 Einwohner, in England 1 : 1502, Frankreich 1 : 1772, Italien 1 : 1756, Ungarn 1 : 3609. – An den 10 preußischen Universitäten studierten 1906 jeweils 9,2% der Studenten Theologie, 30% Rechtswiss., 11,6% Medizin und 48,9% Phil. und Nat.-wiss. – Die größte deutsche wie preußische Universität war Berlin mit (im WS 1907/08) 8220 Studierenden, gefolgt von Bonn: 3200, Halle: 2237, Breslau: 2071. Münster lag damals mit 1606 Studenten unter den preußischen Universitäten an 6. Stelle.
- ³⁶ J. Mausbach, *Divi Thomae Aquinatis de voluntate et appetito sensitivo doctrina*, Paderborn 1888.
- ³⁷ Die Themen von Mausbachs Hochlandbeiträgen sind charakteristisch: „Religiöses Leben“ (1903), „Bedeutung der Ideen für die sittliche Kultur“ (1904/05), „Wunder und Naturgesetz“ (1904), „Christentum – eine Religion der Gnade und Tatkraft“ (1909/10), „Die Entwicklung des katholischen Dogmas“ (1906), „Christliche Freiheit und kirchliche Gebundenheit“ (Beilage zur ‚Germania‘: ‚Wissenschaft‘), „Nationalismus und christlicher Universalismus“ (1912).
- ³⁸ Größere Publikationen: Religion, Christentum und Kirche (3 Bde. 1913), Ethik des hl. Augustinus (2 Bde. 1929), Katholische Moraltheologie (3 Bde. 1953/54). – Biographisch: G. Schreiber, Joseph Mausbach (1931);

M. Einertz – A. Donders, Aus Ethik und Leben. Festschrift für Joseph Mausbach (1931).

³⁹ Hegel, Universität Münster, S. 264.

Die Entstehung der modernen Universität 1914–1933

Generell müßte man zu den Entwicklungen der Hochschulen in den Jahrzehnten seit der Jahrhundertwende anmerken: was immer an Ideen, Leistungen, Lösungen, aber auch an Fehlleistungen und geistigen Verirrungen hervorgebracht wurde, man kann zu deren Erklärung die politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie sich besonders in Deutschland ergaben, nicht einfach unberücksichtigt lassen, obwohl im Prinzip Universitäten an ihren eigenen, selbstgesetzten Wertmaßstäben und Ansprüchen zu messen sind. Bis zu einem gewissen Grade waren die Universitäten von den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie lebten und arbeiteten, abhängig, besonders im Bereich der Organisation und Finanzen. Andererseits hat die moderne deutsche Universität des 20. Jahrhunderts eine fatale Neigung, sich neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten und aktuellen politischen Trends relativ widerspruchslos anzupassen. So ist auch der Rahmen, in dem die Hochschulen des 20. Jahrhunderts stehen, kein deutscher, sondern ein europäischer, und zudem sind die Universitäten die örtlichen Zentren einer weltweiten modernen Zivilisation geworden.¹

Noch 1912 hatte Mausbach vor den Übertreibungen des Nationalismus gewarnt und demgegenüber die Grenzen der christlichen, übernationalen Gesellschaft aufgezeigt. Aber dann kam der Krieg und viele Professoren – einschließlich der Theologen – fühlten sich verpflichtet, auch ihren Beitrag zu leisten. Horst Hermann hat in der Gegenfestschrift 1980 die Ambivalenz des theologischen „Versöhnungsdenkens“ ausgeleuchtet: Mausbach leitete 1914 die „Kriegsvorträge der Universität Münster“ mit einem Beitrag „Vom gerechten Kriege und seinen Wirkungen“ ein. Die Broschüre wurde wie die übrigen Kriegsvorträge anderer Münsteraner Professoren zum

Preis von 50 Pf. im Münsterland verkauft. Ohne Zweifel übte die Kollegenschaft der Universität aufeinander einen sozialen Zwang zum nationalen Bekenntnis und zur Rechtfertigung des nationalen Kriegstreibens aus. Mausbachs theologischer Sündenfall war unverkennbar.² Die offizielle Festschrift 1980 hat den gesamten Komplex „1. Weltkrieg“ – wie auch die Universitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts – überwiegend mit Schweigen abgedeckt.

Aber nicht nur Mausbach, auch Vertreter der anderen Fakultäten vereinten sich im Chor der „Kriegsvorträge“ vor Münsters Öffentlichkeit. Schon am 31. Juli 1914 hatte der Rektor, der Historiker Spannagel, seinen Studenten auf dem Vorplatz des Paulinums den Befehl zur allgemeinen Mobilmachung bekanntgegeben und geäußert:

„Ein Volkskrieg ist kein roh gewaltsam Handwerk mehr. Er entfesselt die höchsten ethischen Kräfte in der Brust, zumal bei den Gebildeten.“³

Die Historiker Meister und Daenell nahmen aktuelle Kriegsfragen in ihre Vorlesungen auf. Der Dozent Max Apfelstädt hielt eine Vorlesung über „zahnärztliche Kriegschirurgie“. An den öffentlichen Kriegsvorträgen beteiligten sich Historiker, Philosophen, Juristen, Theologen, Germanisten, Orientalisten, Anglisten, Kunsthistoriker, Nationalökonomien, Geographen. Die Vorträge kamen in Münster gut an. Der Erfolg habe, so berichtete die Lokalpresse, alle Erwartungen übertroffen. Daraufhin wurden seit dem Oktober 1915 „Hochschulwochen für jedermann“ eingerichtet, um die neuentdeckte Verbindung von Hochschule und Bevölkerung fortzuführen. Man suchte im Zeichen des Krieges die Nähe.

Die Kriegsbegeisterung der Jahre 1914/15 war keine Sondererscheinung einer einzigen Hochschule. So schreibt Erich Fromm: „Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam es zu einem der dramatischsten Fälle eines irrationalen Ausbruchs des Verlangens nach Einssein. Über Nacht gaben Menschen lebenslange Überzeugungen wie Pazifismus, Antimilitarismus oder Sozialismus auf; Wissenschaftler warfen ihre jahrzehntelange Schulung in Objektiv-

tät, kritisches Denken und Unparteilichkeit über Bord, um an diesem großen *Wir*-Gefühl teilzunehmen.“⁴

Der Lehrkörper hatte von 1914 bis 1918 durchschnittlich 112 Mitglieder, davon befanden sich 40 im Heeres-, Sanitäts- und Hilfsdienst. Von den 2333 Studierenden des Wintersemesters 1914/15 standen 1069, mehr als 46% im Heeres- und Sanitätsdienst. Unter den zurückgebliebenen 1264 Studierenden befanden sich bereits 240 Studentinnen. Die Studentenzahl blieb bis zum Sommersemester 1918, als 72% eingezogen waren, unter 1000. Auf Anregung des Nationalökonomen Plenge war in einem Hörsaal eine Auskunftsstelle der Hilfe für kriegsgefangene Deutsche eingerichtet worden. Seit 1916 wurden die Studenten aufgefordert, sich dem „Vaterländischen Hilfsdienst“ zur Verfügung zu stellen. Die Münsteraner Hochschule zeigte sich dabei etwas übereifrig: Studentinnen wurden in die Munitionsfabriken Thyssen nach Mühlheim geschickt, während die Philosophische Fakultät der Universität Greifswald einen solchen Einsatz in einem Rundschreiben als „politisches Experiment und groben Unfug“ bezeichnete.⁵

Unverkennbar hatte sich während des Krieges ein betont nationalistischer Geist an der Universität Münster breit gemacht. Der Sprachwissenschaftler Otto Hoffmann gründete 1917 die „Vaterlandspartei“ in Münster, die eine extrem annexionistische Politik unterstützte. Indessen warnte Mausbach, ernüchtert, wieder vor dem Nationalismus und unterstützte die Bewegung der Reichstagsmehrheit, die sich seit 1917 im Zusammengehen von Zentrum, SPD und Fortschrittspartei gegen die Fortsetzung des Krieges und für einen „Verständigungsfrieden“ gebildet hatte.⁶ Mausbach beobachtete zudem eine positive Wirkung dieser Jahre: Man sei in Deutschland endlich dem konfessionellen Frieden näher gekommen, das sei das „Tröstliche angesichts der heutigen Entfesselung von Haß, Lüge und Leidenschaft“ (1916)⁷. Er warnte seit 1917: „Alle äußere, physische Machtentfaltung ist jedoch nicht das Höchste und Dauerndste im kulturellen Leben der Menschheit“.⁸ Vielmehr brauche man jetzt eine „Gesamtkultur der Menschheit“.⁹

Wenige Wochen nach dem Kriegseintritt der USA 1917 erklärte der Präsident der USA und frühere Rektor der Universität Princeton, die deutschen Professoren seien die eigentlichen Initiatoren des deutschen Eroberungsdrangs.¹⁰ Tatsächlich ist die Liste von Kriegspublikationen, mit denen die deutschen Universitäten die einzelnen Stadien des Krieges kommentierend begleiteten, erheblich. 3000 Hochschullehrer hatten schon zu Beginn des Krieges eine Zustimmungserklärung zu dem (als positiv verstandenen) deutschen „Militarismus“ abgegeben.¹¹ Die Zahl der zustimmenden Professoren bröckelte im Verlauf des Krieges ab, blieb aber bis zum Kriegsende erheblich. So hatten sich noch 900 Professoren im September 1917 zu einer Erklärung gegen die Friedensresolution der Reichstagsmehrheit eingefunden. Am stärksten engagierten sich Historiker und Nationalökonom – in Münster waren es Aloys Meister¹² und Johannes Plenge^{12a}. Die deutschen Historiker führten einen „geistigen“ Feldzug gegen ihre Oxforder Kollegen. Die Folgen für die internationale Zusammenarbeit und den Kontakt der Geisteswissenschaften untereinander waren verheerend. Die deutschen Universitäten, die noch im 19. Jahrhundert in den Geistes- und Geschichtswissenschaften beispielgebend gewirkt hatten, isolierten sich, verloren an Kommunikationsfähigkeit, „sackten“ ab. Die Folgen zeigten sich noch und gerade in den zwanziger und dreißiger Jahren.

In Münster wurde während des Krieges die Vorstellung einer „nationalen Wissenschaft“ am ausgiebigsten von Johann Plenge (1874–1963) gepflegt.¹³ Er prägte das Wort von den „Ideen von 1914“ als eine Art deutschem „Gegenstück“ zu den „Ideen von 1789“, sprach von nationaler Organisation des Staates und der Wirtschaft. Er war ein Einzelgänger, gewann aber Zulauf unter den Studierenden. Mausbach dagegen zählte seit 1916 zu der Gruppe der „Gemäßigten“ unter den deutschen Professoren, die extreme Kriegszielforderungen ablehnten, die Verbindung zu dem Kanzler Bethmann-Hollweg und den „Gemäßigten“ in der Industrie (Klößner, Röchling und Thyssen) suchten.

Aber auch die Extremisten in den Kriegszielforderungen und Annexionisten unter den Professoren bemühten sich um Kontakte außerhalb der Universitäten. Für die Universität Münster bot sich dabei die nahegelegene Ruhrindustrie an. Während des Krieges waren an einigen Hochschulorten Fördergesellschaften als Verbindung zwischen Universität und Wirtschaft gegründet worden, so 1917 in Erlangen, Bonn und Halle-Wittenberg, 1918 an den Universitäten Frankfurt, Gießen, Göttingen, Greifswald und Kiel. An diesem Vorgang zeigte sich die wachsende Integration des Hochschulwesens in Wirtschaft und Gesellschaft unter den Zeitumständen: eine keineswegs unproblematischer Erscheinung.

Auch die junge Universität Münster wurde davon berührt, zumal nachdem sie für die neue, sich gesellschaftlich festigende Region des Ruhrgebiets an Attraktivität gewonnen hatte. Das auslösende Moment einer Annäherung von Industrie und Universität ging 1916, also während des Krieges, von den Militärs aus. Der kommandierende General des VII. Armeekorps in Münster Georg Freiherr von Gayl hatte führenden Industriellen an der Ruhr, darunter Wilhelm Beukenberg (Phoenix-Hörde), Alfred Hugenberg (Krupp-Essen), Emil Kirdorf (Gelsenkirchener Bergwerks AG) und Hugo Stinnes (Mühlheim/Ruhr) so wie einige Professoren, darunter aus Münster Otto Hoffmann, Paul Krückmann (Jurist), Wolfgang Keller (Anglist), Wilhelm Meinardus (Geograph) und Ernst Rosenfeld (Jurist) zur Ausarbeitung einer Denkschrift an den Kanzler Bethmann-Hollweg zugunsten eines expansiven Kriegszielprogramms eingeladen. Die Gespräche wurden über den aktuellen Anlaß hinaus fortgesetzt. Dabei konnten Hoffmann und Hugenberg, beide in Hannover 1865 geboren, eine alte Jugendfreundschaft erneuern. Man traf sich fortan etwa zweimonatlich.¹⁴

Zum ersten Mal war eine unmittelbare Verbindung zwischen Industrie und der Universität Münster zustande gekommen. Der Krieg wirkte verbindend. Das Zeichen, unter dem die neue Verbindung stand, war national- und sozialkonservativ, genauer: reaktionär. Otto Hoffmann zählte 1917 auf nationaler Ebene auch zu den Mitbegründern der „Vaterlandspartei“ in Königsberg. Im Frühjahr

1918 kamen Hugenberg und Hoffmann in einem Briefwechsel überein, künftig regelmäßig Gelder der Industrie zur Förderung der Münsteraner Hochschule zu bewilligen, doch wollte man das Vorhaben nicht publik werden lassen. In einem Eilbrief vom 25. 1. 1918 warnte Hugenberg vor einer Veröffentlichung der Vereinbarung: „Wir kennen doch jetzt nachgerade die Dreckspritze, mit der auf der anderen Seite gearbeitet wird und haben keine Veranlassung – weder Ihr noch wir – sie unnötigerweise auf uns richten zu lassen“¹⁴. Die „andere Seite“: das waren die genannten politischen Gruppen um die Reichstagsmehrheit (SPD, Zentrum, Fortschrittler). Klima und Umgangsformen waren in Deutschland, wie der Krieg zeigt, selbst in den gehobenen Klassen etwas rauher geworden.

Am 13. April hatte Wilhelm Beukenberg auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute nochmals die Gründung der Förderergesellschaft Münster angeregt und Zustimmung gefunden. Am 24. Juli 1918 trafen sich 33 Vertreter der Wirtschaft und der Universität in Dortmund im „Römischen Kaiser“, darunter wiederum Beukenberg, Kirdorf und Stinnes sowie zehn Professoren. In der Aussprache verwies Beukenberg auf das Beispiel der industriellen Förderung der Hochschulen in den USA. Die in Dortmund vorbereitete Förderungsaktion hatte einen betont nationalpolitischen Charakter. Bereits in dem Einladungsschreiben zu der Dortmunder Versammlung hatte es geheißen, es sei notwendig, „sowohl in unserem Volke selbst die Kenntnis des Auslands, seiner Geschichte, seiner Volkswirtschaft und seiner Politik zu fördern, wie auch die Kenntnis von dem, was Deutschlands Kraft und Größe auf dem geistigen wie auf wirtschaftlichem Gebiet ausmacht im Ausland mehr und mehr zu verbreiten, um den Wirkungen des Verleumdungs- und Hetzfeldzugs gegen uns entgegenzuwirken.“¹⁵ Der Tendenzcharakter des Förderungsunternehmens ist offensichtlich. Dabei überrascht die subjektive Ehrlichkeit und Überzeugung, mit der die Pläne gefaßt wurden. Eine gemeinsame Interessenlage beider sozialen Gruppen wurde als selbstverständlich hingenommen. Das wäre fünfzehn Jahre zuvor wohl noch nicht denkbar

gewesen. Von daher ist der Vorgang auch soziologisch aufschlußreich. Man verstand sich als eine einheitliche soziale Schicht mit gemeinsamen sozialen und politischen Interessen. Die Universität stellte sich nicht mehr nur als „akademisch“ dar, sondern darüber hinaus als „bürgerlich“, ohne Betonung der Distanzen. Ein solches Denken war der Hochschule des 19. Jahrhunderts fremd gewesen, ein Zeichen dafür, daß sich ihr innerer Charakter – äußerlich kaum merklich – zu ändern begann.

Die offizielle Gründungsversammlung der Förderergesellschaft war für den 16. November 1918 vorgesehen. Doch inzwischen hatte die revolutionäre Welle in Deutschland auch Münster erfaßt, und der Gründungsakt fiel vorläufig aus. Otto Hoffmann, 1919 zum zweiten Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt, notierte später über diese Tage in einer Aufzeichnung: „Ich erinnere mich noch deutlich des 9. November 1918. Ich ging nachmittags zur Universität mit einem ganzen Stoß von Einladungen, die ich in der Hauptpost am Domplatz einwerfen wollte. Entsetzt sah ich die Vorgänge, die sich dort abspielten. Kokarden und Epauletten wurden den Soldaten von dem Mob abgerissen. Die Einladungen warf ich zwar noch ein, aber sie wurden in Folge der Vorgänge der nächsten Tage widerrufen.“¹⁷ Die Gründung wurde ein Jahr später allerdings nicht in Münster, sondern wieder in Dortmund, vollzogen.¹⁷ Man wählte den 40jährigen Albert Vögler, einen engen Vertrauten von Hugo Stinnes, zum Vorsitzenden. Vögler, damals noch Mitglied der Nationalversammlung (DVP), ein kommender Mann der Ruhrindustrie – er übernahm 1925 die Leitung des größten europäischen Stahlkonzerns, die „Vereinigten Stahlwerke“ – war eine etwas widersprüchliche Persönlichkeit: ein befähigter Industriemanager, der zielbewußtes Denken mit einem seltsam wirkenden nationalen Idealismus verband, sich in seiner Umgangsart, von dem rauhen Ton, der in der deutschen Stahlindustrie herrschte, merklich absetzte, und später, nach 1933 mit der nationalsozialistischen Regierung, bis zu seinem freiwilligen Tod 1945, zusammenarbeitete.¹⁸

Auf die Verbindung zu den Universitäten legte Vögler großen Wert. Er ließ sich in den Vorstand der Kaiser-Wilhelm-(Max-

Planck-)Gesellschaft wählen. Es ist aufschlußreich, die weitere Entwicklung dieser Förderergesellschaft zu verfolgen, weniger wegen der unmittelbaren Förderungsmaßnahmen, sondern auch wegen des soziologischen Aspekts, der darin sichtbar wird: Man blieb seitens der Industriellen und der Professoren in dieser neuen Art des „Establishment“ miteinander verbunden. Das war im 19. Jahrhundert anders gewesen, weil die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden noch stärker betont wurde, sie in der Rangskala der sozialen Werte etwas höher stand. Das änderte sich jetzt: Die innere Vertrautheit der Universität mit sich selbst – soweit man davon reden konnte – nahm merklich ab. Die für das deutsche Bürgertum jener Jahre typische Haltung der Distanz, Kühle, ja gelegentlich sogar Kälte – wie sie auch für das Verhältnis der damaligen Industrieführung zur Arbeitnehmerschaft typisch war – wirkte bestimmend auf das Universitätsleben ein. Diese Feststellung generalisiert. Aber es spricht einiges für ihre Stichhaltigkeit. Man war, zumal nach dem Krieg, sehr darauf bedacht, das soziale Minimum, das man besaß, zu pflegen und zu bewahren. Nach der Auflösung der bisherigen sozialen Autorität, der Monarchien und der adeligen Oberschicht in Deutschland, gewannen die Universitäten an Sozialprestige: Professorentum als eine Art bürgerlicher Ersatzadel in der so nüchtern gewordenen Welt der Weimarer Republik.

Mit dem Ende des Krieges kehrten die Studierenden heim, und die Arbeit der Hochschule kam wieder in Gang. Seit 1914 war es üblich geworden, daß die Universität als Korporation zu den öffentlichen Angelegenheiten Stellung nahm, so auch 1918. Am 9. November war in Münster ein Soldatenrat und am 13. November der Generalsoldatenrat für das Gebiet des Regierungsbezirkes, also auch für das Ruhrgebiet, eingerichtet worden. Noch am 9. November hatten Rektor und Senat „das einmütige Bekenntnis“ abgelegt, „daß die monarchische Gesinnung, die sich in so manchem feierlichen Treuegelöbnis ihren allerhöchsten Begründer ausgedrückt habe, durch den Gang der politischen Ereignisse nicht erschüttert werden kann“. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde in Münster die offizielle

Abdankung des Kaisers bekannt. Das „Treuegelöbniß“ hatte nichts mehr ausrichten können.

Ein Studentenausschuß – eine Neuerung, die dauerhaft wurde – war am 8. November gebildet worden. Er sprach sich am 15. November für „ein neues Deutsches Reich in Ordnung, Freiheit und Recht“ aus. „Jetzt ist unsere Aufgabe, nach Kräften mitzuwirken, daß unser Volk in Ruhe und Ordnung die schwere Übergangszeit besteht.“¹⁹ Neuerungen jedenfalls, so die Studenten mahnend an die Adresse des Arbeiter- und Soldatenrats, sollten „nur im Einverständnis der leitenden Stellen mit den Hochschullehrern und den Studierenden geschaffen“ werden.²⁰ Die Erklärung der Studenten war abwägend, neigte zur Vorsicht, war zu Neuerungen bereit, wenn sie gemäßigt waren. Eine Solidarisierung von Arbeitern und Studenten gab es nicht. Dazu war die anerzogene soziale Distanz zu groß. Eine generelle Einstufung der Studenten 1918/19 ist kaum möglich; sie unterscheiden sich durch Herkunft, Bildung und Erfahrung. Und neben dem offiziellen Studententum, das sich in farbentragenden Korporationen darstellte, nahm die Zahl der einfach nur Studierenden, darunter auch die weiblichen Studierenden, die schweigende Studentenschaft zu. Zudem, alles war im Kriege knapper geworden. Das Studium mußte schnell abgeschlossen werden. Farben zu tragen war nicht mehr jedermanns Sinn. Das Werkstudententum kam auf – sofern man Arbeit fand.

Einige Studenten, zunächst 50, sammelten sich im Januar 1919 in der von Plenge ins Leben gerufenen „Akademischen Volkswehr“. Vom Arbeiterrat bis zum Rektorat und der Stadtverwaltung hatte man zugestimmt. Später schloß sich diese „Akademische Volkswehr“ den Freikorps an, die im Ruhrgebiet gegen die Arbeiterräte und die dortigen Unruhen eingesetzt wurden. Auch der junge Martin Niemöller zählte zu den studierenden Freikorpskämpfern Münsters.²¹ Die Akademische Volkswehr wurde im Herbst 1919 aufgelöst. Die weiter Unentwegten sammelten sich in der „Akademischen Wehr Münster“, deren Kommando Professor Naendrup übernahm, Ordinarius an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen

Fakultät. Es sollen immerhin noch 750 Studenten gewesen sein.²² Dergleichen Aktivitäten stellten Nachkriegsaberrationen dar.²³

Inzwischen fanden am 19. Januar 1919 die Wahlen zur Nationalversammlung statt, die in Weimar tagte. Es gelang ihr, unter widrigen äußeren Umständen – Niederlage, ungünstige Waffenstillstandsbedingungen, Erregung über die Bedingungen des Friedensvertrages im Mai-Juli 1919 – ein Verfassungswerk zu schaffen, daß auf die Anregungen von 1848 zurückgriff und ein freies und demokratisches Deutschland begründete, die Weimarer Republik. Aus Münster – man wählte weiter traditionell das Zentrum – wurde der 48-jährige Joseph Mausbach nach Weimar geschickt. Franz Hitze hatte wiederum ein Mandat über die Zentrumsliste in Düsseldorf-West erhalten. Mausbach zählte als Mitglied des Verfassungsausschusses zu den führenden Politikern der Nationalversammlung.

Er besaß zudem einen starken Rückhalt in der deutschen katholischen Öffentlichkeit. Sein Wort, auch auf den Katholikentagen, hatte Gewicht. Er war dort für eine größere katholische Liberalität und die Anerkennung der neuen demokratischen Verfassung gegen starke Widerstände – auch aus dem Episkopat – mit Erfolg eingetreten. Im Verfassungsausschuß, der nichtöffentlich tagte, fand Mausbach schnell Kontakt zu den führenden Mitgliedern der anderen Parteien²⁴: Friedrich Naumann, dem früheren evangelischen Pfarrer, jetzt Vorsitzender der Liberalen der DDP, ein ebenso selbstbewußter wie nachdenklicher und zugleich überzeugender Parlamentarier, der sich für die Aufnahme von Grundrechten in die Verfassung stark gemacht hatte^{24a}, Wilhelm Kahl (DVP), ein Kollege der Universität Berlin, protestantischer Kirchenrechtler und Verfechter einer Reform des Strafvollzugs, Albert Düringer (kurz zuvor für ein Jahr badischer Justizminister, DVP), Clemens von Delbrück (dem früheren Reichsminister, DNVP), Erich Koch-Weser (DDP), und aus seiner eigenen politischen Richtung der Münchener Kollege Beyerle (Staatsrechtler) und der 73jährige Kölner Jurist Peter Spahn (kurz zuvor preußischer Justizminister). Die stärkste Partei der Nationalversammlung, die SPD, war im Ausschuß durch die Journalisten Jean Meerfeld (Köln) und Max Quarck (Wiesbaden) vertre-

ten. Man arbeitete zusammen. Da die künftige Regelung der Kirchenfragen ein Schwerpunkt der Beratungen bildete, begünstigte der Zwang der äußeren Situation den Wunsch nach einer Beilegung traditioneller interkonfessioneller Streitigkeiten auf allen Seiten.

So berichtete Mausbach am 17. Juli 1919 vor der Nationalversammlung über das Ergebnis der Ausschußberatungen zu den Grundrechts- und Kirchenfragen: „Meine Damen und Herrn! Der dritte Abschnitt der Grundrechte behandelt einen Gegenstand, der in früheren Jahrzehnten zu blutigen Kriegen auf deutschem Boden geführt hat, der auch im vergangenen Jahrhundert in den Parlamenten heiße Redeschlachten veranlaßt hat.“ Mausbach fuhr fort: „Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß mitten in den Wirren und Gegensätzen unserer Zeit der Verfassungsausschuß seine Arbeiten über dieses Kapitel ohne erhebliche Kämpfe glatt und friedlich in wenigen Tagen erledigt hat.“ Das Protokoll verzeichnet an dieser Stelle ein „Bravo“ bei der SPD-Fraktion. Mausbach hob nachdrücklich hervor, daß die Vereinbarung über die Grundsätze individueller Religionsfreiheit nicht aus der Regierungsvorlage gekommen, sondern von den Ausschußmitgliedern selbst erarbeitet worden sei. Das war tatsächlich, obwohl man das Wort behutsam verwenden sollte, eine „geschichtliche Leistung“ dieses kleinen Gremiums, dessen Mitglieder, Professoren, Akademiker und Abgeordnete gleicherweise, aus den Erkenntnissen der letzten Jahrzehnte neue Lösungen des sozialen und konfessionellen Zusammenlebens gefunden hatten. Diese Leistung kam unter den Bedingungen der neuen Demokratie zustande, die die vierhundert Jahre alten sozialen und politischen Einbindungen des deutschen Konfessionalismus („Thron und Altar“, Staatkirche) abgeschafft hatte. Man hatte in dem Verfassungsausschuß so etwas wie einen neuen deutschen Gesellschaftsvertrag ausgearbeitet.

Die Lösung, die der Verfassungsausschuß auf dem Hintergrund der revolutionären Veränderungen in Deutschland von 1918 bei seinen Beratungen über die damals kritische Frage der Beziehung zwischen Staat und Kirche gefunden hatte, begründete Mausbach vor dem Plenum der Nationalversammlung mit folgenden Worten:

„Was die Stellung der öffentlichen Körperschaftsrechte zur Trennungsfrage (von Kirche und Staat) angeht, so ist Ihnen ja bekannt, daß in manchen Ländern die Trennung von Staat und Kirche gerade darin sich am entscheidendsten ausspricht, daß die Kirche zu einem Privatverein herabgesetzt wird, etwa zur Stellung einer wirtschaftlichen Vereinigung oder, wie gesagt wurde, eines Sportvereins.“ Eine solche Lösung, darin war sich Mausbach mit den meisten Mitgliedern des Verfassungsausschusses einig gewesen, sei für die deutschen Verhältnisse nicht anzustreben: „Gegen diese Herabsetzung der christlichen Kirche auf das rein privatrechtliche Niveau hat sich die Mehrheit des Ausschusses von vornherein gesträubt.“ Dabei sei das Problem aufgetaucht, daß eine andere Gruppe des Verfassungsausschusses – die Sozialdemokraten – nun wiederum nicht bereit gewesen sei, „irgendwie ein Vorrecht der christlichen Kirche vor den Sekten oder neugegründeten Religionsgemeinschaften auszusprechen.“

Man habe schließlich eine originäre neue Lösung gefunden, die „geschichtlich und jedenfalls zeitgeschichtlich bedeutsam“ sei: „Wir haben nicht versucht, die christlichen Kirchen mit ihrer tausendjährigen oder mehrhundertjährigen Vergangenheit, mit ihren Kulturleistungen und ihren wohl erworbenen Rechten einfach auf den Stand eines Privatvereins herabzusetzen. Wir haben umgekehrt auch den Sekten und den religiösen Neubildungen die Möglichkeit gegeben und erleichtert, die gleichen sowohl privaten als öffentlichen Rechte zu erwerben.“²⁵ Mausbach, als einer der Väter der Weimarer Verfassung, hatte sich diesen Kompromiß zu eigen gemacht. Der Kompromiß begründete 1919 in Deutschland die moderne „pluralistische Gesellschaft“, die die politisch-organisatorische Regelung der religiösen Bekenntnisse in der Bundesrepublik heute noch bestimmt. Die Leistungen der Väter der Weimarer Verfassung sind zu Unrecht in Vergessenheit geraten. Mausbach hatte in Weimar nicht nur seine persönliche Überzeugung, sondern zugleich die historische Erfahrung seiner eigenen Hochschule, der Universität Münster, eingebracht.

Tatsächlich war, das zeigte sich auch in der Universität Münster in dem Zusammenleben der beiden Theologischen Fakultäten, fortan die Konfessionalität kein streitauslösendes Moment mehr. Im Gegenteil, die Kirchen rückten auch unter dem Eindruck der sich ständig weiter säkularisierenden Gesellschaft gerade in den zwanziger Jahren wieder enger zusammen, nicht nur in Deutschland, auch in den anderen europäischen Ländern. Es ist unverkennbar, daß gerade die Theologen an den Universitäten in Europa diesen Prozeß vorangetrieben haben.

Dennoch war es nicht leicht, die Absage an den Kulturkampf, die Akzeptierung einer demokratischen Gesellschaft und Verfassung dem katholischen Klerus wie der katholischen Bevölkerung in Deutschland, die noch von vergangenen Indoktrinationen geprägt waren, verständlich zu machen. In einer kleinen Broschüre „Erklärung wichtiger Verfassungsartikel“ warb Mausbach für den in Weimar erzielten Kompromiß²⁵. Aber die Debatten zogen sich noch jahrelang hin. Noch 1930, auf dem Katholikentag in Münster, mußte Mausbach die Weimarer Verfassung von 1919 gegen ein nach wie vor vorhandenes Mißtrauen verteidigen, das daran Anstoß nahm, daß im Verfassungstext das Wort „Gott“ nicht auftauchte, oder daß, so ein anderes Gegenargument, an den Beratungen von 1919 Hugo Preuß, „ein Jude“, mitgewirkt habe.²⁶ Noch waren große Teile der deutschen Bevölkerung sozial und politisch unaufgeklärt und traditionell intolerant.

Mausbach hatte sich nur kurze Zeit, 1919 und 1920, in der Nationalversammlung und auf der Reichsschulkonferenz politisch engagiert. Franz Hitze, der noch als Abgeordneter an der Entstehung der neuen Betriebsrätegesetze mitgewirkt hatte, in denen zum ersten Mal Mitbestimmungsreform gesetzlich verankert wurden, starb am 20. 7. 1921. Die Nachfolge des „politischen Prälaten“ Münsters trat bald der Kirchenhistoriker Georg Schreiber (1883–1963) an, eine publikations- und kontaktfreudige Persönlichkeit, der sich in der Fraktionspolitik des Zentrums, in der Wissenschaftsförderung sowie in der Innen- und Außenpolitik engagierte und die neue Kultur und Gesellschaft Deutschlands, auch ihre

Vitalität offensichtlich genoß. Schließlich entdeckte er die religiöse Volkskunde (Westfalens) als sein wissenschaftliches Steckenpferd. Er gehörte dem Reichstag von 1920 bis 1933 an. Am 20. Juli 1944 wurde er im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler verhaftet. 1945/46 wurde er als Rektor der Universität eingesetzt. Nach der Emeritierung übernahm er 1951 die Koordination regionalgeschichtlicher Forschung in Westfalen. Er war an der Universität Münster der letzte Repräsentant des „politischen Katholizismus“, der 1933 mit der Auflösung des Zentrums endete und nach 1945 nicht wieder auflebte, wohl auch deswegen, weil seine Entstehung und 70jährige Geschichte – wenngleich sehr wirksam und bedeutsam – zeitbedingt gewesen war.²⁶

Als Abgeordneter bestritt Schreiber 1920 die erste Wissenschaftsdebatte des Reichstags, pflegte den Kontakt zu den anderen Fraktionen und drängte die Parlamentarier unermüdlich, sich das Anliegen der Wissenschaftsförderung, besonders der sozialen Förderung der Studentenschaft, zu eigen zu machen und suchte das Bewußtsein der Öffentlichkeit durch zahlreiche Broschüren wachzurütteln. Er selbst hatte sich den Zugang zum wissenschaftlichen Beruf hart erarbeiten müssen.²⁷

Die Politisierung der Akademikerschaft und die Republikfeindlichkeit prägten die Universität Münster insgesamt nicht so stark wie andere Hochschulen. Am 16. April 1920 schrieb der Reichspräsident Friedrich Ebert in einem persönlichen Brief an den mit ihm befreundeten schwedischen Ministerpräsident Karl Hjalmar Branting: „Leider ist es richtig, daß unsere Universitäten und höheren Schulen Brutstätten der Reaktion sind . . . Die Versailler Bedingungen mit ihren wirtschaftlichen und politischen Unmöglichkeiten sind der größte Feind der deutschen Demokratie und der starke Antrieb für Kommunismus und Nationalismus“. Er fügte hinzu: „Hoffen wir, daß hier bald Einsicht und Besonnenheit zum Durchbruch kommt; denn das Schicksal Deutschlands ist aufs engste verknüpft mit dem Schicksal Europas“.²⁸ Barbara Marshall fand bei ihren vergleichenden Forschungen über die Universitätsstädte Göttingen und Münster in den 20er Jahren heraus, daß mitbedingt durch

sein historisch-politisches Milieu Münster vor rechtsradikalen Trends der Zeit relativ bewahrt blieb.²⁹

Quantitativ wuchs die Universität Münster in den zwanziger Jahren weiter an. Dabei spielte das Frauenstudium, das jetzt keine Ausnahme mehr bildete, ebenso wie die generelle Liberalisierung des öffentlichen und kulturellen Lebens mit, die die Weimarer Republik gebracht hatte. Münster wurde eine Mittelschichten-Universität. 3393 Studierende zählte die Hochschule im WS 1929/30, darunter 774 (= 22,8%) weibliche Studierende. Münster nahm unter den 23 deutschen Universitäten den 6. Platz ein.³⁰ Der auffallend starke Anteil weiblicher Studierender in Münster bezog sich auf die philologischen (39,5%) sowie auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer (31,6%). Münster hatte 1930 den höchsten Anteil weiblicher Studierender von allen deutschen Universitäten (Hamburg, 21,9%, Bonn 20%, Marburg 19,2% und München 17,6%)³¹ Man sah häufiger Ordensschwwestern im Habit unter den Hörern von Vorlesungen und in den Seminaren.

In diesen Nachkriegsjahren absolvierte Laurentius Siemer, der nach 1945 als Prior des Dominikanerklosters Walberberg bei Köln und einer der Mitbegründer der rheinischen CDU bekannt wurde, ein philologisches Zweitstudium in Münster. Als Kriegsteilnehmer war ihm die Studienzeit auf 6 Semester verkürzt worden. 1920 legte er, bereits 32 Jahre alt, sein Examen in den Fächern Religion, Geschichte und Deutsch ab. Die Examenserfahrungen hielt er später in seinen Erinnerungen fest: „Die Prüfung verlief einfach glänzend. Daenell (Geschichte) machte schon nach fünfunddreißig Minuten Schluß, obschon eine ganze Stunde vorgeschrieben war. Kaum hatte ich das Zimmer verlassen, da kam auch schon Daenell heraus und sagte, daß ich ‚mit Auszeichnung‘ bestanden hätte. Zunächst gab es ein großes Gratulieren und dann ein großes Fragen. Nicht ganz so gut ging es am letzten Tag bei Dr. Kluckhohn (Deutsch). Er prüfte ausgezeichnet, aber ich versagte, als er mich in gotischer Grammatik prüfte. Nach dem Examen teilte er mir nach kurzer Pause mit großem Bedauern mit, daß leider im Protokoll mein Versagen im

Gotischen verzeichnet stehe und er in folgedessen mir kein ‚mit Auszeichnung‘ geben könne.“³¹

Die Universität Münster blieb weiter eine Hochschule der Region: 1929 kamen 69% der Studierenden aus der Provinz Westfalen. Aus dem Rheinland kamen 13%, diese Zahl war rückläufig, da die universitäre Neugründung Köln (1919) schnell expandierte und 1923 die medizinische Akademie Düsseldorf gegründet wurde.³² Der regionale Charakter der Universität Münster bezog sich nur auf die Studierenden. Der Lehrkörper war kaum regional orientiert, da sich bei Berufungen der Blick auf den Hochschulverbund der 23 deutschen Universitäten richtete: eine deutsche Hochschultradition, regionale Bindungen möglichst zu vermeiden. Zudem wurde Münster häufig nur als ein Durchlaufstudium für eine wissenschaftliche Karriere betrachtet³³. Dergleichen wirkte natürlich ungünstig auf die geistige Beziehung der Universität zur Region: Gemeint ist die Zusammenarbeit mit den Schulen Westfalens und ihrer Bildungsschicht. Bezeichnenderweise suchten die Geisteswissenschaftler an der Universität Münster die wissenschaftliche Pädagogik auch noch in den zwanziger Jahren von sich fern zu halten. Während an anderen Hochschulen die pädagogische Forschung (Spranger) erhebliche Fortschritte machte, blieb Münster, wohl primär wegen des „Fernwehs“ (nach auswärtigen Berufungen) seiner Professoren hier rückständig. Eine Ausnahme bildet der Mathematiker Heinrich Behnke, der von der neugegründeten Universität Hamburg kommend, sich intensiv um die didaktische Vermittlung seines Fachs bemühte, darüberhinaus den Kontakt zu den Schulen und der Schulverwaltung der Region pflegte. Auch die beiden Theologischen Fakultäten waren über die jeweiligen Kirchen und die Ausbildung der Geistlichen mit der Region enger verbunden.

So wich inzwischen die Universität Münster völlig von dem ursprünglichen, integrativen Bildungskonzept ihres Gründers Fürstenberg ab. Man legte so etwas wie einen unsichtbaren Festigungsring um die Hochschule, innerhalb dessen man sich ungestört fühlte. Allerdings gab es eine Ausnahme, die Förderergesellschaft, die jetzt eine eigenartige Entwicklung nahm: sie drängte kräftig zur

nationalen Rechten.³⁴ „Hier“, so schrieben die Förderer 1921 über Westfalen, „liegen im Boden die reichen Schätze, hier lebt ein Volksschlag mit zähem, umbeugsamen Sinn und eisernem Willen, der das Unglück meistert und überwindet.“

Der 42-jährige Vögler war 1919 der deutschen Öffentlichkeit erstmals bekannt geworden, als er am 18. Februar 1919 als Abgeordneter der DVP in der Weimarer Nationalversammlung mit dem Zentrumspolitiker Erzberger heftig zusammenstieß. Vögler hatte in einer Rede Erzbergers Verhandlungsstil als Waffenstillstandskommissar gegenüber den Alliierten kritisiert, ihm vorgeworfen, die Interessen der Industrie nicht genügend zu berücksichtigen und sich zu ungewöhnlich scharfen Formulierungen hinreißen lassen, die größte Empörung bei den Abgeordneten von der SPD bis zum Zentrum ausgelöst hatten.^{34a}

Erzberger konterte ebenso schnell wie scharf: „Sie wagen es, die Gruppe Vögler wagt es, in der Nationalversammlung vom Schuldkonto eines Ministers zu sprechen, der für den Frieden der Verständigung und Versöhnung eingetreten ist in einer Zeit, wo Sie (nach rechts) die Leidenschaft aufpeitschten und unser armes Volk weiteren Blutopfern ausgeliefert haben.“^{34b} Unter stürmischem Beifall der Sozialdemokraten und des Zentrums schleuderte Erzberger Vögler und den anderen namentlich von ihm genannten Ruhrindustriellen Stinnes und Beukenberg den Satz entgegen: „Ihre Herrschaft ist vorüber, glauben Sie mir das.“^{34c} Vögler hatte sich mit dieser Rede bereits in den Anfängen der Weimarer Republik als politischer Sprecher der Ruhrindustrie profiliert.^{34d}

In den Anfangsjahren 1919–1922 hatte die Förderergesellschaft 1,5 Millionen Mark aufgebracht, 90% davon kamen aus der Industrie. Wohl auf Wunsch Albert Vöglers und Hoffmanns wurde vor allem Sportförderung betrieben. Das Ziel war damals die Errichtung eines Universitätssportplatzes, der 1926 fertiggestellt wurde. „Er werde“, so hieß es in der Universitätschronik, „von keiner deutschen Universität übertroffen.“³⁵ Kritisch beobachtete Münsters Stadtverordnetenversammlung (Zentrum, SPD, DDP) die Aktivitä-

ten der Förderer. Man vermutete Wehrtüchtigung statt Bildung. Auch Johannes Gronowski, der neue Oberpräsident, ein früherer Sekretär der christlichen Gewerkschaften, suchte durch Sammlungsverbote die „Sportförderung“ der Förderer zu unterbinden, vergeblich. Als am 15. Juli 1927 die Einweihung des Platzes mit einem Festakt gewürdigt wurde, fehlte eine Persönlichkeit der Stadt: der Oberpräsident. Er war von den Veranstaltern nicht eingeladen worden.³⁶

Am 12. Juli 1931 sprach Albert Vögler im Rathaus anlässlich einer Mitgliederversammlung der Förderergesellschaft. Die „Westfälische Landeszeitung“ berichtete: Schlagende Wetter lähme Alte und Junge. „Und da wachse die Jugend auf in einer Zeit, wo die eine Krise die andere ablöse, Krieg, Revolution, Kampf nach Außen und im Innern, Bruder- und Klassenkampf um Kirche und Schule, um Haus und Hof. Nirgends mehr festes Gut, nirgends ein Stück Boden, um Wurzeln schlagen zu können. Immer gebieterischer wachse da der Hochschule die Aufgabe zu, nicht nur Lehrer, sondern auch noch Führer und Helfer zu sein . . . Und bange richtet sich der Blick nach Osten, wo ein großes Volk alles vernichtet, was war. Entgeistigt, entsittlicht, hat dieses Volk nur ein Wollen: den Materialismus . . . ,Wir werden uns in diesen kommenden Zeiten, wo es gilt, den schwersten Kampf zu bestehen, nicht allgemein und einheitlich in Erkenntnissen finden. Aber wir müssen uns in der Gesinnung finden, in der Liebe zum Vaterland und in dieser Liebe lassen sie uns an die Aufgaben der kommenden Zeit herangehen“. So die krisenschwangere, etwas kulturpessimistische Stimmung dieser Rede 1931. Seit dem Beginn der dreißiger Jahre förderte die Förderergesellschaft neben den regelmäßigen Druck- und Reisekostenzuschüssen vor allem studentische Sozialmaßnahmen, so die Mensa und die Studentenbibliothek.

In der Hochschule vollzog sich in den zwanziger Jahren noch einmal eine tiefgreifende Veränderung. 1906 war das Institut für Anatomie und Physiologie errichtet worden. Hier konnten Medizinstudenten bis zum Physikum studieren. 1925 waren die sieben neuen Kliniken am Westring fertiggestellt worden. Die Baumaßnah-

men waren von der preußischen Regierung nach dem Kriegsende endgültig realisiert worden. Das reguläre Medizinstudium begann in Münster. Der Anteil der Mediziner an der Gesamtstudentenzahl wuchs schnell an. Er betrug 1933 bereits 38%. Hatte sich im 19. Jahrhundert der Schwerpunkt der Hochschule von der Theologie auf die Geisteswissenschaften verschoben, dann seit der Jahrhundertwende zu den Juristen, so lag er jetzt seit dem Ende der zwanziger Jahre bei den Natur- und Medizinwissenschaften und dabei blieb es bis in den fünfziger Jahren die Geisteswissenschaften (Lehrerausbildung) wieder quantitativ nach vorne rücken. Die „fachwissenschaftliche“ Ausrichtung wurde jetzt auch in Münster – wie an allen deutschen Universitäten – bestimmend. Die Universität wurde zusammengehalten durch die gemeinsame Organisation und den gemeinsamen Namen, im übrigen dachte und erforschte jede „Fachwissenschaft“ ihren eigenen Teil. Das begünstigte die Einzel- forschung: die Stärke der deutschen Universitäten. Ein gemeinsames Bildungsideal, wenn auch in vager, aber immerhin integrierender Form, war kaum noch sichtbar. Wissenschaft war seit den zwanziger Jahren, wie es Max Weber 1919 beschrieben hatte, „Beruf“ geworden – wie andere Berufe auch. Der wissenschaftliche Alltag hatte sich in Münster fest etabliert.

Auch die Studierenden waren gehalten, zumal in den wirtschaftlich ungünstigen Zeiten, sich ausschließlich auf ihr Studium, den rechtzeitigen Abschluß, zu konzentrieren. Geld war knapp. Der Spielraum für „Studentenherrlichkeit“ war begrenzt – aber auch für Muße. Das Werkstudententum nahm zu. Sozialmaßnahmen für die Studierenden wurden immer wichtiger: Wohnung, Mensa, Studienfinanzierung. Noch bis in die sechziger Jahre mußten Studiengebühren und Examensgebühren gezahlt werden. Die sich allmählich ausweitende Akademikerschaft in den zwanziger und dreißiger Jahren war eine – überwiegend – an Sparsamkeit gewöhnte soziale Schicht.

In dieser Zeit festigte sich der für die Universität Münster charakteristische Zug der „Berufsuniversität“. Man studierte für den Beruf, eine Haltung verbunden mit einem gewissen akademischen

Asketentum: Gradlinigkeit und wenig Breite, Vorliebe für abstrahierendes begriffliches Denken, wenig empirische Beschreibung, Konzentration, aber wenig Genuß in der wissenschaftlichen Tätigkeit, mehr Pflicht als Neigung, Respekthaltung gegenüber wissenschaftlichen Autoritäten, mehr Ernsthaftigkeit als Humor. Fast mochte es scheinen, als habe man sich in Münster – inzwischen eine der größten deutschen Universitäten – gleichsam exemplarisch entschlossen, für Max Webers „Wissenschaft als Beruf“ Modell zu stehen. Diese Tendenz zur „Professionalisierung“ erfaßte nicht nur die Hochschulen, sondern das gesamte deutsche Bildungswesen.³⁶ Die Neigung zu einem eher positivistischen Wissenschaftsverständnis bot allerdings auch einen gewissen Schutz vor den Ideologien und Weltanschauungen, die seit dem 19. Jahrhundert in die deutschen Universitäten einzudringen versuchten und denen sie manchmal hilflos gegenüberstanden.³⁷

Eine anschauliche Beschreibung des positivistisch geprägten Berufswissenschaftlers findet sich in der Biographie des Althistorikers Friedrich Münzer (1868–1942), die Alfred Knepppe und Josef Wiesehöfer 1983 geschrieben haben.³⁸ Es ist die einzige Biographie aus der Münsteraner Hochschulgeschichte, die ausführlich den Alltag eines Hochschullehrers beschreibt. Münzer, Sohn eines wohlhabenden jüdischen Zigarrenfabrikanten in Oppeln in Schlesien, entwickelte bereits während seiner Gymnasialzeit ein Interesse an Themen der Alten Geschichte, das er konsequent weiterentwickelte und zu seinem Beruf machte: Studium der klassischen Philologie seit 1886 in Leipzig und Berlin, mit 23 Jahren Promotion mit einer Dissertation in lateinischer Sprache,³⁹ Oberlehrerexamen, Studienreise nach Rom und Athen 1893 bis 1895, Habilitation an der Universität Basel 1896. Dort lehrte er als Privatdozent und heiratete. Von den Eltern finanziell unterstützt, hatte das junge Ehepaar ein angenehmes Auskommen. Man hält sich ein Hausmädchen, gelegentlich, wenn Gäste kommen, auch eine Bedienungsfrau oder Kochfrau. 1902 folgte die feste Anstellung als Extraordinarius.

Die Zuhörerzahlen in Basel sind klein: fünf Hörer bei einem Seminar über Cicero, Reisen nach Bulgarien und Nordgriechen-

land, Teilnahme an Philologenkongressen. 1911 nimmt Münzer einen Ruf an die Universität Königsberg an, wo er die ersten Kriegsjahre, den Einfall russischer Truppen in Ostpreußen und deren Abwehr in der bald legendenumwobenen Schlacht von Tannenberg durch Hindenburg gleichsam miterlebt. Er bleibt zeitlebens ein Hindenburg-Verehrer. 1921 kommt Münzer mit 53 Jahren nach Münster. Sein Jahresgehalt beträgt zu Beginn der Inflation 40232 Mark, hinzu kommt eine Kolleggeldgarantie von 4000 Mark. Er wohnt mit seiner Familie in der Gartenstraße, später in der Erphostraße, in einem neuen Wohngebiet am Stadtrand, wo sich häufig Professoren niederlassen. Die Einführung in Münster geschieht förmlich: im schwarzen Rock, durch den Rektor und im Senatsaal des Akademiegebäudes. Die Philosophische-Naturwissenschaftliche Fakultät zählt jetzt 30 ordentliche Professoren. Münzer, der schon vor Jahren zum lutherischen Glauben konvertiert war, ist gegenüber anderen religiösen Einstellungen in seinen Lehrveranstaltungen tolerant.

Seine Veranstaltungen laufen nach einem feststehenden Rythmus ab: Vorlesung jeweils montags, dienstags, donnerstags und freitags von 9–10 Uhr, darunter mehrfach eine Vorlesung über die „Einführung in das Studium der Alten Geschichte“, über die Perserkriege, die punischen Kriege, die römische Kaiserzeit, dann einmal über „Römer und Germanen“ für Hörer aller Fakultäten (WS 1925/26), über Alexander den Großen, über Briefe Ciceros: insgesamt ein nicht sehr originelles, aber nach dem damaligen Verständnis der Alten Geschichte ein Standardangebot.

Münzer bereitete seine Veranstaltungen sorgfältig vor, was man nicht von allen Münsteraner Professoren sagen konnte. Die Vorlesungen wurden schriftlich ausgearbeitet. „Er trug ruhig, nicht temperamentvoll vor, sprach dabei deutlich, wirkte jedoch etwas monoton; seinen Studenten gegenüber trat er zumeist zurückhaltend, manchmal fast abweisend und spröde auf.“ Auf Anliegen der Studierenden reagierte er hilfsbereit, er ging auf ihre Fragen sachlich ein und galt als freundlicher Prüfer, der die Examenskandidaten nicht überfuhr, sondern sie zu Wort kommen ließ.⁴⁰ Lagen die

Hörerzahlen anfangs gelegentlich noch unter zehn, so stiegen sie später auf über dreißig: trotz der bereits beklagten „Überfüllung“ sicherlich noch passable Zahlen.

Zu den Forschungsleistungen zählten hunderte von Einzelbeiträgen für die Realencyklopädie, dem Lexikon der Altertumswissenschaften. Sein wichtigstes Werk war das Buch „Römische Adelsparteien und Adelsfamilien“.⁴¹ Münzer war ein fleißiger Arbeiter und besaß dazu die nötige gesundheitliche Robustheit. Er galt als unpolitisch mit einer nationalkonservativen Grundeinstellung und wählte parteipolitisch, wie die meisten protestantischen Professoren, deutschnational. Mit zwei Münsteraner Vorträgen aus den zwanziger Jahren erregte er größeres Aufsehen: der erste befaßte sich mit der „Politischen Vernichtung des Griechentums“ (1924) und der zweite handelte von der „Entstehung des römischen Principats. Ein Beispiel des Wandels von Staatsreform“. Den letztgenannten Vortrag hielt er anlässlich der „Reichsgründungsfeier“ der Universität am 18. Januar 1927. In beiden Vorträgen brach Münzers national-konservative Grundeinstellung auf die Geschichte projiziert durch, und sie zeigten damit die Grenzen einer positivistisch betriebenen Geschichtswissenschaft. In dem Griechenvortrag verglich er die siegreichen Mazedonier mit den Preußen der deutschen Geschichte, eine Beurteilung, die ihm eine ironische Rezension des Kollegen Ferguson der Harvard Universität einbrachte: Der Vergleich zwischen Preußen und Mazedonien sei bereits „a German commonplace“. „As to the . . . analogy of Professor Münzer, we trust that one can be an admirer of his country without endorsing the presumption, that culture ist synonymous with German . . .“⁴²

Diese kontinuierliche Gelehrtenkarriere wurde in der nationalsozialistischen Zeit noch kurz vor ihrem Ende abrupt abgebrochen. Aufgrund des „Gesetzes über die Entpflichtung und Versetzung von Hochschullehrern“ vom 21. Januar 1935, das alle Hochschullehrer über 65 entpflichtete, wurde eine Liste der davon betroffenen Professoren erstellt, auf die auch Münzer kam. Einen Antrag auf Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit, die einem emeritierten Professor theoretisch offenstand, hatte er nicht mehr gestellt. Er wurde, wie

üblich, durch ein Schreiben des Reichswissenschaftsministers förmlich verabschiedet.⁴³

Jetzt erst entdeckte man Münzers „nichtarische Abstammung“. Daraufhin wurde ihm noch einmal ausdrücklich nach § 3 des Reichsbürgergesetzes vom 14. 11. 1935 die Lehrbefugnis entzogen. Einige Kollegen distanzieren sich von ihm, seine Freunde und Bekannten im „Trampelclub“ und „Graeca-Verein“ pflegten weiter den Kontakt. Als Jude war ihm auch das politische Stimmrecht entzogen. Er wohnte nach dem Tode seiner Frau 1935 in einer Mietwohnung in der Heisstraße im zweiten Stock. Im Turmzimmer richtete er sich eine Bibliothek mit einem Stehpult ein. Er verfaßte weitere Artikel für die Realencyklopädie. Seine Tochter und eine Hausangestellte versorgten ihn. Aufgrund des Erlasses vom 17. 8. 1938 mußte er, obwohl er sich nicht mehr zum jüdischen Glauben bekannte, den Namen Israel in seine Personaldokumente aufnehmen: Friedrich Israel Münzer. Seit 1939 wurde durch Erlaß des Reichswissenschaftsministers das Zitieren jüdischer Autoren verboten. Wer aber von Münzers auswärtigen Berufskollegen wußte überhaupt, daß er „Nichtarier“ war?

Die Maschinerie der auf der „Wannseekonferenz“ in der Villa Heydrichs am 20. Januar 1942 beschlossene „Endlösung der Judenfrage“ erfaßte in ihrem Vernichtungswillen und in ihrem Irrsinn auch den 74-jährigen Gelehrten. Er wurde im Juli 1942 über Bielefeld und Gelsenkirchen nach Theresienstadt deportiert. Der Transport umfaßte 901 Personen. Dank einer Intervention eines Freundes und seiner Tochter im Berliner Wissenschaftsministerium erlangte er eine „Vergünstigung“. Ihm wurde der briefliche Kontakt nach außen gestattet und ein Koffer mit persönlichen Gegenständen überlassen. Er selbst hatte um folgende Bücher gebeten: eine Tacitus-Ausgabe, eine Herodot-Ausgabe, die „Griechische Geschichte“ von Ulrich Wilcken, Knaurs Weltgeschichte, Putzgers Geschichtsatlas, etwas englische Lektüre und ein Knaur-Lexikon.⁴⁴ Er starb im Lager Theresienstadt am 20. Oktober 1942 nach vorhergegangener Krankheit, vermutlich an einer Darmentzündung.

dung, so jedenfalls lautete die offizielle ärztliche Bescheinigung, die nachrichtlich auch die Universitätsverwaltung in Münster erhielt.

Das Bild der Berufsuniversität Münster in den zwanziger Jahren ist facettenreich. Als der 25-jährige Kurt Schumacher, 1945 der – erste akademische – Vorsitzende der Nachkriegs-SPD, nach einem juristischen, politologischen und wirtschaftswissenschaftlichen Studium in Halle, Leipzig und Berlin vergeblich nach einer Möglichkeit zur Promotion gesucht hatte – in Berlin hatte man politische Bedenken gegen das Thema der Dissertation („Der Kampf um den Staatsgedanken in der deutschen Sozialdemokratie“) – wandte sich der junge Mitarbeiter im Berliner Arbeitsministerium, später Journalist in Stuttgart, vermittelt durch den damaligen Kultusministers Preußens Konrad Haenisch (SPD), nach Münster. Johannes Plenge akzeptierte die Arbeit und die Promotion (rer. pol.) konnte 1926 abgeschlossen werden – publiziert wurde sie erst 50 Jahre später von dem SPD-Abgeordneten Horst Ehmke.⁴⁵ Die Juristen an den deutschen Universitäten der zwanziger Jahre standen noch überwiegend rechts.

Eine Liberalisierung zeigte sich, als in den zwanziger Jahren jüdische Hochschullehrer in Münster berufen wurden: Hermann Freund (Pharmazie, 1924; 1935 entlassen) und Leon Lichtenstein (Mathematik, 1921). 1927 habilitierte sich Ernst Isay und 1928 Stefesberg (Literaturgeschichte).⁴⁶ Im übrigen war und blieb die Universität Münster eine Herrenuniversität: es gab, auch wenn die Gleichberechtigung der Frau 1919 Gesetz geworden war, keine weiblichen Professoren in den zwanziger Jahren, und in den dreißiger Jahren, unter den nationalsozialistischen Wissenschaftsministern waren weibliche Berufungen sowieso ausgeschlossen. Aber auch nach 1945 blieb die Universität Münster eine männliche Domäne, mit allem was dazu gehört. Joseph Mausbach hatte sich übrigens schon 1906 für die Emanzipation der Frau ausgesprochen und dafür im Katholizismus geworben.⁴⁷ Der Anteil der weiblichen Studierenden nahm seit der Einführung des Frauenstudiums 1908 auch in Münster beständig zu.

Adolf von Harnack hatte bereits 1905 das Wort vom „Großbetrieb“ der Universität geprägt. Das war vielleicht etwas modisch und damals noch übertrieben.⁴⁸ Aber in den 20er Jahren hatte die Studentenzahl an den deutschen Universitäten die Grenze der 100000 endgültig überschritten.⁴⁹

In den zwanziger Jahren konzentrierten sich die demokratischen Kulturpolitiker Preußens auf die Reformen im eigenen Lande, das ja nach wie vor fast zwei Drittel des gesamten Reiches umfaßte, nachdem das geplante Reichsschulgesetz nicht zustande kam. Der Kultusminister Carl Heinrich Becker (1925–30), der Orientalist an den Universitäten Hamburg, Bonn und Berlin gewesen war, sprach von einer „Krise der Universität“. Ein ihm nahestehender Kreis von Pädagogen erkannte, daß, um die gesellschaftspolitischen Ziele einer Schulreform zu verwirklichen, bei der Reform der Lehrerbildung angesetzt werden müsse. Nur so sei der Bildungsstand breiter Schichten der Bevölkerung anzuheben. Die Lehrer und Lehrerinnen waren bis dahin an sogenannten Präperandien, später Seminaren, unterrichtet worden. Trotz dieser mangelhaften Ausbildung der Lehrerschaft hatte das allgemeine Bildungsniveau in Deutschland vermutlich einen höheren Stand als in den benachbarten Ländern.

Bei der Reform ging es darum, den Lehrern von vornherein durch eine bessere fachliche Vorbereitung das notwendige Rüstzeug für ihren späteren Beruf zu verschaffen. Über dieses anzustrebende Ziel waren sich die demokratischen Politiker einig: Mit kulturpolitischen Mitteln eine gesellschaftspolitische Reform herbeizuführen und die vorhandenen sozialen Gegensätze mit Hilfe der Kulturpolitik auszugleichen. Dabei muß man berücksichtigen, daß diese Gegensätze im Preußen der zwanziger Jahre noch außerordentlich stark waren. Es gab wohl eine politische Demokratie, aber noch nicht eine – im heutigen Verständnis – demokratische Gesellschaft. Andererseits vollzog sich aber auch durch die Ausdehnung des Zugangs zu den Universitäten eine plötzliche, in den zwanziger Jahren einsetzende Verbreiterung des Bildungswesens und damit auch eine Veränderung der Sozialstruktur. „Bildung“, oder genauer „akademische Ausbildung“ war schon in den zwanziger Jahren nicht mehr nur ein

Monopol einer Minderheit. Die Republik hatte bis dahin nicht gekannte Freiräume geschaffen. Wäre es nicht zu den späteren wirtschaftlichen Schwierigkeiten gekommen, so hätte sich vermutlich die allmähliche kulturelle Reform weiter entwickeln können⁵⁰

Das leidigste Problem der Kulturpolitik der Weimarer Republik war das Bildungsgefälle, auch zwischen Stadt und Land, und das damit verbundene soziale Gefälle. Da aber mit einer Gesamtreform auf der Ebene des Reichs nicht zu rechnen war, entwickelten die preußischen Kulturpolitiker das Konzept einer Reform im eigenen Lande. Den Angelpunkt bildete die Lehrerausbildung. Mit der Reform der Lehrerausbildung wurden zugleich neue pädagogische Vorstellungen verknüpft. Man verband den Gedanken einer demokratischen Schulreform mit den Vorstellungen der idealistischen Pädagogik. Eine solche Verbindung war nicht zwingend, aber sie ergab sich. Ihr Vorzug bestand darin, daß eine junge Generation von Lehrerstudenten, die zum Teil „antibürgerlich“ eingestellt war, aus der etwas schwärmerischen Jugendbewegung, die noch in den zwanziger Jahren viel Anhänger um sich scharte, ihren Veränderungselan in eine sinnvolle Praxis umsetzen konnte und neue pädagogische Möglichkeiten und Fähigkeiten erschloß, die Schule aus der Situation der Lernschule befreite und, wenn es gut ging, den theoretischen und praktischen Bildungsidealismus in breite Bevölkerungsschichten trug.

Die ersten in Preußen errichteten Pädagogischen Akademien waren als „Planstätten eines neuen Geistes“ gedacht. Diese Ausbildungsstätten sollten dazu dienen, auch der Provinz neue Anregungen zu geben – zu einer Zeit, als es noch kein Fernsehen gab und der Rundfunk gerade erst in den Anfängen steckte. Allerdings zeigte sich hier auch die Kehrseite von pädagogischer Reform und Bildungsidealismus. Würden die neugegründeten Akademien einer verbesserten technischen Ausbildung entsprechen oder würde dieser Bildungsidealismus nicht möglicherweise etwas isoliert werden, indem er sich gewissermaßen „verselbständigte“ und den Bezug zu den anderen Wissenschaften verlor? Pädagogische Akademien waren eben keine „Universitäten“, obwohl der Gedanke der Uni-

versalität der Wissenschaften schon in den zwanziger Jahren im Zuge des so bezeichneten „Brotstudiums“ ins Hintertreffen geraten war. Jedenfalls bestand die Gefahr, daß die Pädagogischen Akademien auf die Idee kommen konnten, infolge einer gewissen Isolierung eine eigene gleichsam pädagogisch begründete „Universalität“ zu entwickeln.

Aber über solche wissenschaftstheoretische in der Sache nicht unerhebliche Probleme machten sich die preußischen Kulturpolitiker der Weimarer Zeit wenig Gedanken. Mit der Wissenschaftstheorie der Universitäten stand auch nicht alles zum Besten. Viel wichtiger erschien es, unter den gegebenen Bedingungen überhaupt erst einmal Reformen im Bildungswesen durchzuführen. Und so beschloß der preußische Landtag im Sommer 1926 die Gründung der Pädagogischen Akademien. Kultusminister Carl Heinrich Becker gab bei seiner Erläuterung vor dem Preußischen Landtag deutlich zu verstehen, daß er diese Bildungsreform vor allem als eine soziale Reform ansah. Deutschland, so erklärte er am 7. Mai 1926, sei schon vor dem Kriege „bildungsmäßig in zwei Völker zerfallen“. Es sei die „große versöhnende Aufgabe der Kulturpolitik der Gegenwart“, diese Kluft zu überbrücken.

Dem sozialen Brückenbau dienten die 1919 geschaffene allen gemeinsame Grundschule, ferner die ebenfalls 1919 geschaffene Aufbauschule, die Einführung des Externenabiturs und die Verbesserung der Lehrerbildung. Die Aufbauschule, so versuchte Becker diesen Plan dem rechten Flügel des Landtags schmackhaft zu machen, sei ja nicht einfach ein Produkt der Revolution, sondern werde in den Vereinigten Staaten schon seit längerem praktiziert. Als die wichtigste Neuerung der drei Maßnahmen sah Becker die Reform der Lehrerbildung und die Schaffung eines sechssemestrigen ordentlichen Studiums an den neuzuschaffenden Pädagogischen Akademien an. Da aber das Abitur Voraussetzung des Zugangs zu dem pädagogischen Studium war, war der Zugang zu diesem Studium begrenzt, andererseits wurde die – allerdings formale – Qualifikation angehoben.

Der folgende Auszug aus der Debatte des preußischen Landtags – insbesondere die Zwischenrufe – verdeutlicht das politische Klima, unter dem die Bildungsreform stattfand. Becker führt am 7. Mai 1926 aus:

„Der entscheidende Punkt aber, der nun nicht nur die äußerliche Verbindung herstellt, sondern von innen heraus die soziale Kluft überbrückt, ist die neue Lehrerbildung.“

(Zuruf rechts: Die wird durch das Schulgeld sabotiert!)

„Sie wird nicht durch das Schulgeld sabotiert. Wir wissen auch gar nicht, ob dann, wenn die neue Lehrerbildung einmal überall durchgeführt ist, d. h. in 10 oder 20 Jahren, das Schulgeld noch in der Höhe erhoben wird; ich hoffe es, daß dann die finanziellen Verhältnisse so glänzend sind, daß es möglich sein wird, die höhere Schule wesentlich zu entlasten.

(Ein Abgeordneter der KPD, an die Rechte gewandt: Bezahlen Sie Ihre Steuern, Sie Großagrarien, dann ist genug Moos da! – Lachen rechts)

Ich komme gerade von der Eröffnung der ersten pädagogischen Akademie in Elbing und Kiel. Ich bin doch – das muß ich ehrlich gestehen – mit etwas klopfendem Herzen hingefahren. Wenn man seit Jahren für diese Idee gekämpft hat, die man doch natürlich immer nur theoretisch hat hinstellen können, und wenn man endlich einmal Gelegenheit hat, Auge in Auge mit diesem Lehrkörper zu stehen, der in Zukunft diese große Aufgabe, die wir theoretisch hingestellt haben, in die Praxis umgießen soll – und da fängt die eigentliche Kunst erst an – wenn man nun endlich einmal diese Männer sieht und erlebt, wie sie zusammengewachsen sind in den kurzen Wochen ihrer gemeinsamen Arbeit, und wenn man dann der Schülerschaft gegenübersteht und sich diese Leute ansieht, die zum Teil schon zwei oder drei Jahre in der Praxis des Lebens gestanden haben, die aber alle das Abiturrexamen haben – ich bin klopfenden

Herzens hingefahren, aber ich muß sagen: ich bin glücklich zurückgekommen.

(Bravo! links)⁵⁰

In seinen Ausführungen vor dem preußischen Landtag gab Becker zu verstehen, daß er von der Reform der Lehrerbildung mehr erwarte als eine bloße technische Reform. Er nahm das Wort von der „Bildungskrise“, ein in den zwanziger Jahren geläufiges Wort, auf, das sich auf den Verlust der Universalität der akademischen Bildung bezog: auf die Veränderung der Hochschulen zu Ausbildungsstätten, die Abkehr von den ursprünglichen Aufgaben der Universität, der Einheit philosophischer, literarischer und fachlicher Bildung:

„Ich glaube, daß die Bildungskrise nicht von oben überwunden wird, unsere Universitäten werden nie wieder dazu kommen, die Bildungsarbeit zu repräsentieren.“^{50b}

Die Differenzierung der Wissenschaften liege im „Wesen der allgemeinen Kulturentwicklung“. Die zu schaffende Synthese müsse von „unten“ kommen, auf dem Wege über die „Volksbildung“. Jeder Mensch brauche die Synthese zwischen der Vielfalt der Kultur und der notwendigen Einheit. Damit war das Problem der modernen deutschen Universität angesprochen, der Verlust des geistigen Zusammenhangs. Diese Entwicklung fiel jedoch nicht in die zwanziger Jahre, sondern lag bereits in den Anfängen seit Jahrzehnten zurück. Becker wies darauf hin, daß diese Synthese, die die Wissenschaft nicht mehr leiste, durch Ersatzphilosophien ersetzt zu werde drohe. Daher müsse sie wiederhergestellt werden und zwar mit Hilfe der Lehrerbildung. Mit dieser Forderung waren die neuen Pädagogischen Akademien zweifellos überfordert.

Das Beispiel der Pädagogischen Akademien wurde bald von anderen Ländern nachgeahmt. Beabsichtigt war, das breite Bildungsniveau anzuheben, aber zugleich auch, dem zunehmenden „Wissenschaftsaristokratismus“ der Universitäten etwas entgegenzusetzen. Die Entwicklung wurde 1933 von den Nationalsozialisten gestoppt, nach 1945 von den demokratischen Kulturpolitikern wieder aufgegriffen und bis zur Umwandlung der Akademien in

wissenschaftliche Hochschulen (Promotion und Habilitation) weitergeführt. Hier wurde auch das Frauenstudium bald zum Regelstudium. Den Pädagogischen Akademien waren die traditionell etwas gespreizten Umgangsformen der Universitäten, auch zwischen den Lehrenden und Lernenden, fremd. Ihr Stil war unbekümmerter.

Die Binnenstruktur der Universität selbst veränderte sich seit den zwanziger Jahren mit der Einrichtung der Stellen der „Assistenten“. 1930 zählte man in Münster 28 Assistentenstellen, andererseits lag die Zahl bereits höher. Die Aufgaben und Zuständigkeiten waren noch nicht fest geregelt. Allerdings neigte man in Münster dazu, das Tätigkeitsfeld eher restriktiv auszulegen.⁵¹ Doch war die feste Stelle für manchen der bisher Studierenden eine erfreuliche Einrichtung. War man, wie der junge Josef Pieper⁵² an einem Institut mit einem neuen Fach, das noch aufgebaut wurde – in diesem Fall der Soziologie – untergekommen, so konnte man sich schnell in der neuen geistigen Welt orientieren, zumal es nur wenig Studenten – etwa 12 in einer Übung – gab, und lernte, vielleicht nicht immer kritisch, die neuen in Europa aufkommenden politischen Bewegungen wie Faschismus und Bolschewismus zu beobachten.⁵³ Bot anfangs die Einrichtung des „Assistenten“ die Möglichkeit, das universitäre Leben angesichts wachsender Studentenzahlen flexibler den modernen Bedürfnissen anzupassen, so wurde dieser Entwicklung durch die NS-Hochschulgesetzgebung ein vorläufiger Schlußstrich gesetzt: 1940 kodifizierte die „Reichsassistentenordnung“ die Rechtsverhältnisse und die Beziehungen zwischen Professoren und Assistenten im Sinne von „Führer und Gefolgschaft“.⁵⁴

Beobachtet man den Studien- und Lehrbetrieb in Münster der zwanziger Jahre, so fällt auf, wie gleichsam unauffällig die Moderne des 20. Jahrhunderts sich etablierte: Das in den Bibliotheken angesammelte Wissen nahm kontinuierlich zu, die Methoden verfeinerten sich, neue Fragestellungen wurden rezipiert: die Anglisten entdeckten die Literatur der USA (Edgar Allan Poe), die Historiker die „außerdeutsche“ Geschichte (Überseehandel- und internationaler Verkehr), die Geschichte Nord- und Südamerikas,⁵⁵ die Juristen bauten den Kanon traditioneller Studien aus; in der Medizin lehrte

seit 1927 Gerhard Domagk als Privatdozent, während er in Wuppertal bei den Farbwerken Bayer seine bakteriologischen Forschungen betrieb, für die er 1939 den Nobelpreis erhielt.⁵⁶ Die jüngere Wissenschaft der Germanistik gewann in ihren „Positivisten“ an Solidität und erweiterte den literaturgeschichtlichen Horizont, „begünstigt durch jene neue, allgemein freiere Haltung und Gesinnung, welche sich seit Beginn des Jahrhunderts bemerkbar gemacht hatte“.⁵⁷ In der Philosophie entwickelte Heinrich Scholz die Grundlagen der „mathematischen Logik“ und begründete seinen „Kreis von Münster“. Sein Kollege Heinrich Behne (Funktions-theorie) baute die mathematischen Studiengänge aus und pflegte den Kontakt zu den Gymnasien der Region. Bei den Naturwissenschaftlern lehrte seit 1922 Adolf Kratzer Theoretische Physik. Ein weiterer neuer Schwerpunkt entstand mit der Errichtung eines mineralogisch-petrographischen Instituts. Die Geographie gewann durch den Akzent auf die regionale Geographie Westfalens schnell an Beliebtheit bei den Studierenden: Man wußte und sah hier unmittelbar, wovon man sprach.⁵⁸

Es fällt auf – das gilt für die Geisteswissenschaften –, daß die Erregtheit der literarischen-publizistischen Szene der zwanziger Jahre die Universität selbst kaum berührte, ja daß man sich von ihr möglichst abschottete. Es gab damals mindestens zwei Kulturen in Deutschland: die öffentlich publizierte der Schriftsteller und Verlage und Buchproduzenten für das gebildete Publikum und die nicht-öffentliche der Universitäten. Die Neigung der Professoren zur Publizität war seit der dem 1. Weltkrieg merklich abgekühlt. Auch bei den Münsteraner katholischen Theologen trat eine Phase der publizistischen Ruhe ein, zum Teil generationsbedingt. Die aktuellen Bewegungen im Katholizismus – Jugendbewegung, „Gemeinschaft“, die liturgische Bewegung um Romano Guardini – fanden in den zwanziger Jahren in Münster kein größeres Echo. Bei den evangelischen Theologen, die 1919 ihren vollen Studienbetrieb aufgenommen hatten, sah es etwas anders aus. Hier lehrte von 1925 bis 1930 Karl Barth, der sich 1919 mit seinem Römerbriefkommentar von der liberalen Theologie abgesetzt hatte und der an seiner

Dogmatik zu arbeiten begann, die später der „Bekennenden Kirche“ geistigen Rückhalt geben sollte. Zur gleichen Zeit (1925) kam der Nürnberger Jugendpfarrer Stählin nach Münster, der der liturgischen Bewegung nahestand und gegenüber der „Radikalität“ seines Fachkollegen Barth eher das Verbindende und Vermittelnde suchte. Das Nebeneinander der beiden konfessionellen theologischen Fakultäten begann auf beide Teile anregend zu wirken. In der Katholisch-Theologischen Fakultät gewann die biblische Theologie und die Kirchengeschichte gegenüber der „Neuscholastik“ an Boden. So zeichnete sich in der Weimarer Republik in Münster eine wissenschaftliche Entwicklung ab, die von den meisten daran Beteiligten insgesamt als positiv empfunden wurde.

Die preußische Kulturpolitik der zwanziger Jahre – in Berlin regierte eine Koalition aus SPD, Zentrum DDP – hatte die Universität Münster bewußt gefördert. Die Entfernung nach Berlin war nicht mehr so groß wie noch vor 1918, das hatte praktisch-technische aber auch politische Gründe. Mit dem Preußenkonkordat (1927) und den Verträgen mit der evangelischen Kirche war eine Befreiung des kulturellen Lebens eingetreten. Dann aber kam es 1933 zu einem Eingriff in die deutschen Universitäten, mit dem die wenigsten gerechnet hatten: Die Nationalsozialisten hielten von Universitäten, Bildung und Studium nicht allzu viel und ließen es deutlich spüren.

In den beiden Jahren 1930–1932 leitete ein geborener Münsteraner die Politik im Reich: Heinrich Brüning (1885–1970)⁵⁹. Persönlich opferbereit und asketisch, neigte er zu einer Politik der Kargheit, die bei wenigen ankam, so daß er schließlich, aber nicht nur aus diesem Grund erfolglos blieb und scheiterte. Carlo Schmid, Mitte der 30er Jahre Privatdozent in Tübingen, schrieb 1979 in seinen Erinnerungen: „Heinrich Brüning, auf dessen Schultern die Last der Kanzlerschaft bis zum 30. Mai 1932 ruhte, war ein vortrefflicher, kluger, integrier Mann, ein Patriot und ein Asket. Ich habe ihn gut gekannt. Der Philosophischen Fakultät in Tübingen gehörte Prof. Heinrich Simon an, ein Schulfreund Brünings. Ich hatte mich seit längerer Zeit mit ihm angefreundet, denn er war mein Nachbar. Bei den

häufigen Besuchen Brünings im Hause Simon bekam ich Gelegenheit zu langen Gesprächen mit dem Kanzler“.⁶⁰ Carlo Schmid's Eindruck: „Das oberste Ziel seiner Politik war die Befreiung Deutschlands von den Fesseln des Versailler Vertrages. Er meinte, ein großes Volk könne nicht jahrzehntlang unter Tributen leben, die seine Wirtschaft ruinieren, und sich damit abfinden, moralisch und rechtlich diskriminiert zu werden. Er war entschlossen den Staat unter das Gesetz der altpreußischen Sparsamkeit zu stellen und eine Wirtschaftspolitik zu führen, in der Stufe um Stufe die Ursachen der Arbeitslosigkeit überwunden würde. Heinrich Brüning hielt Adolf Hitler für einen verbrecherischen Demagogen, für einen Fanatiker, dem die politische Verrücktheit den Hals brechen werde.“ Noch gefährlicher seien ihm die Leute um den Industriellen Hugenberg und Franz von Papen erschienen: „Nach seiner Entlassung aus dem Kanzleramt habe ich Brüning nur noch wenige Male gesehen. Er war ein stiller Mann geworden.“⁶²

¹ Zu den Veränderungen im gesellschaftlichen Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: D. Thomson, *The Transformation of Social Life*, in: *The New Cambridge Modern History*, Cambridge 1968, S. 10–36.

² H. Hermann, *Deutschland darf den Willen Gottes vollstrecken! Katholische Kriegsdoktrin von 1914–1918 an der Universität Münster*, in: 200 Jahre, S. 34–46.

³ *Chronik der Westf. Wilhelms-Universität Münster*, 29. Jg. (1915), S. 6.

⁴ Erich Fromm, *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, München 1980 (TB), S. 104. – Fromm versucht dieses eigenartige Phänomen psychologisch zu erklären: „Die Angst, zum Außenseiter zu werden, ist noch größer als die Angst vor dem Tode. Entscheidend für diese Gesellschaft ist die *Art* von Einheitserlebnis und von Solidarität, die sie fördert bzw. unter den gegebenen Bedingungen ihrer sozio-ökonomischen Struktur fördern kann.“ (A.a.O.) – Eine detaillierte Rekonstruktion der innerstädtischen Verhältnisse in Münster während des 1. Weltkrieges findet sich bei: Elisabeth Frieling/Norbert

- Fasse, Die Stadt Münster im 1. Weltkrieg. Alltag, Öffentlichkeit, kommunale Verwaltung und kulturelles Leben, msch. Ms, Münster 1984.
- ⁵ W. Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft. Die Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität 1918–1968 (unveröffentlichtes Manuskript), Münster 1968.
- ⁶ J. Mausbach, Das Friedensprogramm Benedikts XV. vom 1. August 1917, (Hochland 1917).
- ⁷ J. Mausbach, Aus katholischer Ideenwelt. Ges. Aufsätze und Vorträge. Münster 1921, S. 474.
- ⁸ A. a. O., S. 499.
- ⁹ A. a. O., S. 499.
- ¹⁰ K. Schwabe, Wissenschaft und Kriegsmoral. Die deutschen Hochschul-lehrer und die politische Grundfragen des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1966, S. 9 und 290, A. 1.
- ¹¹ K. Schwabe, S. 26.
- ¹² Der Münsteraner Historiker A. Meister hatte in seinem Kriegsvortrag Gedanken über »Unser belgisches Kriegsziel« entwickelt. Zur Rechtfertigung der deutschen Kriegspolitik führte er sicherheitspolitische Gründe an: »Unsere heutige Politik . . . muß Weltpolitik bleiben: Kriegsziel muß also sein, daß wir der Macht, die unsere Weltpolitik in Fesseln schlägt, unsere Weltwirtschaft ganz zerschlagen möchte, die Möglichkeit nehmen, uns noch einmal in die ungünstige Zwangslage zu setzen, den Krieg zu wiederholen . . . (Vgl. Schwabe, S. 48).
- ¹² J. Plenge, Die Altersreife des Abendlandes [Erinnerungen], Düsseldorf 1948.
- ¹³ Die Festschrift (1980) nennt Plenge den »bekanntesten Münsteraner Nationalökonom und Sozialwissenschaftler« der ersten Jahrzehnte der Wirtschaftswissenschaften in Münster: »Er wurde 1913 in die Fak. berufen. Plenges wissenschaftliches Ansehen verlieh den Wirtschafts- und Geld und Kapitaltheorie, Konkunktur, Organisation und Soziologie weisen eine außerordentliche Breite aus«. (Universität Münster, S. 281).
- ¹⁴ Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft, a. a. O.
- ¹⁴ A. a. O., S. 8.
- ¹⁵ Schreiben Beukenbergs vom 20. 7. 1918 (Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft, a. a. O.).
- ¹⁶ Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft, a. a. O.
- ¹⁷ Der Gründungsaufwurf war von Beukenberg, Vögler (Generaldirektor der Deutsch-Lux), Eichhoff (Oberbürgermeister Dortmund), dem Unnaer Fabrikanten Aug. Th. Schulte, dem Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer Westfalen, Frhr. von Ledebur, dem Oberpräsidenten der Pro-

vinz Würmeling, und von den Professoren Könen, Krückmann, Mausbach, Rosemann, Schenck (Chemiker) und dem Rektor, dem Physiker G. Schmidt unterzeichnet.

- ¹⁸ Zu Vögler: G. Klaas, Albert Vögler. Einer der Großen des Ruhrreviers, Tübingen 1957, und: L. Lochner, Die Mächtigen und der Tyrann. Die deutsche Industrie von Hitler bis Adenauer, Darmstadt 1955.
- ¹⁹ E. Schulte, Münsterische Chronik zu Novemberrevolte und Separatismus 1918, Münster 1936, S. 109.
- ²⁰ A. a. O.
- ²¹ 200 Jahre, S. 55.
- ²² 200 Jahre, S. 55.
- ²³ Die fragwürdige Welt dieser akademischen Abenteurer in den Freikorps beschreibt E. v. Salomon in dem autobiographischen Roman „Die Geächteten“ (Berlin 1930).
- ²⁴ Vgl. H. Lutz, Demokratie im Zwielicht. Der Weg der deutschen Katholiken aus dem Kaiserreich in die Republik 1914–1925, München 1963, S. 81 f.
- ²⁴ Th. Heuß, Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit, Stuttgart-Berlin 1937, S. 603–631.
- ²⁵ Stenographische Berichte der Verhandlungen der Deutschen Nationalversammlung Bd. 328, S. 1644.
- ²⁵ So: „Den einen großen Vorzug kann ja niemand der Verfassung abstreiten, daß sie weitgehend grundsätzliche Möglichkeiten für die religiösen und kulturellen Freiheiten öffnet, die sich in demselben Maße zu Wirklichkeiten gestalten lassen, wie sie vom christlichen Volk zielbewußt ergriffen werden und ausgenutzt werden.“ (Nach W. Spael, Das katholische Deutschland im 20. Jahrhundert. Seine Pionier- und Krisenzeiten 1890–1945, Würzburg 1965, S. 251).
- ²⁶ Spael, S. 252.
- ²⁶ E. L. Evans, The German Center Party 1870–1933. A Study in Political Catholicism, Carbondale and Edwardsville 1981.
- ²⁷ Schreiber, Sohn eines Försters, war 1882 in Rüdesheim bei Duderstadt geboren, legte 1901 in Hildesheim das Abitur ab und studierte Theologie in Münster, wurde katholischer Geistlicher (1905) und studierte anschließend an der Universität Berlin. Dort promovierte der Kirchenhistoriker 1909 zum Dr. phil. 1913 habilitierte er sich an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Münster. Hier erhielt er im Kriegsjahr 1917 den Lehrstuhl für mittlere und neuere Kirchengeschichte. Als Politiker sympatisierte er mit dem linken Flügel des Zentrums. Er galt im Reichstag als „Arbeitsbiene“. – Er starb am 24. 2. 1963 in Münster. (R. Morsey, Georg Schreiber, der Wissenschaftler, Kulturpolitiker und Wissen-

- schaftsorganisator, in: Westfälische Zeitung 131/132 [1981/82], S. 121–159; K. H. Jaraus, Deutsche Studenten 1800–1970, S. 137 und S. 144 ff.).
- ²⁸ P.-Chr. Witt, Friedrich Ebert 1871–1925, Bonn-Bad Godesberg 1971, S. 151 (Faksimileabdruck des Briefes). Zur politischen Haltung der Studentenschaft in der Weimarer Republik: M. H. Kater, Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918–1933, Hamburg 1975; Jaraus, Deutsche Studenten 1800–1970, S. 117–163.
- ²⁹ B. Marshall, The Political Development of German University Towns in the Weimar Republic: Göttingen and Münster 1918–1930, Phil. Diss. London 1972; zu dem historischen Milieu der Stadt: D. Kaufmann, Katholischen Milieu in Münster 1928–1933. Politische Aktionsformen und geschlechtsspezifische Verhaltensräume, Düsseldorf 1984, S. 39–53 („Milieukonstruktion und -geschichte in Münster“).
- ³⁰ 1. Berlin (14 126), 2. Leipzig (6 387), 3. Köln (5 515), 4. Bonn (5 257), 5. Breslau (4 251), 6. Münster (3 993). An den preußischen Universitäten studierten damals 52 692, darunter 9 251 (= 17,5%) weibliche, im gesamten Reich 90 778, darunter 14 958 (= 16,5%) weibliche Studierende.
- ³¹ Ein Faktum, das weder von der Festschrift noch von der Gegenfestschrift 1980 registriert wurde.
- ^{31a} Laurentius Siemer O. P., Aufzeichnungen und Briefe, Frankfurt a. M. 1957, S. 41. – „Damit waren die Examenstage vorüber. Nachmittags pilgerte ich mit Herrn Dr. Klemm, der genau an demselben Tage sein Staatsexamen gemacht hatte, zum Wallfahrtsort Telgte und betete dort mit ihm zusammen zum Dank an die liebe Gottesmutter, die wir besonders anrufen hatten, den Rosenkranz.“ (A. a. O., S. 41 f.)
- ³² Universität Münster, S. 218. – In Münster lehrten im SS 1929 161 Professoren (darunter 42 Privatdozenten); zum Vergleich im gesamten Reich: 4 986 Professoren (1 253 Privatdozenten). (Stat. Jahrbuch des Dt. Reichs 1930, S. 456).
- ³³ Vgl. die Aufzeichnung eines Gesprächs mit einem Kollegen vor seiner Berufung nach Münster (1927) bei Heinrich Behnke: „Er war auch ein Jahr Professor in Münster gewesen. Erst schilderte er in düsteren Farben ‚die reaktionäre Gesellschaft‘ in Münster. So etwas gebe es an keiner anderen Universität in Deutschland. Ich mußte mich dabei wohl fragen, ob die Folter in Münster wohl schon abgeschafft sei. Aber zum Schluß erklärte er noch: ‚Sie müssen den Ruf annehmen. Da hilft ihnen nichts.‘“ (H. Behnke, Semesterberichte, Göttingen 1978, S. 85).
- ³⁴ So ein Aufruf der Förderergesellschaft vom Oktober 1921: „Heute, wo alles das, was unser Volk an geistiger und materieller Kultur geschaffen hat, durch unsere Feinde entweder zerschlagen oder mit Vernichtung bedroht ist, bleibt unsere einzige Hoffnung, daß die schöpferische und

geistige Kraft unseres Volkes, die schon wiederholt nach schweren Zusammenbrüchen von neuem aufgebaut hat, auch dieses Mal nicht versagt und auf neuen Wegen uns wieder zu wirtschaftlicher und staatlicher Freiheit und zu weltpolitischer Geltung emporführt.“

^{34a)} Vögler vor der Nationalversammlung am 18. 2. 1919: „... ich spreche hier als Vertreter einer Industrie, die am Erstarren ist. Die letzten Waffenstillstandsbedingungen sind angenommen, und wenn es richtig ist, was durch die Presse ging, daß Herr Reichsminister Erzberger Herrn Marschall Foch gefragt hat, ob nun diese letzten Bedingungen zum Frieden führen würden, und wenn es richtig ist, daß der Marschall dann eisig, vielleicht sogar höhnisch gesagt hat: Ich vermute es, – so sage ich Ihnen, meine Damen und Herren: Wir vermuten, daß wir bald, sehr bald Frieden haben, wir vermuten, daß der Frieden von selbst kommt, wir vermuten aber auch, daß es ein Frieden des Kirchhofs ist (große Unruhe und stürmische Zurufe bei den Mehrheitsparteien). Meine Damen und Herren, wir sprechen hier über das ... (Stürmische Unterbrechungen und große Unruhe bei den Mehrheitsparteien. – Schlußrufe).“ (Stenographische Berichte der Verhandlungen der Deutschen Nationalversammlung Bd. 326, S. 137).

^{34b)} Das Protokoll verzeichnet „Stürmische Zustimmung bei den Mehrheitsparteien“, d. h. bei SPD, DDP und Zentrum. (Stenographische Berichte Bd. 326, S. 137).

^{34c)} A. a. O., S. 142.

^{34d)} Theodor Eschenburg bemerkt zu der Rede Vöglers, der eine gezielte Aktion der wiedererwachsenden nationalen Rechte zugrundelag: „Mit der Rede Vöglers begann die ‚Reihe einer seitdem nicht abreißen den Kette von Hetzreden gegen den Minister, in die bald auch andere Rechtskreise einstimmten‘ (Morsey). Damals setzte die ‚Dolchstoßlegende‘ ein, die Ludendorffs abrupte Waffenstillstandsforderung vom September 1918 kaschierte, dafür die Ursache des Waffenstillstandes in der Revolution sehen wollte, ja bis auf die Friedensresolution des Reichstags vom Juli 1917 zurückführte. (Th. Eschenburg, Matthias Erzberger, München 1973, S. 337–341). Erzberger fiel am 25. August bei einem Spaziergang im Schwarzwald einem Attentat von zwei Mitgliedern der rechtsradikalen „Organisation Consul“ zum Opfer.

³⁵⁾ Chronik der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster 1925/26, Münster 1926, S. 19.

³⁶⁾ 1933 wurde der Sportplatz – in Verbindung mit dem Wehrkreiskommando – um einen Schießplatz erweitert. Die Vereinigten Stahlwerke förderten mit einem Betrag von 3500 Mark.

^{36a)} R. Bölling, Sozialgeschichte der deutschen Lehrer. Ein Überblick von 1800 bis zur Gegenwart, Göttingen 1983.

- ³⁷ Vgl. K. D. Bracher, *Zeit der Ideologien. Eine Geschichte politischen Denkens im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1982; dazu die kritischen Anmerkungen von James Joll, in: *Times Literary Supplement* (25. 3. 1983).
- ³⁸ A. Kneppe/J. Wiesehöfer, *Friedrich Münzer. Ein Althistoriker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, Bonn 1983.
- ³⁹ F. Münzer, *De gente Valeris*, Oppeln 1891.
- ⁴⁰ Kneppe/Wiesehöfer, S. 65.
- ⁴¹ Stuttgart 1920.
- ⁴² Rezension in: *Classical Weekly* 20 (1926/27), S. 211 (Kneppe/Wiesehöfer, S. 79f.).
- ⁴³ „Im Namen des Reichs – Kraft Gesetzes sind Sie mit Ende März 1935 von den amtlichen Verpflichtungen in der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster entbunden. Ich spreche Ihnen für Ihre erfolgreiche akademische Wirksamkeit und die dem Reich geleisteten treuen Dienste meine Anerkennung und meinen besonderen Dank aus.“ (Personalakte, Universitätsarchiv Münster, nach: Kneppe/Wiesehöfer, S. 110).
- ⁴⁴ Kneppe/Wiesehöfer, S. 143.
- ⁴⁵ H. G. Ritzel, Kurt Schumacher, Reinbek 1972, S. 10–12; Joseph Rován, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Frankfurt 1980 (frz.: *Histoire de la Social-Démocratie Allemande*, Paris 1978), S. 176.
- ⁴⁶ E. Hegel, R. Stupperich, B. Brillung, *Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Provinz Westfalen*, Münster 1978, S. 133.– Der Anteil der jüdischen Bevölkerung der Region lag Mitte der 20er Jahre bei 21000 (A.a.O., 141); noch 1896 hatte es 70 jüdische (darunter 12 staatliche) Schulen gegeben, die Zahl ging allmählich (1907: 59; 1932/33:21) zurück. (A.a.O.).
- ⁴⁷ J. Mausbach, *Die Stellung der Frau im Menschenleben. Eine Anwendung katholischer Grundsätze für das kath. Deutschland. (Apologetische Tagesfragen Nr. 6)*, 1906 (116 S.).
- ⁴⁸ Abdruck in: A. von Harnack, *Aus Wissenschaft und Leben*, 2 Bde., Gießen 1911, S. 10–20.
- ⁴⁹ 1907: 67000; 1919: 111000; 1931: 138000 (W. Laquer, *Die Kultur der Republik*, Frankfurt u.a. S. 241. Engl.: *Weimar. A. Cultural History 1918–1933*, 1976).
- ⁵⁰ *Zu Preußen in der Weimarer Republik: Hagen Schulze, Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung. Eine Biographie*, Frankfurt u.a. 1977.
- ^{50b} *Da Sitzungsberichte des Preussischen Landtags. 2. Wahlperiode Bd. 8*, Berlin 1926, Sp. 11308f.
- ^{50b} A.a.O., Sp. 11310.

- ⁵¹ Vgl. Behnke, S. 68: „Es war in Hamburg Sitte, den ‚Anwärtern‘ für die Dozentenlaufbahn eine größere Vorlesung zu übertragen, um zunächst zu sehen, wie sie mit den Studenten umgehen können. Ich habe dieses Verfahren für sehr vernünftig gehalten und war später erstaunt, daß so etwas anderswo ganz unmöglich war. . . In Münster habe ich später erfahren müssen, daß man keineswegs überall Anwärtern für die Dozentenlaufbahn Lehraufträge für die Hauptvorlesungen erteilen lassen kann. In Münster überwachten damals sehr eifersüchtig die nicht-beamteten Dozenten die Lehraufträge. Da wurde nicht geduldet, daß noch nicht habilitierte Assistenten große Vorlesungen halten durften. Diese Aufsicht glitt bis in Kleinigkeiten ab.“
- ⁵² Vgl. J. Pieper: Noch wußte es niemand. Autobiographische Aufzeichnungen 1904–1945, München 1976, S. 88: „Das Gehalt eines planmäßigen Assistenten machte mich plötzlich zum wohl-situierten Mann.“ – Josef Pieper hatte in den 20er Jahren eine Assistentenstelle an dem Plenge-Institut (Soziologie) erhalten.
- ⁵³ Pieper, S. 86: „Jeden Morgen wurde mir (von Plenge), ganz für mich allein, ein mehrstündiger Privat-Kolleg gehalten, über – ich hätte fast gesagt: über Gott und die Welt; aber es handelte sich nun ausdrücklich nur um die ‚Welt‘, um die Welt des Menschen. Sie aber lernte ich mit ganz neuen Augen betrachten, und zwar diesmal nicht das Historisch-Gewesene daran, gerade nicht, sondern ausdrücklich das Gegenwärtige und sogar das Zukünftige. Bolschewismus und italienischer Faschismus zum Beispiel wurden mir bedeutet als im Grunde identische Vorübungen für die künftigen ‚Weltarbeitsarmee‘ – eine im Jahre 1928 ziemlich ungewohnte Betrachtungsweise. . . Und doch war dies alles das Gegenteil von abstrakter Konstruktion. Ich hatte eher das Gefühl, ins freie Feld der Empirie zu gelangen.“
- ⁵⁴ Die Reichsassistentenordnung wurde formell in Nordrhein-Westfalen 1966 aufgehoben, doch war die einmal eingetretene verfehlte Rechtsentwicklung nicht ohne dauerhafte Folgen geblieben..
- ⁵⁵ Universität Münster, S. 362 u. 389. – Z. B.: Hermann Wätjen, Aus der Frühzeit des Nordatlantikverkehrs (1932).
- ⁵⁶ 1958, 63jährig, wurde Domagk zum o. Professor in Münster berufen. (Universität Münster, 297). – Zur literarischen, philosophischen und religiösen Entwicklung zusammenfassend: A. E. Dyson, „Literature 1895–1939“ und R. Bambrrough u. W. R. Matthews, „Philosophy and Religious Thought“, in: The New Cambridge Modern History Bd. 12, Cambridge 1968, S. 613–664; zur Entwicklung der Naturwissenschaften: D. Mc Kie, „Science an Technology“, in: NCMH, S. 87–111.
- ⁵⁷ Universität Münster, S. 378.
- ⁵⁸ Universität Münster, S. 483f.

- ⁵⁹ Brüning war der Sohn eines Münsteraner Essigfabrikanten und Weinhändlers, hatte Philologie und Geschichte und anschließend Volkswirtschaft studiert, war 1915 Kriegsfreiwilliger geworden. Später arbeitete er als Referent bei den christlichen Gewerkschaften, deren Geschäftsführer er von 1920–30 war. Seit 1924 Reichstagsabgeordneter des Zentrums und seit 1929 Vorsitzender der Reichstagsfraktion seiner Partei, deren Finanz- und Steuerexperte er war. (Vgl. Heinrich Brüning (Zeitgeschichte in Lebensbildern) hg. R. Morsey, 1973).
- ⁶⁰ C. Schmid, *Erinnerungen*, Bern–München–Wien 1979, S. 152f.
- ⁶¹ A. a. O., S. 153.
- ⁶² A. a. O., S. 153. – Ferner: H. Brüning, *Memoiren 1918–1934*, Stuttgart 1970.

Unter dem Nationalsozialismus 1933–1945

In Preußen war bereits am 20. Juli 1932 mit dem Staatsstreich von Papens, der Absetzung der Regierung Braun-Severing, die demokratische Kulturpolitik beendet worden. Damit war auch die relativ weitgehende staatliche Liberalität gegenüber den Universitäten in Frage gestellt. Mit der „Gleichschaltung“ 1933 kam die preußische Kultusverwaltung unter die nationalsozialistische Regie durch Bernhard Rust. Die Universität Münster sah sich dem Druck örtlicher nationalsozialistischer Gliederungen ausgesetzt. Die Mehrheit der Münsteraner Professoren war bis dahin deutschnational eingestellt gewesen, die Minderheit der katholischen Professoren hatte auf seiten des Zentrums gestanden, traditionell. Georg Schreiber hatte bis 1933 für das Zentrum dem Reichstag angehört. Wenige Professoren sympathisierten mit den Nationalsozialisten. Die Einstellung der Studierenden wird sich nicht wesentlich von der ihrer Lehrer unterschieden haben, allerdings überwog hier wohl der Zentrumsanteil. In der nun entstehenden Krisensituation stellte sich sofort die Frage nach den Grundhaltungen und dem „Ethos“ der Universität. Hier zeigte sich das Dilemma einer Wissenschaft, die sich – fast ausschließlich – als „Beruf“ verstand.

So setzte auch in Münster der Druck auf die Hochschule ein: Einmal von unten, vom „Gau Westfalen“ und den NS-Gliederungen, die über „ihre“ Berliner Kultusverwaltung ihnen mißliebige Universitätsangehörige ausschalten wollten, und direkt von oben, soweit dort eine gezielte Personalpolitik verfolgt wurde. Dabei scheint Albert Vögler, der Vorsitzende der Münsteraner Förderergesellschaft, seit November 1933 NSDAP-Reichstagsabgeordneter (bis dahin DVP), einen mäßigen Einfluß ausgeübt zu haben.

Allerdings ging man in Münster, soweit die Korporation der verfaßten Hochschule in Frage kam, schon vorzeitig in die Knie und paßte sich den Entwicklungen an. Wolfgang Keller überreichte als Rektor am 18. Januar 1933, dem „Reichsgründungstag“ (von 1871), der Studentenschaft die von der früheren preußischen Regierung verbotene Universitätsfahne mit den alten Reichsfarben, ein symbolischer Akt.¹ Am 5. März, fünf Wochen nach der „Machtergreifung“, erließen Rektor und Dekane einen Aufruf zu den bevorstehenden Reichstagswahlen. Anlaß war der Reichstagsbrand. Es war darin vom „unbesiegbarem Willen am nationalen Wiederaufstieg unseres Vaterlandes“ die Rede. Man forderte „alle Kollegen“ auf, „die Reihen fest zusammenzuschließen“ und „alles Trennende von Konfessionen oder Partei zurückzustellen“.² Da in einer Hochschule Worte ein anderes Gewicht haben als anderswo, damit durch Erklärungen ein, wenn auch nicht näher artikulierter Gesinnungszwang ausgeübt werden konnte, enthielt der Text eine Art freiwilliger geistiger Kapitulation. Man war schnell eingeschüchtert. Als am 21. März (der Wahltag war der 5. März gewesen) in Potsdam in einem „Staatsakt“ das Schauspiel der Vermählung von „Preußentum und Nationalismus“ aufgezogen wurde, fand auf Anweisung Rusts eine korrespondierende Veranstaltung in der Aula der Universität Münster statt. Die Teilnehmerzahl wird in der Universitätschronik nicht genannt, wohl aber, daß am Schluß der Feierstunde auf dem Harmonium „Nun danket alle Gott“ angestimmt wurde.³

Rust hatte am 21. April die Neuwahl des Rektors und der Dekane an allen Universitäten angeordnet. Fortan galt das „Führerprinzip“ innerhalb der deutschen Hochschulen: Der Rektor bedurfte der Bestätigung durch den „Reichs- und preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“ (seit April 1934), die Dekane durch den Rektor. Ein lähmender, offener und latenter Zwang war sichtbar geworden, der die nächsten 12 Jahre das universitäre Leben in Münster bestimmte und auch noch nach 1945 lange nachwirkte.

Während die Quellen der Münsteraner Hochschulgeschichte im allgemeinen spröde sind, liegen aus dieser Zeit auch menschlich

unmittelbar ansprechende Dokumente vor. „Die Würde der Universität“, erinnert sich Heinrich Behnke in seinen „Semesterberichten“ (1978), ging mit der Machtübernahme verloren.“⁴ Als Behnke aus den Osterferien 1933 nach Münster zurückkehrte, beobachtete er: „Sobald man in den Bannkreis der Universität kam, merkte man, daß die Beziehungen der Menschen untereinander sich schlagartig verändert hatten. Viele gingen auf Distanz ihren bisher freundlich aufgeschlossenen Kollegen und Nachbarn gegenüber. . . . Ich bekam einen Brief von einem Kollegen, daß ich ihn nicht vor sieben Uhr abends aufsuchen dürfe, weil er sich nicht zu sehr gefährden wolle. Ich erhielt einen anderen Brief, daß es von mir Wahnsinn sei, noch die ‚Frankfurter Zeitung‘ an einem öffentlichen Kiosk zu kaufen.“⁵

Bei den angeordneten Neuwahlen für den Rektor – die letzten geheimen – im April standen der frühere Freikorpsführer Naendrup, „ein älterer Herr ohne wissenschaftliche Reputation“ (Behnke) und ein 60jähriger Kollege, der von sich behauptete, der Kandidat der NSDAP-Gauleitung zu sein, von den Studenten „Vater Abraham“ genannt, zur Wahl. Man wählte den „reaktionären“ Juristen Naendrup anstelle des „sozialradikalen“ Kandidaten. Andere Alternativen hatte man sich nicht gestellt.⁶ Auch die Fakultäten wurden nach dem Führerprinzip neu geordnet. Der von der Evangelisch-Theologischen Fakultät zum Dekan gewählte Stählin wurde von Rust in Berlin nicht bestätigt, stattdessen ein anderer Kollege, F. W. Schmidt, ernannt.⁷ Nachdem die Universität sich kampflos ihrer Schutzwälle gegenüber den „Braunen“ begeben hatte, zog der NS-Alltag auch in die Kollegenschaft der Hochschule ein. Bespitzelungen und Denunziationen zugunsten der eigenen, zuungunsten der Karriere der anderen wurden üblich, peinliche Kontrollen von lose hingeworfenen Bemerkungen der Kollegen. „Äußerungen, die irgendwann einmal zu unkontrollierter Zit gefallen sein sollten und von Dritten im Vorbeigehen oder hinter der Tür aufgefangen waren, konnten auch unter den ernstesten Männern, deren Namen und wissenschaftliche Tätigkeit sonst Qualität und geistiges Abschätzungsvermögen garantierten, zu recht aus-

führlicher Erwägung über die Beurteilung der vermeintlichen Aussage und die Verdammung ihrer früher so geschätzten Kollegen führen. Das war ein Mittel, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Natürlich spielten die Ehefrauen dabei eine gewichtige Rolle.“⁸

Es läßt sich wohl nur aus den offenbar vorhandenen internen Sozialzwängen des Lehrkörpers der Universität erklären, wenn sich die Universitätsangehörigen schließlich sogar zu einem Sonntagsmarsch außerhalb Münsters und zum gemeinsamen Schwimmen auffordern ließen. Allerdings hatten die Professoren soviel Courage, erst am Sonntagnachmittag mit ihren eigenen Wagen zu dem universitären Stelldichein im Freien zu erscheinen. Heinrich Behnke hat diese denkwürdige Szene plastisch beschrieben.⁹ Und doch steckte hinter dieser Farce Ernst. Es läßt sich wohl kaum erklären, wie schnell man sich einschüchtern ließ, sowohl in der öffentlichen wie in der privaten Haltung. „Schließlich kam das Semesterende“ (SS 1933), berichtet Behnke. „Vorlesungen und Arbeiten im Sommersemester waren mißglückt. Die Nerven waren völlig überanstrengt. Das eigene Lebensgefühl lag ganz darnieder. Aber wie ich es sah, konnte es doch nicht sein! Ich war doch nicht der einzige fast noch Gesunde in einem Narrenhaus. Die abgesetzten Kollegen konnte ich mit ihren Meinungen nicht zum Gegenbeweis heranziehen. Und selbst unter ihnen, vor allem unter ihren Ehefrauen, gab es Verteidiger des Nationalsozialismus.“¹⁰

Die letzte Bemerkung Behnkes – über die „Ehefrauen“ – ist vielleicht etwas pauschal. Der geistige Zusammenbruch der Universität Münster 1933 bedürfte noch genauerer, differenzierender Studien. Er war in erster Linie geistiger und moralischer Natur. „Wissenschaft als Beruf“ wurde offensichtlich betont im Sinne von „Wissenschaft als Lebensunterhalt“ verstanden. Vom Ethos der Wissenschaft, Verantwortungsbewußtsein, Augenmaß, Leidenschaft (Max Weber) war wenig die Rede. Hier lag das Versagen. Politischer Widerstand war außerdem von der Universität Münster nicht zu erwarten. Einmal, weil die Mehrheit der Lehrenden aus ihrer deutschnationalen Einstellung keine klaren Ablehnungen des Nationalsozialismus begründen konnte und deshalb auch nicht

wollte, zum anderen spielte die spezifische Soziologie der Universität Münster mit. Denn theoretisch hätte man vermuten können, daß Bürgerschaft, Kirche und Universität, zumindest in passiver Form, gemeinsam hätten Widerstand leisten können. Immerhin hatte das Zentrum als katholisch-demokratische Partei noch bei den Landtagswahlen vom 24. April 1932 in Münster 50,3% (32000 von 63800) der Stimmen erzielt, diesen Anteil auch noch bei den Reichtagswahlen vier Monate später am 31. Juli 1932 gehalten: Das bedeutete quantitativ die absolute Mehrheit für den politischen Katholizismus.¹¹

Bei den Novemberwahlen 1932 fiel der Zentrumsanteil auf 47,3% zurück, aber die NSDAP kam nicht über 24,3%. Nach der Regierungsübernahme durch Hitler am 30. Januar 1933 ging bei den nächsten Reichtagswahlen, die bereits unter politischem Terror stattfanden, am 5. März 1933 der Zentrumsanteil auf 41,6% zurück, die SPD hielt sich mit 7,3%, die DNVP erzielte 9%. Der Anteil der NSDAP stieg plötzlich auf 36,1%.¹² Nach wie vor hatten also die demokratischen Parteien in Münster in den ersten Monaten der NS-Regierung eine Mehrheit der Bürgerschaft hinter sich. Dennoch kam keine irgendwie geartete Kooperation zwischen Universität, Kirche und Stadt – etwa in gemeinsamen Aufrufen – zustande. Die meisten Professoren, von anderen Hochschulen nach Münster berufen, standen mit ihren Familien dem katholischen Milieu Münsters distanziert, wenn nicht gar naserümpfend gegenüber. Von daher werden die in den ersten Monaten 1933 zur Schau getragenen deutschnationalen Bekundungen in der Universität verständlich. Auch die katholischen Theologen waren in der Regel alles andere als Helden, als daß sie sich offen gegen das deutschnationale Spektakel ihrer Kollegen ausgesprochen hätten. Im übrigen war die Hochschule eine Staatsuniversität. Über Berufungen und Abberufungen wurde in Berlin entschieden. Dorthin richteten sich manche bangen professoralen Erwartungen. Das erklärt am besten die Schicksalsergebenheit der Universität 1933.

Gänzlich ungemütlich wurde es in Münster, als die Nationalsozialisten bei den Kommunalwahlen am 12. März 1933 überraschend

40,2% der Stimmen hereinholten, das Zentrum nur noch 39,7% und die mit dem Zentrum in der Stadtverordnetenversammlung kooperierende SPD 6,1%; 24 300 nationalsozialistischen Wählern standen nur noch 24 000 katholische Wähler gegenüber. Angesichts des häufig rüpelhaften Verhaltens der „Braunen“ bedeutete das eine Verunsicherung des kommunalen Milieus der Stadt.¹³ Am 10. Mai veranstaltete die Studentenschaft auf dem Hindenburgplatz eine Aktion „Wider den undeutschen Geist“, die für den gleichen Tag in allen deutschen Hochschulstädten von der Deutschen Studentenschaft vorbereitet worden war. Etwa 1000 Bücher wurden verbrannt.¹² Auch einige Assistenten und jüngere Dozenten, deren Zukunftshoffnungen sich vermutlich auf die Nationalsozialisten richteten, waren anwesend.

Nach einer von der NSDAP inszenierten tumultvollen Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung am 12. Mai zogen NSDAP-Fraktion, uniformierte SA und SS auf den Hindenburgplatz, wo man, wie es hieß, „jüdische und marxistische“ Bücher, die man in der Universitätsbibliothek, der Stadtbücherei und in Münsters Buchhandlungen kollektiert hatte, verbrannte. Am 19. Mai wurden die Spitzen der Stadtverwaltung, darunter der Oberbürgermeister Zuhorn (Zentrum), vom Reichsinnenminister ihrer Ämter enthoben.¹⁴ Zentrumsabgeordnete im Stadtrat legten in den nächsten Wochen ihre Mandate nieder. Zentrumswähler fühlten sich enttäuscht: „Man hörte nichts mehr von Euch“, hieß es in einer Zuschrift in der Münsterschen Morgenpost¹⁵ am 18. Juni. Am 5. Juli löste sich das Zentrum in Münster auf. Damit hatte die Bevölkerung Münsters ihre bisherige politische Führung verloren und war der Willkür der Nationalsozialisten ausgeliefert. Auch von dem 1933 neuernannten Bischof von Galen, bisher Stadtpfarrer in Lamberti, früher Pfarrer in Berlin, wurde nicht allzuviel erwartet. Er galt damals – 1933 – als den „Nazis“ nahestehend.¹⁶

Münsters Nationalsozialisten paßten sich schnell dem lokalen Milieu der Stadt an: Bei der traditionellen Großen Prozession im Juli 1934 marschierten die „Braunhemden“, sei es aus einem Gefühl von

Verpflichtung, sei es auch aus Taktik, jedenfalls folgsam hinter dem Bischof her.¹⁷

Vielleicht angesichts solcher Umstände zeigten gelegentlich Lehrveranstaltungen und kleinere Publikationen der Professoren der Universität Versöhnungsabsichten. So erlag der eine oder andere Geisteswissenschaftler, Jurist oder Theologe der Versuchung, seine Forschungen mit Zutaten aus den neuen weltanschaulichen Moden dem Publikum schmackhafter zu machen. Auch in den beiden theologischen Fakultäten liebäugelten einige Kollegen anfangs mit der nationalsozialistischen „Weltanschauung“. Joseph Lortz sprach von einem „katholischen Zugang zum Nationalsozialismus“.¹⁸ Wilhelm Stählin sprach in einer von der Förderergesellschaft herausgegebenen Schrift „Das Reich als Gleichnis“¹⁹ von dem „Tatbekenntnis von Befehl und Gehorsam als einer echten und wesentlichen Form menschlicher Gemeinschaft“²⁰, fügte aber zugleich abwehrend hinzu: „Von einem neuen deutschen Imperium zu träumen, das seine Herrschaft über andere Völker aufrichtet, ist eine politische Romantik, die den Sinn der Stunde verfehlt“.²¹

Inzwischen hatte der neue, mit Zustimmung der nationalsozialistischen Regierung 1933 ernannte 58jährige Bischof von Galen, seiner Veranlagung nach kaum ein Wissenschaftler, begonnen, die in seinem Bistum kursierenden NS-Schriften aufmerksam zu studieren. In seinem Fastenhirtenbrief vom 29. Januar 1934 verurteilte er die dort propagierte „Anbetung der Rasse“ als unchristlich. Er ließ von einer kleinen Gruppe von Wissenschaftlern (Theologen und Kirchenhistorikern) eine Widerlegung des ebenso krausen wie damals weitverbreiteten „Mythos des 20. Jahrhunderts“ (1930) des NS-Ideologen Rosenberg erarbeiten. Die Schrift kam Ende 1934 heraus.²² Darauf luden Münsters Parteigenossen Rosenberg zu ihrem Gauparteitag 1935 ein. In seiner Rede auf dem Neuplatz (Hindenburgplatz) richtete Rosenberg seine verbalen Invektiven gegen Galen. Der folgende Tag, der Montag der traditionellen „Großen Prozession“ in Münster, wurde zu einer Gegendemonstration der katholischen Bevölkerung. Die Zahl der Teilnehmer soll um 7000 auf 19000 gegenüber dem Vorjahr angestiegen sein. Seitdem

nahmen die latenten Spannungen zwischen den Kirchengemeinden und den NS-Parteileitungen in Münster nicht mehr ab, wenn es auch nicht zum offenen Konflikt kam.

Galen wurde im Januar 1937 zusammen mit einigen anderen deutschen Bischöfen, darunter sein Vetter, der Berliner Bischof von Preysing, von Papst Pius XI. nach Rom zu einer Besprechung der Vorbereitung einer päpstlichen Enzyklika gegen den Nationalsozialismus eingeladen. Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ ist auf den 14. März 1937 datiert. Sie wurde heimlich in Deutschland gedruckt, verteilt und in den Kirchen verlesen.²³ Der Verlag Regensberg, der den Text in Münster druckte, wurde daraufhin entschädigungslos enteignet. In dem Rundschreiben hieß es:

„Wer die Rasse, oder das Volk, oder den Staat, oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung – die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehrengewürdigen Platz behaupten – aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte, macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge. Ein solcher ist weit von wahren Gottesglauben und einer solchem Glauben entsprechenden Lebensauffassung entfernt.“²⁴

Die Leitung der Provinzialverwaltung war im November 1933 Karl-Friedrich Kolbow übertragen worden, von Beruf Diplombauingenieur. Er galt als idealistischer Nationalsozialist, erklärte bei seinem Amtsantritt, mit der „schwarzen“ Provinzverwaltung personell aufräumen zu wollen,²⁵ suchte dann aber in den folgenden Jahren die Selbständigkeit der provinziellen Selbstverwaltung gegenüber Übergriffen von außen (und oben) zu behaupten. Die Funktion des Kurators der Universität (Verwaltung) war inzwischen dem Gauamtsleiter der NSDAP Curt Beyer übertragen worden. Das Verhältnis zwischen Professoren und Universitätsverwaltung gestaltete sich bis 1945 unerquicklich. Mit Beginn des

Kriegs 1939 wurde das Klima an der Hochschule noch drückender. Die Mobilmachung fiel in die Semesterferien.²⁶

Wie dachte und fühlte man damals nach Kriegsbeginn in der Hochschule? Behnke notiert: „Zunächst änderte sich nicht viel. Die Universität wurde für ein Semester geschlossen. Die meisten nahmen den neuen Zustand als eine gewaltige Naturerscheinung hin, zu der man innerlich keine Stellung zu nehmen brauchte. Eine Begeisterung wie 1914 gab es nicht. Die älteren Ehefrauen, deren Männer schon im Ersten Weltkrieg gestanden hatten, berichteten von der Verzweiflung ihrer Ehemänner. Wir dachten, mit solchen Leuten könne man doch keinen Krieg führen. Aber die Partei- und Militärkreise waren des Erfolges sicher und immer gehobener Stimmung.“²⁷ Es ist auffallend – aus der historischen Perspektive – wie unpolitisch die Universität Münster innerhalb von 70 Jahren, verglichen mit dem Jahrzehnt 1870–1880, geworden war. Natürlich war es riskant, sich öffentlich und kritisch zu äußern. Aber man dachte auch gar nicht an die Möglichkeit. Aus „Professoren“ waren „Private“ geworden.

Nachdem sich in Westfalen die „Bekennende Kirche“ gegen die von den Nationalsozialisten inspirierten „Deutschen Christen“ gebildet hatte, stellte sich auch eine Entscheidungsfrage für die Evangelisch-Theologische Fakultät. „Die Jahre des nun folgenden Kirchenkampfes“, schreibt Robert Stupperich, „haben die Fakultät stark in Mitleidenschaft gezogen. War das erste Jahr noch bei vielen eine Zeit des Schwankens, so zeichnete sich bald bei der Mehrheit eine feste Haltung ab. Die Ereignisse trugen das ihre dazu bei. Es gab nur wenig Abweichler.“²⁸ Sieben evangelische Theologen teilten in einem Schreiben vom 15. April 1935 Rust mit, daß sie es als ihre Pflicht ansähen, in innerkirchlichen Streitfragen Stellungnahmen abzugeben. Sie bezeichneten sich als Anhänger der Bekennenden Kirche, die sich der vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche unterstellt hatte. Der Schritt hatte keine unmittelbaren Repressionen aus Berlin zur Folge.²⁹

Am 25. Oktober 1939 war dem Münsteraner Dozenten Gerhard Domagk der Nobelpreis für seine Forschungen auf dem Gebiet der

antibakteriellen Chemotherapie verliehen worden. Er konnte den Preis nicht in Empfang nehmen, da Hitler seit dem Fall Ossietzky allen Deutschen die Annahme des Nobelpreises verboten hatte. Die Universität lud Domagk ein, zum Tag der „Machtergreifung“ Hitlers am 30. Januar 1941 über sein Forschungsgebiet zu sprechen. Das war tatsächlich ein öffentliches, wenn auch symbolisches Zeichen der „reservatio mentalis“ gegenüber der damaligen deutschen Politik. Der Vortrag trug den Titel „Die Bedeutung der Infektionskrankheiten und der Wundinfektion und ihre Bekämpfung in Krieg und Frieden“. Er wurde im Heft 18 der Schriftenreihe der Förderergesellschaft veröffentlicht. Am Schluß des Vortrags wies Domagk auf die allgemeine humanitäre Bedeutung der neuen medizinischen Erkenntnisse hin, mit deren Hilfe – in Anspielung auf die NS-Ideologie – auf andere Weise als durch Krieg „neue Lebensräume“ erobert werden könnten. Die Anwendung der neuen Antibiotika, so führte er aus, werde es ermöglichen,

„daß in Deutschland auf demselben Lebensraum, den andere Völker für sich beanspruchen, mehr Menschen leben können als anderswo – und glücklicher. Diesem Wollen sei unsere ganze Kraft gewidmet.“³⁰

Noch ein Blick auf die innere Entwicklung der Universität. Mit Hilfe des Gesetzes über die „Wiederherstellung des Berufsbeamten­tums“ (1933) – eine euphemistische Bezeichnung – waren einige Professoren entlassen oder suspendiert worden.³¹ Bei den katholischen Theologen hatte der konfliktfreudige Elsässer Josef Schmidlin sich nicht den Mund verbieten lassen und in seinen Vorlesungen offen die NS-Politik kritisiert. Er wurde 1933 vorzeitig „entpflichtet“. In den Jahren 1933 bis 1939 führte er seine vierbändige „Papstgeschichte der neuesten Zeit“, eine Kirchengeschichte des 19./20. Jahrhunderts zu Ende, die sich methodisch dadurch auszeichnete, daß sie die im Vatikan gesammelte kirchliche Presse aus der ganzen Welt einschließlich der USA auswertete und dadurch eine ungewöhnliche Breite und Dichte der Darstellung gewann, wie sie bei den deutschen Historikern des 20. Jh. selten zu finden ist. Er starb am 10. Januar 1944 im Konzentrationslager Schirmeck.³²

Georg Schreiber, durch sein politisches Engagement unliebsam aufgefallen – er war noch 1934 an den Verhandlungen um das Reichskonkordat beteiligt gewesen – wurde 1935 nach Braunsberg/Ostpreußen „versetzt“. Es gelang ihm aber, in Münster zu bleiben, da er im folgenden Jahr „aus Gesundheitsgründen“ emeritiert wurde.

Den Medizinern – so Richard Toellner – fiel der „Rückzug ins Unpolitische, der Rückzug ans Krankenbett oder in das Laboratorium leicht“.³³ 1934 wurde Plenges „Forschungsinstitut für Organisationslehre und allgemeine und vergleichende Soziologie“ durch eine Verfügung des preußischen Kultusministers aufgelöst. Plenge schrieb am 1. April 1934 an Vögler und bat ihn eindringlich um eine Intervention, um sein Institut vor „dem Zerstörungswillen des preußischen Kultusministers“ zu retten.³⁴ Durch Verhandlungen konnte das Institut noch für ein Jahr gehalten werden.³⁵

Inzwischen versuchte die NS-Kulturpolitik, die seit Jahrzehnten ständig anwachsenden Universitäten gewissermaßen „einzufrieren“. Für Münster wurde eine Gesamtfrequenz von 2500 Studenten festgesetzt, das war der Stand von 1914. Von der Jugend erwartete man andere als geistige Leistungen. Tatsächlich wurden von der NS-Kulturpolitik vor allem potentielle Studierende, zumal die weiblichen – eine wissenschaftliche Bildung und Ausbildung der Frauen widersprach allen NS-Idealen – weitaus härter getroffen als die Hochschullehrer, für die die Dinge in Münster entgegen ihren Befürchtungen noch verhältnismäßig glimpflich abliefen. Der Lehr- und Forschungsbetrieb scheint nicht übermäßig „ideologisiert“ worden zu sein, zumindest nicht viel mehr als es bereits vor 1933 der Fall war, das gilt auch für die geistes- und literaturwissenschaftlichen, juristischen und theologischen Fächer. So zeichneten sich – etwa die von der Förderergesellschaft unterstützten – Habilitationen und Dissertationen weniger durch eine deutsche Ideologie als (in den Geisteswissenschaften) durch die Enge des Horizonts und Schlichtheit der Fragestellungen aus.³⁶

Die Universität Münster konnte aber auch noch, aus den Anregungen der 20er Jahre schöpfend, einige größere wissenschaftliche

Leistungen vorweisen. Der Kirchenhistoriker Joseph Lortz brachte 1939/40 seine zweibändige Geschichte der „Reformation in Deutschland“ heraus, die sich von der bisher üblichen konfessionellen Darstellung weit abhob und den gesamten Komplex der Reformation einschließlich deren politisch-sozialer Bedingungen, besonders die Beurteilung der Person Luthers, in einem neuen Licht zeigte und nachhaltig die Vorstellungen über das 16. Jahrhundert, auch in der internationalen Forschung, veränderte³⁷. Bei den Germanisten entdeckte Jost Trier – offensichtlich mitangeregt durch den aktuellen Zeitgeist – die „Wortfelder“ in der deutschen Sprache. Das war zweifellos originär und gekonnt, wenn auch nicht ganz frei von Neigungen zu Archaismen.³⁸ Darüberhinaus nutzten die Germanisten die Gunst der Stunde. Deutsch war „in“. Manchem mochte es scheinen, als sei die Germanistik in Schule und Hochschule die Theologie von ehemals geworden, mit Herrschaftsanspruch und Zensurandrohung.

Die Studentenzahlen nahmen seit 1933 weiter ab. Das universitäre Leben stagnierte.³⁹ Mit Kriegsbeginn wurde es fast still in den Hörsälen und Seminaren. Behnke erinnert sich: „Es kam der Sommer 1939. Die Hörsäle waren leer. Die Einsamkeit im großen Komplex der Universitätsgebäude war besonders auffallend. Auch mein Doktorandenseminar war ausgetrocknet. Schließlich hatten alle Mitglieder Examen gemacht. In der Mathematik gab es statt vorher fünfhundert nur noch (alle Jahrgänge zusammengezählt) fünfundzwanzig Studenten. Viel besser war es schon im letzten Jahr nicht mehr gewesen.“ Die Zahlen illustrieren vielleicht mehr als alles andere den Rückschlag, den die Universitäten innerhalb weniger Jahre erlitten hatten.

1939 sei, so meint Gordon A. Craig, ein großer Teil der Studentenschaft an deutschen Universitäten wegen der „antiintellektuellen Ausrichtung ihres Unterrichts und der fehlenden Vermittlung grundlegender Fertigkeiten und Arbeitsmethoden“ kaum noch zu wissenschaftlicher Arbeit befähigt gewesen. Insgesamt seien die Universitäten selbst ein Teil jenes allgemeinen kulturellen Verfalls unter der Herrschaft des Nationalsozialismus gewesen und hätten,

da sie ihrer tüchtigsten Lehrer beraubt worden seien, kaum gegen den Verlust kultureller Wertmaßstäbe Widerstand leisten können.⁴⁰

Wenn auch generell festgestellt werden muß, daß die rund 160 Lehrenden an der Universität Münster seit 1933 primär auf Sekurität bedacht waren, so lehrte doch jetzt in ihrer Mitte ein Philosoph – und das war eine Ausnahme –, der in seinen schriftlichen Arbeiten wie Vorlesungen und Gesprächen seinen Hörern die Insekurität menschlichen Lebens zu erklären versuchte: Peter Wust. „Unge-
wißheit und Wagnis“ hieß der Titel seiner bekannten Schrift von 1937. Von seiner nachdenklichen Art des Philosophierens ging eine Faszination aus, die nicht nur Studierende erfaßte, sondern andere Leser und Hörer außerhalb der Stadt, auch außerhalb Deutschlands, anzog. Sein christlicher Existentialismus sprach von der „Geborgenheit in der Ungeborgenheit“, setzte sich aber zugleich von den Existentialismen Heideggers und Jaspers ab. In Münster hatte man in diesen bedrückenden NS-Jahren Anschluß an das europäische Philosophieren gefunden. Ein Kreis von Freunden sammelte sich um Peter Wust.

Aber er entsprach in seiner Haltung nicht ganz dem Sozialcode einer Münsteraner Professur und sah sie auch nicht primär als Erwerbszweig. Er hielt mehr auf seine eigene Leistung als auf seine akademischen Titel. Bereits bei seiner Berufung am 14. Oktober 1930 hatte es erhebliche Schwierigkeiten gegeben. Er war bisher Studienrat gewesen, wohl durch einige Publikationen bekannt, aber nicht habilitiert. So hatte die Philosophische Fakultät seine Berufung abgelehnt und auch später noch den „Studienrat“ seine Herkunft spüren lassen. Durchgesetzt hatte die Berufung schließlich der damals seit kurzem amtierende preußische Kultusminister Adolf Grimme (SPD) durch eigene Entscheidung.⁴¹

Wust hat in seiner Autobiographie „Gestalten und Gedanken“ (1940) seine Herkunft und seinen philosophischen Weg beschrieben. 1884 in Rissenthal (Saarland) geboren, wuchs er in einem kargen, abgeschlossenen Milieu auf. Der Pfarrer entdeckte seine Begabung, förderte und unterrichtete ihn in Latein, sorgte für eine

Schulbildung. Als Student kam sich der junge Wust in der liberalaristokratischen Hochschulwelt (Berlin, Straßburg) – wie viele andere (ohne sich dessen immer bewußt zu sein) – verloren vor. Er entdeckte die „Metaphysik“, er empfand und beschrieb den Vorgang als eine epochale Erneuerung. Max Scheler, der an der 1919 gegründeten Universität Köln lehrte, bestärkte ihn. In der Weimarer Demokratie, mitgeschaffen durch den Zentrumsolitiker Matthias Erzberger, entdeckte Wust, daß sich neue Lebenschancen auch für ihn, den Katholiken, eröffneten. Allerdings interpretierte er diese Erfahrungen nicht soziologisch, sondern philosophisch. Er empfand die Veränderungen im katholischen Leben der zwanziger Jahre – kulturell – als den Ausbruch aus einem über hundertjährigen katholischen Ghetto. Zwanzig Jahre lang arbeitete er als Studienrat (Berlin, Neuß, Trier, Köln). Damit verdiente er den Unterhalt für seine Familie. 1920 brachte er seine Untersuchung „Die Auferstehung der Metaphysik“ heraus, weitere Arbeiten folgten.⁴² Aber der Zugang zur Hochschule, auf den er hoffte, schien bis 1930 verschlossen.

Sein Münsteraner Philosophieren (und immer auch ein wenig: Grübeln) blieb einfach und fromm, diszipliniert, auch schulisch, vor allem aber nicht historisierend-flüchtig. „Ungewißheit und Wagnis“ (1937) deutete die Parabel vom „verlorenen Sohn“, mit dem Wust sympathisierte und dessen Haltung er philosophisch rechtfertigte. Die Parabel gibt der ungesicherten menschlichen Person einen philosophisch begründeten Halt und Stellenwert. Das war die Leistung Peter Wusts, die überzeugte. Er gab insofern keine politische Antwort auf die äußere Situation der dreißiger Jahre, seine Überlegungen boten auch keine Handhabe zum handelnden Widerstand. Das lag ihm nicht. Aber sie boten einen wirksamen Schutz der Persönlichkeit: den gedanklichen Widerstand gegenüber den „Ismen“ und Ideologien dieser Jahre.

Seine Wohnung hatte Wust in dem damals noch ländlichen Mecklenbeck genommen. Dort traf man sich abends. Das Städtische lag ihm nicht, obwohl er sich darum bemühte: „Mit Ausdauer und Vergnügen besuchte Wust in Münster auch das Café Schucan.

Dort las er Zeitungen und traf sich mit Bekannten und fremden Leuten, die er über alle möglichen Tagesneuigkeiten befragte. Trotz solcher Versuche, Tuchfühlung zu gewinnen, war er eher weltfremd. In vielen Dingen des Alltags hatte er eigensinnige Auffassungen, was oft zu Konflikten führte.“⁴³ 1939 mußte Wust seine Lehrtätigkeit wegen einer Krebserkrankung aufgeben. Er starb im folgenden Jahr im Alter von 56 Jahren. Sein kurzes schriftliches Abschiedswort kursierte bald unter den früheren Schülern und jetzigen Soldaten an der Front:⁴⁴

Münster, den 18. Dezember 1939

Meine lieben Schüler!

Bereits am 14. Februar dieses Jahres habe ich mich nach der Morgenvorlesung von Ihnen auf dem Katheder verabschiedet. Eine dunkle Ahnung sagte mir damals, daß es das letzte Mal gewesen sei, wo ich zu Ihnen sprechen durfte.

In den letzten Monaten sind nunmehr Wünsche aus dem Schülerkreis an mich herangekommen, ich möchte doch noch ein paar Worte zum Abschied, zum letzten Abschied an Sie richten. Da meine Kräfte sich bereits sehr vermindert haben, ist es freilich für mich schwer geworden, mich zu einem solchen „Schlußwort“ aufzuraffen. Es kann auch nicht viel sein, daß Sie daran die Liebe erkennen werden, in der ich Ihnen seit neun Jahren verbunden war und bis heute verbunden bin.

Metanoiete – das ist der Ruf, der seit den Tagen Napoleons immer lauter unter der europäischen Intelligenz erklingt: Metanoiete – dieser Ruf zieht sich durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch und verstärkt sich im 20. Jahrhundert bis zum Kanonendonner der beiden großen Kriege.

Eine gewisse Unseligkeit beginnt sich auf den Zügen der Intelligenz anzukündigen, und was diese Unseligkeit andeutet, das liegt alles beschlossen in dem tiefen Wort, das Augustinus einmal, ganz von der eigenen Erfahrung bestimmt, in den „Confessiones“ geprägt hat. „Jussisti enim, deus, ut sibi epe sit poena omnis inordinatus

animus“. – „Du hat es so geordnet, Gott. daß sich selbst zur Strafe wird ein jeder ungeordneter Geist.“ Die Intelligenz des Abendlandes bestätigt, ohne es zu wollen, in den schweren Geisteskämpfen des 19. und 20. Jahrhunderts diesen tiefen, erschütternd tiefen Gedanken Augustins.

Adventsgedanken also sind es, wie Sie sahen, die mich in den letzten Wochen, besonders in den langen schlaflosen Leidensnächten, von Grund auf erfüllten: Adventsgedanken als das Tiefdringende „Metanoiete“, das seit Tagen des alternden Goethe, seit den Tagen des Hölderlin und des Novalis und des Heinrich von Kleists, bis in unsere Gegenwart hinein, bis zu Heidegger und Jaspers und Karl Barth, die tiefer erlebenden Geister von innen her zu einer großen Wende des Daseins aufgerufen hat.

Ich bin dem liebenden Gott in meiner jetzigen Leidenszeit für zwei Dinge besonders dankbar. 1. Dafür, daß er mich immer deutlicher in meinem Leben die Wahrheit dessen, was es um Christus ist, hat sichtbar werden lassen. 2. Daß er mit auf dem Katheder in den neun Jahren meiner Münsterer Lehrtätigkeit die Kraft und die große Gnade verliehen hat, diese Wahrheit auch in aller Öffentlichkeit zu bekennen. Dieses Bekenntnis war, ich weiß es, oft sehr schwer, weil es gefahrvoll war. Aber: Ich habe auf die Gnade hin alles gewagt, und ich weiß jetzt: „Non confundar in aeternum!“

Und wenn Sie sich nun noch fragen sollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich nicht einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könne, dann würde ich Ihnen antworten: „Jawohl“. – Und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die Reflexion, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das Gebet. Das Gebet als letzte Hingabe gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv.

Damit aber will ich mein „Schlußwort“ schließen, meine lieben Schüler und Schülerinnen. Vielleicht darf ich noch einmal mit Ihnen in dieser Welt Weihnachten feiern. Beten Sie also in diesen kommen-

den Tagen noch einmal in ganz besonderer Weise für mich. Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Zukunft.

Und nun grüße ich Sie herzlichst noch einmal mit einem kindlich frohen: Auf Wiedersehen!

Ihr ergebenster
Peter Wust

Die vierte Auflage dieses Abschiedswortes wurde am 29. September 1942 von der Gestapo beschlagnahmt. In Peter Wust hatte die Universität Münster in den dreißiger Jahren einen Professor: einen „Bekenner“, wie es der Übertragung des Wortes ins Deutsche entspricht. War er der einzige?

In den vierziger Jahren entstand in Münster noch einmal ein geistiger Widerstand: diesmal außerhalb der Hochschule. Am 13. Juli 1941 trat Clemens August Graf von Galen auf die Kanzel von Lamberti und hielt die erste seiner drei Predigten gegen die NS-Regierung. Es ging zunächst um kirchliche Rechte, die gewaltsame Auflösung von Ordensgemeinschaften. Von Galen berief sich dabei auf das Reichskondordat von 1934. Es folgte die Anklage gegen das Euthanasieprogramm. Der Bischof wurde zum Rebell. Das wirkte weit über die Grenzen Münsters hinaus; auch außerhalb Deutschlands horchte man auf. „In diesem Waffengang“, schrieb Georg Schreiber später, „werden ungeheure Spannungen aufgedeckt.“⁴⁵

Joseph Goebbels kam nach Münster, um auf einer Veranstaltung in der Münsterlandhalle mit Galen abzurechnen. Er besprach sich zuvor mit Curt Beyer, dem Universitätskurator. Beyer riet ab: „Beyer fragte den Minister, worüber er zu sprechen gedenke. Goebbels erwähnte, daß er einen Großangriff auf Galen unternehmen würde. Aber es wurde ihm von Beyer bedeutet, das sei eine Unmöglichkeit. Die Bauern draußen habe man schon verloren. Man wolle nicht weitere Einbußen in der Stadt erfahren. Der Minister war betroffen. Aber er war klug genug, am Abend ein anderes Thema zu wählen.“⁴⁶

Endlich, zum ersten Mal seit acht Jahren, seitdem sich die öffentliche Repräsentanz der Stadt von den NS-Gruppen sang- und

klanglos hatte absetzen lassen, war in Münster – aus dem Mund des bischöflichen Einzelgängers – ein offenes, klares, vor allem aber öffentliches Wort zu hören gewesen. Im Münsterland atmete man auf. Das mutige und entschlossene Auftreten Galens hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Von Berlin aus wurden die Euthanasiemaßnahmen vorerst gestoppt. Es zeigte sich, daß Widerstand, wenn er durchdacht war und geleistet wurde, die NS-Gewaltigen zwang, zurückzuweichen.⁴⁷ Die Universität verharrte indessen weiter in ihrer geduckten Haltung. „Das Regime an der Universität wurde unter dem Eindruck der Ereignisse des Jahres 1940 völlig militariisiert“, schreibt Behnke.⁴⁸ Versuche, auch die Förderergesellschaft in die NS-Gliederungen aufzunehmen, die 1942 von dem Gauleiter Alfred Meyer ausgingen, kamen nicht zum Zug.

Über die Arbeit der Hochschulorgane berichtet Behnke kommentierend: „Nie habe ich Fakultätssitzungen als so bedrückend und überflüssig gefunden wie in jenen Tagen. Es war völlig gleichgültig, was man sagte. Bevor man sich äußern durfte, war de facto schon alles entschieden. Zum Schluß der Sitzung gab es dann vertrauliche politische Informationen. Die waren so dumm, daß man bei der Mitteilung, sie kämen von höchsten politischen Stellen, etwa dem Minister, erschrak. Die meisten Professoren aber nahmen alles ohne erkennbare Reaktionen hin. Das Nazitum hatte mit den Siegen von 1940 und 1941 seine schrankenlose Macht gezeigt. Ihr galt es sich deshalb anzupassen. Nur kindliche Menschen würden darüber lamentieren.“ Diese nachträgliche Interpretation Behnkes verkürzt doch vielleicht etwas.⁴⁹ Währenddessen schrumpften die Studentenzahlen weiter. Die Studiengänge kamen fast zum Erliegen. Die „Studentenführung“ drängte zudem auf Übernahme freiwilliger Arbeitsplatzverpflichtung in den Fabriken und auf dem Land. Der Rektor wehrte allerdings ab.⁵⁰

Die ersten Bomben fielen auf Münster. Am 10. Oktober 1943 wurde die Altstadt getroffen, der Dom und das Rathaus. Der Studienbetrieb wurde noch stiller. Einige Professoren hielten ihre Vorlesungen nur noch vor drei Hörern ab. 1944 wurde der Lehrbetrieb ganz eingestellt. Geistig war man völlig isoliert. Buchveröf-

fentlichungen waren kaum noch möglich. Literatur aus dem Ausland konnte und durfte nicht beschafft werden. Stattdessen konnte man ausgiebig die Kriegsberichterstattung verfolgen. Immerhin standen die deutschen Universitäten untereinander noch weiterhin in Kontakt.

Am 12. September 1944 und am 18. November 1944 erlebte die Stadt die nächsten schweren Bombenangriffe, die vor allem zivile Einrichtungen trafen, die Innenstadt, die Hafenanlagen und die Universitätsgebäude, darunter auch das Gebäude der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät am Domplatz.⁵¹ Professoren, deren Häuser und Wohnungen zerstört waren, suchten außerhalb der Stadt eine Unterkunft.

Die Förderergesellschaft unterstützte während der NS-Zeit überwiegend geisteswissenschaftliche Arbeiten. Bestrebungen der NS-Gauleitung zu einer Umorganisation unter Einschluß örtlicher NSDAP-Gruppen wurden von der Gesellschaft abgewehrt. Vögler, der erste Vorsitzende, war vor 1933 einer der wenigen einflußreichen Ruhrindustriellen gewesen, die den Aufstieg Hitlers zur Macht gefördert hatten.⁵² Vergeblich hatte er Ende 1932 gemeinsam mit dem Bankier Schröder eine Petition an den Reichspräsidenten Hindenburg aufgesetzt, Hitler zum Kanzler zu ernennen.⁵³ Am 20. Februar 1933 nahm er auf Einladung Görings gemeinsam mit Krupp von Bohlen und anderen Industriellen, insgesamt etwa 25, an einer Besprechung in Berlin teil. Es wurde beschlossen, für die bevorstehenden Reichstagswahlen am 5. März 3 Millionen Mark für die NSDAP aufzubringen.⁵⁴ 1933 wurde Vögler Mitglied des Generalrats der Wirtschaft und seit 1942 Mitglied des Rüstungsrats des Reichsministeriums für Bewaffnung und Munition sowie des Industrierats beim Oberkommando der Wehrmacht. Gemeinsam mit Speer leitete er die Organisation der deutschen Rüstungswirtschaft. Speer hat Vögler mehrfach in seinen Erinnerungen erwähnt. Aus der Zeit wenige Monate vor Ende des Krieges, im November 1944, berichtet er über das folgende Gespräch mit Vögler:

„Als ich in der gleichen Zeit mit Albert Vögler zusammentraf, um die durch die Fliegerangriffe verzweiflungsvoll gewordene Lage an der Ruhr zu besprechen, fragte er mich unverblümt: ‚Wann wird endlich Schluß gemacht?‘ Ich deutete ihm an, daß Hitler in einem letzten Versuch alles zusammenfassen wolle. Hartnäckig setzte Vögler fort: ‚Aber er ist sich doch im klaren darüber, daß danach Schluß sein muß? Wir verlieren zu viel Substanz. Wie soll ein Aufbau möglich sein, wenn die Zerstörungen in der Industrie auch nur einige Monate so weitergehen?‘ ‚Ich glaube‘, erwiderte ich, ‚daß Hitler damit seine letzte Karte ausspielt und das auch weiß.‘ Vögler blickte mich skeptisch an: ‚Natürlich ist es seine letzte Karte, nachdem unsere Produktion an allen Enden zusammenbricht. Wird diese Aktion gegen Osten sein, um uns dort Luft zu schaffen?‘ Ich wich mit meiner Antwort aus. [Sie war für den Westen geplant.] ‚Bestimmt wird es an der Ostfront sein‘, meinte Vögler, ‚kein Mensch kann die Verrücktheit begehen, den Osten zu entblößen, um im Westen den Gegner aufhalten zu wollen.“⁵⁵

Vögler war seit 1917 Mitglied der 1911 von Adolf von Harnack gegründeten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der späteren Max-Planck-Gesellschaft. 1920 wurde er in deren Senat gewählt. 1940 trat er die Nachfolge von Carl Bosch als Präsident der KWG an. In dieser Funktion regte er, wie Speer berichtet, die Förderung der deutschen Kernforschung der Kriegsjahre an. Vögler nahm sich am 14. April 1945 bei dem Einmarsch der Amerikaner in Dortmund das Leben.

¹ Chronik der WWU 1932/33 (1934), S. 7.

² Universitätschronik 1932/33, S. 26. – In dem Aufruf hieß es ferner: „Das brennende Reichstagsgebäude sollte das Zeichen sein zum furchtbaren Bürgerkrieg. Dem Wahnsinn des Kommunismus ist die Mordwaffe aus der schon zum Stoße erhobenen Hand geschlagen worden“ (A. a. O.).

- ³ Universitätschronik 1932/33, S. 29.
- ⁴ H. Behnke, Semesterberichte. Ein Leben an deutschen Universitäten im Wandel der Zeit, Göttingen 1968, S. 11. Ferner: „Eines Tages – es war schon das Ende des Wintersemesters bemerkbar – lagen auf den leeren Plätzen der Astadie leuchtend rote Flugblätter der NS-Partei. Spontan kritisierten Kratzer und ich das. Scholz wollte es verteidigen, zögerte aber dann. Mir war das unheimlich. H. Scholz nahm die äußerste Korrektheit für sich in Anspruch. Außerdem pflegte er schnell zu reagieren und das besonders, wenn ihm der akademische Raum gefährdet erschien. Und nun diese lahme Ente! Das war ein Signal. In den folgenden Tagen war Karneval. Ein Trubel überschwemmte alles andere. So ging das Wintersemester 32/33 noch in menschlichen Bahnen zu Ende.“
- ⁵ Behnke, S. 118.
- ⁶ Behnke, S. 119.
- ⁷ R. Stupperich, Die Ev.-Theol. Fak. der Universität Münster, in: Universität, S. 246.
- ⁸ Behnke, S. 120.
- ⁹ Behnke, S. 121. „Am Nachmittag kam der Lehrkörper mit Autos hinauf. Die Teilnehmer des Marsches lagen auf einer großen hügeligen Wiese. Auf einem Hügel stand, nur mit einem Badedreieck bekleidet, ein Jüngling mit einem Megaphon. Er versuchte vergeblich, die Versammlung zu leiten. Auf einem anderen Hügel stand der Rektor und sprach über militärische Dinge, auf einem dritten der bärtige Mann und setzte langatmig auseinander, wie er die Freiheit der Wissenschaft und den blinden Gehorsam gegenüber ‚dem Führer‘ miteinander verbinden könne. Ängstliche Gemüter aber hielten sich in dem Tal zwischen den beiden Gewaltigen auf, um nicht bei einer der beiden Parteien eine schlechte Note zu bekommen. Die Kollegen aus der Kath.-Theol. Fak. liefen auf der Wiese zwischen den Kleidungsstücken der Studenten kopfschüttelnd einher. Am Rande des Feldes spielte sich inzwischen eine Tragödie ab, die in den nächsten Tagen mit dem Selbstmord eines Professors endete. Es war schon der zweite durch die politischen Spannungen dieser Tage ausgelöste Selbstmord dieses Sommers in unserem Kreise.“ – Gemeint ist hier Paul Krause, Mediziner, Rektor von 1930/31, der am 20. Februar 1934 ankündigte, sich das Leben zu nehmen. In dieser Erklärung führte er aus: „Gott schütze die deutschen Universitäten und ihre Lehrer. Möge der furchtbare terroristische Druck, die Verfolgung, welche ungerecht und überflüssig ist, aufhören.“ Krause nahm sich am 7. Mai 1934 das Leben (Westfälische Nachrichten, Beilage „200 Jahre Universität Münster, 1980).
- ¹⁰ Behnke, S. 126.
- ¹¹ Am 31. Juli 1932 entfielen bei den Reichstagswahlen in Münster auf: Zentrum: 50,3%, SPD: 9,9%, Deutsche Staatspartei: 0,3%, DVP: 1,2%,

NSDAP: 24,8%, KPD: 5,6% (J. Kuropka, Geschichte original – am Beispiel der Stadt Münster 2: Machtergreifung und Nationalsozialismus, Münster, 1978, S. 12).

¹² A. a. O.

¹³ Sitze in der Stadtverordnetenversammlung 1933: NSDAP: 20, Zentrum: 19, SPD: 3, Mittelstandspartei: 2, DNVP: 3, KPD: 1 (Kuropka, S. 12).

¹⁴ Kuropka, S. 8 f.

¹⁵ Kuropka, S. 9.

¹⁶ Vgl. J. Pieper I, S. 105: „Andererseits ist es einfach unzutreffend, daß – im Sommer 1933 – im ganzen Bistum eitel Jubel und Begeisterung geherrscht habe, als für die Neubesetzung des Bischofsstuhles der Name ‚Galen‘ genannt wurde, nachdem übrigens zuvor das völlig Ungewöhnliche geschehen war, daß der für dieses Amt vorgesehene und fast schon ernannte Prälat es mit der Angst bekommen und die für seine Person allzu schwere Bürde abgelehnt hatte. Und keineswegs ist es so gewesen, daß man in Galen sogleich den großen Gegenspieler gegen die Gewaltherrschaft gewittert hätte. Eher das Gegenteil ist richtig. Der streitbare Pfarrer von Lamberti galt, vor allem bei seinen Mitbrüdern, kurz gesagt als „Nazi“, wie man ihn auch früher schon, in seiner Berliner Zeit, nicht ohne Grund, eher für einen Deutsch-Nationalen als für einen Zentrumswähler gehalten hatte.“

¹⁷ Pieper I, S. 107 f.

¹⁸ Reich und Kirche, Münster 1934².

¹⁹ Schriften der Ges. z. Förd. d. WWU 16, 1933.

²⁰ A. a. O., S. 4.

²¹ A. a. O., S. 7.

²² Diese Widerlegung des „deutschen Glaubens“ erschien 1934/35 im Kirchenanzeiger der Erzdiözese Köln (Beilage) in 5 Teilen: „Zur Geschichte der Kirche“, „Zur Heiligen Schrift“, „Zum Eckhardt-Problem“, „Der Apostel Paulus und das Urchristentum“, „Grundfragen der Lebensauffassung und Lebensgestaltung“. Der Titel lautete „Studien zum Mythos des 20. Jahrhunderts“ (H. Portmann, Kardinal v. Galen, Münster ¹¹1961, S. 95).

²³ Vgl. G. Denzler/V. Fabricius, Die Kirchen im Dritten Reich, Frankfurt 1984 (Fischer Tb 4320), S. 84. – Die Enzyklika beginnt mit den Worten: „Mit brennender Sorge und steigendem Befremden beobachten wir seit geraumer Zeit den Leidensweg der Kirche, die wachsende Bedrängnis der ihr in Gesinnung und Tat treubleibenden Bekenner und Bekennerinnen inmitten des Landes und des Volkes, dem St. Bonifatius einst die Licht- und Trostbotschaft von Christus und dem Reiche Gottes gebracht hat“ (E. Marmy, Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau. Dokumente, Freiburg/Schw. 1945, S. 211).

²⁴ A. a. O., S. 215.

- ²⁵ K. Teppe, Kontinuität und Wandel. Zur Geschichte der landschaftlichen Selbstverwaltung Westfalens 1885–1945, in: Geschichte und Funktion regionaler Selbstverwaltung, hg. A. Hartlieb von Wallthor, Münster 1978, S. 29–31.
- ²⁶ Behnke schreibt über diese Tage (1939, nach einer Fahrt in die Schweiz): „Wir fuhrten über Schaffhausen nach Hause. Gleich hinter der Grenze, in Singen, mußten wir übernachten. Die Mobilmachung war in vollem Gange. Es war ganz anders als 1914. Es gab kein Kriegsgeschrei, vielmehr Unruhe und leichte Bedrücktheit“ (Behnke, S. 140).
- ²⁷ Behnke, S. 140.
- ²⁸ Universität, S. 246.
- ²⁹ „Mit den wachsenden Repressionen gegen die Kirchen seit dem Ende der dreißiger Jahre boten die beiden theologischen Fakultäten in Münster einen gewissen geistigen Rückhalt, weil sie sich mit ihren Kirchen ihren Gläubigen verbunden fühlten. Das war kein ‚Widerstand‘, aber doch Distanz gegenüber dem ‚System‘“ (a. a. O.).
- ³⁰ Schriftenreihe der Gesellschaft zur Förderung der WWU, Heft 18, Münster 1941, S. 30.
- ³¹ Die Universität Münster hat sich bisher gescheut, den gesamten Komplex der Jahre 1933–1945 kritisch und nüchtern zu untersuchen und darzustellen, weder Fest- noch Gegenfestschrift (1980) haben die damit zusammenhängenden Fragen ausführlich behandelt.
- ³² E. Hegel, Geschichte der Kath.-Theol. Fak. Münster 1773–1964, Teil I, Münster 1966, S. 479f. – Die dortigen Ausführungen wirken allerdings recht befremdlich, wenn es heißt: „In der münsterschen Fakultät bekam Prof. Schmidlin die ganze Schärfe dieses Gesetzes zu spüren. Leider hatte er selber durch sein unglückliches Verhalten den Anlaß dazu geboten. Schmidlins Unbeherrschtheit und sein Jähzorn mögen aus seinem Temperament zu erklären sein. Die Kunst des Schweigenkönnens war ihm völlig fremd“ (a. a. O.). In dieser Fakultätsgeschichte wird Schmidlins oppositionelle Haltung gegen die Nationalsozialisten als „Krankheit“ erklärt. Seine Papstgeschichte wird, übrigens auch in der Festschrift (1980), nicht erwähnt.
- ³³ Über die Haltung der Med. Fak. bemerkt R. Toellner ferner: „Offenen Widerstand hat es an der münsterischen Fakultät weder unter den Hochschullehrern noch unter den Studenten gegeben. Aber es zeigte sich – und nicht erst in den Endzeiten des Krieges –, daß rechtliches Denken und daß die aus münsterländischem Selbstbehauptungswillen und treuer Kirchlichkeit genährte, alteingewurzelte Skepsis gegen die Reichsregierung, ob nun protestantisch-preußisch oder nationalsozialistisch, ein wirksames Bollwerk gegen die bedingungslose und vorbehaltlose Hin-nahme der neuen Herrschaft bildete“ (Universität Münster, S. 298).
- ³⁴ Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft, a. a. O.

- ³⁵ Zu Plenge: J. Plenge. Die Altersreife des Abendlands, Düsseldorf 1948 (Erinnerungen).
- ³⁶ Ribhegge, Bürgertum und Wissenschaft, a. a. O.
- ³⁷ J. Lortz, Die Reformation in Deutschland, 2 Bde., Freiburg 1939/40.
- ³⁸ Untersuchungen Triers aus den 30er und 40er Jahren: „First. Über die Stellung des Zauns im Denken der Vorzeit“; „Über das Sprechen in ringförmiger Versammlung“ (1941); „Irminsul“ (1941); „Zaun und Mannring“ (1942). – Nach 1945 scheint sich eine leichte Abschattung der Themenstellung Triers vollzogen zu haben: „Spiel“ (1947); „Heide“ (1949); „Lehm . . . Etymologien aus dem Niederwald“ (1952); „Die Arbeit als Raum der Wortschöpfung“ (1955). (Vgl. Universität Münster, S. 379.)
- ³⁹ Behnke, S. 133: „Die Studentenzahl sank nach 1933 sehr schnell. Waren von 1927–1932 etwa 200 Hörer in unseren Anfängervorlesungen, so waren es 1933 nur etwa fünfzig und 1934 nur einer.“
- ⁴⁰ Gordon A. Craig, Deutsche Geschichte 1866–1945. Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reichs, München 1980, S. 582 f.
- ⁴¹ W. Verne Kohl: Peter Wust. Leben und Werk, in: Gesammelte Werke, Bd. 8, Münster 1967, S. 70–73. – J. Pieper notiert: „Peter Wust ist an der Universität nie glücklich gewesen. Die Briefe, die er in den ersten Jahren seines Lehrens an seine Freunde schrieb, sind ein einziger Klagegesang. Die Studenten und die Hörer aus der Stadt strömten zwar zu seinen Vorlesungen, für die als Hörsaal nur das Auditorium Maximum groß genug war, aber seine Kollegen machten es ihm nicht leicht; sie konnten nicht vergessen, daß der Minister den ‚Studienrat‘ gegen den Willen der Fakultät auf den Lehrstuhl berufen hatte. Er selbst hat mir einmal voll Zorn erzählt, wie er nach dem Antrittsbesuch beim Dekan seine schon in Druck gegebenen Visitenkarten hat abändern lassen: nichts mehr von ‚Professor‘ und ‚Universität‘; nur noch ‚Peter Wust‘ (Pieper I, S. 153).
- ⁴² „Naivität und Pietät“ (1925), „Die Dialektik des Geistes“ (1928).
- ⁴³ Verne Kohl, S. 77.
- ⁴⁴ P. Wust, Ein Abschiedsbrief, Münster 1984 (11. Auflage: 56000). Der Text ist hier gekürzt wiedergegeben. – Hermann Kasack hat in dem während der Kriegsjahre niedergeschriebenen Roman „Die Stadt hinter dem Strom“ seinen Eindruck aus den Gesprächen mit Wust festgehalten: Dem Archivar schräg gegenüber saß ein Mann, Mitte der fünfzig, der still für sich beobachtete. Der kluge, bäuerisch geschnittene Schädel zeigte im Gesicht tiefe Furchen des Grübelns und Leidens. Auf der Nase tanzte ein schwarzumränderter Kneifer. Der Hals ragte welk und faltig aus dem zu weit gewordenen Kragen. – Auch Sie, sagte Robert, ‚darf ich noch einmal begrüßen?‘ (Ausgabe der Bibliothek Suhrkamp, 1979, S. 362) – Zur gleichen Zeit, als Wust in Münster lehrte, begann in Bonn Ernst Robert Curtius, Romanist, der sich schon 1932 mit seiner Schrift „Deutscher

Geist in Gefahr“ von dem das geistige Leben bedrohenden, vehementer werdenden Nationalismus abgesetzt hatte, mit seiner Erforschung der europäischen literarischen Tradition aus der Antike über das Mittelalter bis hin in die Moderne. Auch hier ein ähnliches Bemühen wie bei Wust, in gesamteuropäischen kommunikativen Erfahrungen der (vornationalen) literarischen, geistigen, religiösen Tradition eine Verankerung der Moderne wiederzuentdecken.

⁴⁵ G. Schreiber, *Zwischen Demokratie und Diktatur*, Münster 1949, S. 45. – Aus der Predigt am 3. August 1941 in der Lambertikirche: „Christen von Münster! Hat der Sohn Gottes in seiner Allwissenheit damals nur Jerusalem und sein Volk gesehen? Hat er nur über Jerusalem geweint? Ist das Volk Israel das einzige Volk, das Gott mit Vatersorge und Mutterliebe umgeben, an sich gezogen hat? Und das nicht gewollt hat? . . . Hat Jesus, der allwissende Gott, damals auch unser deutsches Volk geschaut? Auch unser Westfalenland, unser Münsterland, den Niederrhein? Und hat er auch über uns geweint? Über Münster geweint? Seit tausend Jahren hat er unsere Vorfahren und uns mit seiner Wahrheit belehrt, mit seinem Gesetz geleitet, mit seiner Gnade genährt, uns gesammelt, wie die Henne ihre Küklein unter ihre Flügel sammelt. Hat der allwissende Sohn Gottes damals gesehen, daß er in unserer Zeit auch über uns das Urteil sprechen muß: Du hast nicht gewollt. Seht, euer Haus wird euch verwüstet werden. Wie furchtbar wäre das. – Meine Christen! Ich hoffe, es ist noch Zeit. Aber es ist die höchste Zeit, daß wir erkennen, was noch heute, an diesem Tage, was zum Frieden dient (Portmann, S. 362f.). – Die Predigt bezog sich auf das Evangelium des Tages, 9. Sonntag nach Pfingsten: Luk. 19,41–47.

⁴⁶ Schreiber, S. 45.

⁴⁷ P. Johnson, *A. History of Christianity*, Harmondsworth 1978, S. 492.

⁴⁸ Behnke, S. 141. – Weiter: „Der Raub der Würde des Amtes und der Persönlichkeit wurde von einem organisatorisch sehr geschickten, aber geistig ganz kleinen Rektor (Mevius) schonungslos durchgeführt. Wer eine genügend hohe Stellung in der Wehrmacht oder bei der Partei hatte, wehrte sich mit Erfolg. Die anderen waren machtlos, machtlos auch der vorhergehende Rektor (Naendrup), der als Österreicher für den Nationalsozialismus im Gefängnis gesessen hatte. Er war aber ein frommer Christ und deshalb in der Partei ohnmächtig geworden. Der alte Mann wußte sich nur so zu wehren, daß er dem Rektor eine Testamentsbestimmung zusandte, in der er ihm verbot, an seinem Grabe zu sprechen“ (a. a. O.).

⁴⁹ Der kath. Theologe Joseph Pascher hielt 1966 aus seiner Erinnerung an die Zeit von 1933–1945 fest: „Wie mir im Laufe der Zeit durch den Vorhang des Mißtrauens hindurch klar wurde, war der Einfluß des Nationalsozialismus in Münster besonders gering“ (J. Pascher, *Das Dritte*

Reich, erlebt an drei deutschen Universitäten, in: Die deutsche Universität im Dritten Reich, München 1966, S. 64). – Generell bemerkt Pascher, „die Universität hätte den Verstoß gegen das Recht und die Untergrabung des Rechtsstaates auf der ganzen Front angehen müssen. Daß dies nicht geschah, war ein klares Versagen der deutschen Universität.“

⁵⁰ Behnke, S. 145.

⁵¹ Nur 3 der 39 Universitätsgebäude blieben unbeschädigt. 13 wurden ganz zerstört, die Universitätskliniken kamen, mit Ausnahme der Zahnärztlichen und Hautklinik, noch mit schweren Schäden davon (W. Albsmeier Münster. Westfalens Hauptstadt, Münster 1963, S. 103 f.)

⁵² K. D. Erdmann, Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus 1933–1945, in: Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 20, München 1980, S. 58.

⁵³ J. C. Fest, Hitler, Eine Biographie, Frankfurt u. a. 1973, S. 428.

⁵⁴ Alan Bullock, Hitler. Eine Studie über Tyrannei, Düsseldorf 1967, S. 240 f.

⁵⁵ Albert Speer, Erinnerungen, Frankfurt/M. u. a. 1969, S. 432.

Seit 1945

Im April 1945 setzte der englische Stadtkommandant Jackson in Münster eine neue Stadtverwaltung ein. Karl Zuhorn, bereits Oberbürgermeister vor 1933, wurde wieder zum Verwaltungschef berufen. Wenige Wochen später fanden sich einige Professoren zusammen.¹ Man wählte den 63jährigen Georg Schreiber zum Rektor und besetzte die Dekanate neu. Schreiber hatte wie einige andere bekannte Politiker der Weimarer Republik, so der Bielefelder Carl Severing (SPD), die zwölf NS-Jahre überleben können. Er verfügte als erfahrener Wissenschaftspolitiker noch über zahlreiche Kontakte. Der Prälat war eine pragmatische, politische Persönlichkeit und trug entscheidend dazu bei, das universitäre Leben wieder in Gang zu bringen und knüpfte auch sofort Verbindungen zu den jetzt zuständigen britischen Besatzungsstellen an. Das Rektorat war vorerst im Hüfferstift untergebracht. Georg Schreiber konnte auch, was 1945/46 in Münster noch selten war und Mißgunst erzeugte, über Wagen und Chauffeur verfügen. Heinrich Behnke, jetzt zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt, wertete dessen Leistungen: „Prof. Schreiber war entschieden eine Persönlichkeit . . . Er hat Entscheidendes für den Wiederaufbau unserer Universität herbeigeführt. Aber er hat während seines Rektorats einen immer wachsenden Widerstand gefunden. Er ist auch sehr viel verleugnet worden. Fragt man nach den Grund dieser entschiedenen Ablehnung, so muß man sagen: Er war seinen Widersachern zu ‚schwarz und zu schlau‘.“²

In der Stadt hatte sich nach Kriegsende eine besondere Situation ergeben. Der Bischof von Galen war durch seine Predigten von 1941 auch außerhalb Deutschlands unerwartet zu einer Autorität geworden. Er pochte gegenüber den neuen Besatzungsstellen auf Unabhängigkeit und wandte sich gegen eine deutsche „Schuld“ an der

jüngsten Geschichte. Offen kritisierte er Übergriffe von Soldaten wie von (bis 1945 auch im Münsterland zu Arbeitseinsätzen verwandten) Polen. Durch seine Persönlichkeit gewann die Kirche vorübergehend eine zentrale Stellung, wie sie sie seit der Kulturkampfzeit nicht mehr besessen hatte. Von Galen wurde dabei von dem westfälischen Adel unterstützt, zu dem er enge Verbindungen aufrechterhalten hatte.

Diese Konstellation stieß natürlich bald auf Kritik. Galens Ansehen wuchs, als ihm Pius XII. Ende 1945 den Kardinalshut verlieh³. Es scheint, daß die Briten zeitweilig sogar überlegten, Galen das damals noch bestehende Amt des Oberpräsidenten anzutragen. Galen lehnte ab: er sei kein Jurist.⁴ Die Leitung der Provinzialverwaltung war dann Rudolf Amelunxen, vor 1933 Regierungspräsident in Münster, der zum linken Zentrumsflügel gerechnet wurde, übertragen worden. Die ungewöhnlich starke Autorität des Bischofs, der allerdings bereits im Frühjahr 1946 erkrankte und kurz darauf starb, war eher moralischer als politischer Natur.

Das Bild Galens und seine politische Haltung während der NS-Zeit ist historisch nicht unumstritten. Galen war kein Demokrat und stand staatsautoritären Vorstellungen keineswegs ablehnend gegenüber. Wie alle deutschen Bischöfe kritisierte er auch nicht den von deutscher Seite begonnenen Krieg gegen Polen (1939) und gegen Frankreich (1940), immerhin beides „katholische“ Länder, und billigte ausdrücklich den Angriff auf die Sowjetunion 1941.⁵ Die Bischöfe hatten auch keine Erklärung gegen die Verbrechen in den Konzentrationslagern abgegeben.⁶

Inzwischen hatten die überlebenden Kommunalpolitiker aus der Weimarer Republik begonnen, Zukunftspläne zu entwerfen, nachdem durch Pressemitteilungen, so des britischen „Observer“, bekannt geworden war, daß die Alliierten an eine Auflösung Preußens dachten. Damit mußte ein neuer politischer Zuschnitt der Region gefunden werden. Am 14. Mai 1946 legte Karl Zuhorn einen Plan zur Schaffung eines Landes „Rheinland-Westfalen“ vor. Ähnliche Gedanken entstanden unabhängig davon außer in Münster auch

im rheinischen Köln. Die Kommunalpolitiker beider Regionen strebten eine Lösung an, die dann tatsächlich realisiert wurde: Das neue Land Nordrhein-Westfalen erneuerte eine regionale Verbindung der Verwaltung, die seit (der Aufhebung des „Kurfürstentums“ Köln) 1803 nicht mehr bestand⁷. Allerdings ging es 1946 weniger um historische Reminiszenzen als darum, die beiden Regionen Rheinland und Westfalen mit dem wirtschaftlichen Potential des Ruhrgebiets als Kern zu koppeln und an dessen Finanzkraft zu partizipieren.

Diese Pläne hatten selbstverständlich kulturpolitische Konsequenzen. Bis dahin war die Universität Münster von Berlin verwaltet worden – und Berlin war weit. Von daher hatte die Universität Münster in Preußen etwas peripher gelegen. Auch der Rektor Georg Schreiber machte sich für den Zuhorn-Plan stark. Im Juni 1946 übergab Schreiber in Bünde den britischen Verwaltungsstellen den Plan mit Karten und näheren Erläuterungen. Für das Konzept, so erläuterte er, sprächen sowohl die „alten historischen Zusammenhänge“ wie die „außerordentliche wirtschaftliche Verflochtenheit.“⁸

Am 17. Juli 1946 gab die britische Militärregierung in Berlin auf einer Pressekonferenz die Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen bekannt. Amelunxen wurde von der britischen Labour-Regierung mit der Kabinettsbildung beauftragt. Am 30. August trat das neue Kabinett (SPD, Zentrum, KPD) in Düsseldorf zusammen, und am 2. Oktober konstituierte sich der neue (ernannte) Landtag. Die für die Universität Münster zuständige Kultusverwaltung lag jetzt im nahen Düsseldorf.

Das universitäre Leben hatte am 1. November 1945 unter äußerst provisorischen Bedingungen wieder begonnen. „Zur Wiedereröffnung gab es eine kleine Feier in einem armseligen Raum“.⁹ General E. Hakewell Smith eröffnete die, wie sie jetzt vorübergehend hieß, „Westfälische Landesuniversität“. Schreiber warf in seiner Rede einen Blick auf die jüngste Vergangenheit: „Niemand kann leugnen, daß auch über unserer Hochschule ein unerträgliches Netz von Zwangsorganisationen geworfen wurde, daß ebenso Unsicherhei-

ten, Abhängigkeiten, Nachgiebigkeiten, Opportunismen sich einfanden, die selbst in Gefälligkeiten bei Berufungen einmündeten.“ Er fuhr fort: „Doch das war gestern, die Hochschule von heute hat eine klare und unzweideutige und bestimmte Absage an das Naziregime zu vollziehen. Dieser Trennungsstrich zu gestern hat in aller Bestimmtheit und Eindeutigkeit zu erfolgen, auch bei kommenden Berufungen.“¹⁰ Darüber hinaus setzte Schreiber einen neuen geistigen Akzent für die künftige Hochschule: „Lassen Sie mich an dieser Stelle ein offenes Wort über das Verhältnis der Universität zur Religion aussprechen. Es wäre verhängnisvoll, wenn die Hochschule in religiösen Belangen eine oberflächliche Neutralität und eine ängstliche Zurückhaltung proklamieren würde.“¹¹ Bei der Wiedereröffnung der Evangelisch-Theologischen Fakultät am 19. Januar 1946 – vorerst in Bethel – erklärte der englische Brigadier C. A. H. Chadwick: „A very few months ago I had the honour of attending the opening ceremonies of the University of Münster. Now I am again here to open the Evangelical Faculty. This is a duty which gives me the greatest pleasure. Like many soldiers I read and study my Bible daily and I am convinced that the Christian message is the one and only hope of the world today.“¹² Es waren damals Jahre, in denen sich die Kirchen wieder zu füllen begannen und wieder aufgebaut wurden. Als von Galen am 16. März 1946 aus Rom nach Münster zurückkehrte, bereitete ihm die Bevölkerung der Stadt einen triumphalen Empfang.¹³

Aber es war keineswegs alles in Münster harmonisch. Die Hochschullehrer mußten sich wie andere Beamte der Entnazifizierung unterziehen. Das führte zu unangenehmen menschlichen Haltungen, die sich von denen der vorhergegangenen Jahre nur wenig unterschieden. Die Dekane, denen diese Aufgabe zufiel, erhielten „massenweise Denunziationen“.¹⁴ Der Gesamtkomplex der Entnazifizierung wie auch der personellen Vorgänge zwischen 1933–1945 in Münster ist noch nicht aufgearbeitet und nüchtern beschrieben worden. Es gibt nur einzelne Aussagen und Belege.¹⁵

Bei dem 1945/46 eingeleiteten Entnazifizierungsverfahren stellte sich heraus, daß von den 168 Hochschullehrern im Laufe der letzten

Jahre schließlich 119 der NSDAP beigetreten waren. Der auf Veranlassung der britischen Militärregierung eingesetzte „Informationsausschuß“ zur Einleitung des Verfahrens unter dem Vorsitz Heinrich Behnkes neigte nicht zur Strenge. Insgesamt wurden 38 Hochschullehrer entlassen.¹⁶ Die Entlassenen wurden bis auf 12 bis 1949 wieder eingestellt.¹⁷ Generell konstatierte später Behnke: „Die Universität Münster ist durch die Wirren der Entnazifizierung wesentlich besser gekommen als viele andere deutsche Universitäten. Zum Teil ist das zweifellos auf das gute Verhältnis des Rektors mit den zuständigen englischen Offizieren zurückzuführen. Der Prälat war nicht nachtragend.“¹⁸ Dennoch, die Animositäten gegen Georg Schreiber nahmen zu. Als Neuwahlen für das Rektorat anstanden, wurde er entgegen dem damals an deutschen Hochschulen üblichen Brauch nicht wiedergewählt.¹⁹

Als am 19. Mai 1947 die 216 Abgeordneten des kurz zuvor gewählten nordrhein-westfälischen Landtags²⁰ in den Düsseldorfer Henkel-Werken zu ihrer ersten Sitzung zusammentrafen, lagen für die neuen Landespolitiker die Probleme der Universitäten an der Peripherie ihrer Interessen. Vitale Probleme standen im Vordergrund der ersten Beratungen: die Versorgung des Landes mit Kartoffeln, Milch, Fleisch, Fisch, Gemüse, Butter und Schmalz und die als unzureichend kritisierten Leistungen der Maurer.²¹ Der neue Landtag faßte einen Entschluß zur Ernährungslage: „Die Ernährungskrise an Rhein und Ruhr hat ein Ausmaß erreicht, das Leben und Wirtschaft an den Rand der Auflösung gebracht hat . . . Sieger und Besiegte sollen sich um der Menschlichkeit willen die Hand reichen zu gemeinsamer Tat, die Lebenshoffnungen von Millionen notbedrängter Menschen neu zu wecken durch ein Beispiel der Zusammenarbeit im Interesse des Friedens, der nur Wirklichkeit werden kann, im Herzen und Willen der Völker, wenn der Hunger besiegt ist, der vor allem im Lande an Rhein und Ruhr die Menschen in immer tieferes physisches und psychisches Elend und in die tiefste Verzweiflung niedergerissen hat.“²²

Unter diesen Umständen wahrten die Universitäten in den ersten Nachkriegsjahren weitgehend ihre Autonomie, sie wurden darüber

hinaus bald ähnlich wie die Kirchen zu den „Säulen“ der neuen Gesellschaft, denen man mit Achtung und Ehrerbietung, manchmal etwas mehr als angemessen, gegenübertrat. Aber man suchte damals überall nach Halt und Stabilität, und wenn die Hochschulen etwas anzubieten hatten, akzeptierte man gerne. Im übrigen hatten die Hochschulen, Professoren wie Studenten, dieselben Alltagsorgen wie ihre Mitbürger, so daß zur Pflege von Snobismen weder Zeit noch Geld vorhanden war. Jeder war zunächst froh, wenn er eine Wohnung mit einem Minimum an Mobiliar besaß und wenn sie im Winter beheizbar war. Die Bedingungen des wissenschaftlichen Arbeitens waren äußerlich natürlich schlecht. Es fehlte an allem: Bücher, Papier, Räume, Apparaturen. Aber der Leistungswille und die Leistungsbereitschaft waren – so berichten die Beteiligten übereinstimmend – ungewöhnlich groß. Man war zudem dankbar, überhaupt studieren zu können. Das Bedürfnis nach Wissen, Information, wissenschaftlichen Erklärungen und Aufklärung war groß. Die Studentenschaft, anfangs überwiegend Kriegsheimkehrer, war äußerst aufnahmebereit. Wissenschaftliche Autorität wurde anerkannt und geehrt. Die Not lehrte zudem eine Gemeinsamkeit zwischen Lehrenden und Lernenden, die die deutschen Universitäten wohl weder vorher noch nachher so gekannt haben: vorübergehend mochte es so scheinen, als sei wieder eine „universitas“, die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden entstanden. Aus diesen Gemeinschaften innerhalb der Städte waren die Universitäten des Mittelalter entstanden.²³

Hochschullehrer kümmerten sich um die materielle Versorgung ihrer Studenten. Behnke berichtet: „Studenten mußten sich deshalb, sofern sie nicht in Münster ansässig waren, ganz auf die Mensa stützen. Jeder Fehler, der dort vorkam, wurde sofort registriert und durch Gerüchte aufgebauscht. Es gehörte deshalb Mut und Opferwille dazu, als Professor die Leitung einer Mensa zu übernehmen. In Münster war es Professor Adolf Kratzer, der dies tat. Und ohne eine solche Stütze hätten wir in den Jahren 1945–47 die Studiengänge nicht durchführen können.“²⁴

Und doch, so sehr die Primärbedürfnisse anfangs überwogen, allmählich begannen sich Politik, Gesellschaft und Kultur in Nordrhein-Westfalen zu konturieren. So wurden in der Regierungserklärung Karl Arnolds, des neuen Ministerpräsidenten und christlichen Gewerkschaftlers (CDU), am 17. Juni 1947 wie in den Erklärungen der Fraktionen des Landtags in der folgenden Aussprache die kulturpolitischen Vorstellungen der neuen Landespolitiker bereits sichtbar. Dabei richtete sich der Blick hauptsächlich auf das Schulwesen. Arnold nannte als Ziel seiner Regierung – sie war faktisch eine Arbeiterregierung (CDU, SPD, Zentrum, KPD – die FDP war nicht beteiligt) –, das Bildungsniveau der Volksschule zu heben, das Berufsschulwesen auszubauen und Arbeiterbildungsstätten zu errichten. Die Universitäten selbst wurden nicht erwähnt. Generell hieß es: „Die Gesamtlinie unseres Bildungswesens muß vom Gedanken der Pflege und Fortentwicklung abendländischen Kulturguts beherrscht sein.“²⁵ Auch die Fraktionssprecher erwähnten die Universitäten nicht, weil ihnen andere Probleme mehr auf den Nägeln brannten und weil die neuen demokratischen Politiker den Universitäten mit einer gewissen inneren Reserve gegenüberstanden, die durch politische Erfahrung begründet war. Der Dortmunder Abgeordnete Fritz Henßler, Sprecher der SPD, wurde deutlicher: „Ich möchte zum Schluß noch einige kurze Bemerkungen zur Kulturpolitik machen. Im Mittelpunkt der sozialdemokratischen Kulturpolitik steht der Mensch mit seiner persönlichen Würde. Die geistige Führung Deutschlands klappte in der Hitlerzeit zum größten Teil vor dem Hitler-Regime halt- und schamlos zusammen. Das ist die Mahnung für den demokratischen Staat, eine Heranbildung demokratischer Staatsbürger zu betreiben – demokratischer Staatsbürger im Gegensatz zum Untertanen und zum Landsknecht.“²⁶

Es lag auf der Linie dieser neuen demokratischen Kulturpolitik, daß bewußt die breite Schulbildung und damit vor allem die Lehrerbildung in Nordrhein-Westfalen gefördert wurde. So wurden neben den drei Universitäten Köln, Bonn, Münster, der TH Aachen und der Medizinischen Akademie Düsseldorf die Pädagogischen Akademien gefördert und unter der neuen Kultusministerin

Christine Teusch, einer Kölner Studienrätin, die bereits 1919 der Weimarer Nationalversammlung angehört hatte, wieder errichtet.²⁷ Die Pädagogischen Akademien waren, auch wenn sie zum Teil konfessionell geprägt waren, in ihrem Zuschnitt offener als die Universitäten, vor allem aber für Lehrende und Lernende überschaubarer. Demgegenüber wurden die Universitäten, so auch die Universität Münster, in ihrer inneren Struktur in dem Maße anonymer, wie die Studentenzahlen, die noch 1946 in Münster bei 2 500 lagen, anwuchsen: weitaus rapider als in den zwanziger Jahren. So waren neben den bisherigen Universitäten in den Pädagogischen Akademien ganz neue, universitäre, primär auf Bildung, Ausbildung und Erziehung bezogene Einrichtungen entstanden, nicht so „frei“ wie die Universitäten und doch zugleich irgendwie freier und in manchem moderner, da flexibler. Die meisten Hochschullehrer der Universitäten hielten auf Distanz zu den Pädagogischen Akademien, einige wenige, die auch die neuen Chancen dieser jüngeren Hochschulen sahen, so in Münster Josef Pieper und Heinrich Behnke, suchten den Kontakt.

Aber zunächst waren in Münster die Verhältnisse noch überschaubar. 1950 war die Studentenzahl von 1930, nämlich 5 100, wieder erreicht. Sie lag 1955 bei 6 200. Erst danach begann allmählich, vor allem seit 1960²⁸, die „Explosion“ der Studentenzahlen, als nämlich die Jugend der Republik verstärkt auf die Universitäten zu strömen begann.

Bereits in den vierziger Jahren war es an der Universität Münster zu einigen Berufungen gekommen, durch die die Hochschule in den fünfziger Jahren einer der wissenschaftlichen und geistigen Mittelpunkte der neuentstandenen Bundesrepublik wurde. Seit 1941 arbeitete der Psychologe Wolfgang Metzger („Gestaltpsychologie“) in Münster. Er galt als einer der interessantesten und anregendsten Persönlichkeiten der Hochschule in den 50er und 60er Jahren. Seine damaligen Mitarbeiter berichten verehrend 1980: „Er trug nur schwarze Anzüge und lang herabfallendes Haar . . . Metzgers Vorlesungen waren bekannt für ihre gewagten Metaphern (z. B. daß

der Behaviorismus das Kind mit dem Bade ausschütete, noch ehe es geboren sei).“²⁹

1938 hatte sich der Zoologe Bernhard Rensch in Münster habilitiert. Er befaßte sich später mit Fragen der Grenzbereiche zwischen Naturwissenschaft und Philosophie.³⁰ Seit 1948 lehrte hier der Botaniker Siegfried Strügger; in den 50er Jahren kam Konrad Lorenz nach Münster. Er führte seine Forschungen über tierisches Verhalten im nahen Schloß Buldern durch („Verhaltensforschung“).

Alfred Müller-Armack, seit 1940 als Nationalökonom in Münster, entwickelte noch während der NS-Jahre seine Theorie der Marktwirtschaft, beschrieb in seinen Büchern die geschichtlichen, intellektuellen, sozialen Bedingungen wirtschaftlichen Handelns – Gedanken, mit denen er zu Beginn der 50er Jahre das öffentliche Denken der jungen Bundesrepublik nachhaltig beeinflusste³¹. „Marktwirtschaft“ wurde seit 1947 eines der wirtschaftspolitischen Zauberworte dieser Jahre. Als Mitarbeiter Ludwig Erhards übernahm Müller-Armack das Staatssekretariat im Bundeswirtschaftsministerium. Einen institutionellen Rückhalt fand seine Arbeit in der „Forschungsstelle für allgemeine und textile Marktwirtschaft“, die eng mit der Chemiefaserindustrie Westdeutschlands (Wuppertal) zusammenarbeitete. In der Geographie lehrte seit 1946 Wilhelm Müller-Wille, ein Oldenburger, der als ehemaliger Volksschullehrer bald Kontakt zu dem regionalen Schulwesen fand und der Erforschung der Westfälischen Geographie und ihrer didaktischen Vermittlung starke Impulse gab.³²

Bei den katholischen Theologen begann 1946 Hermann Volk, 43jährig, seine Lehrtätigkeit („Dogmatik“). Er gewann seine Hörer durch die Sensibilität seiner Vermittlung und Interpretation historischer religiöser Aussagen.³³ Volk hatte, was manchen überraschte, auch einen Zugang zu der modernen, meist religiösen Literatur – Sartre, Brecht –, die jetzt nach 1945 wieder gelesen werden konnte. Joseph Höffner lehrte, damals 42 Jahre alt, seit 1948 in Münster („Christliche Sozialwissenschaft“). Er zählte zu der Gruppe von Wissenschaftlern, die die bekannte Rentenformel der Bundesrepu-

blik bei der Einführung der dynamischen Rentenversicherung 1957 ausarbeitete. Anders als sein erster Vorgänger auf dem Lehrstuhl (Hitze) hielt er sich aus der unmittelbaren politischen Aktivität heraus. Die Zeiten des Zentrums waren vorbei, und zudem war das Leben etwas komplizierter geworden. 1947 war Höffners Untersuchung „Christentum und Menschenwürde“ erschienen, eine geschichtliche Darstellung der Auseinandersetzung zwischen den spanischen Moraltheologen und den Eroberungspolitikern Spaniens in Südamerika im 16. Jahrhundert. Die Arbeit versuchte historisch reflektierend, das Spannungsmoment zwischen moralischer Wertung und politischem Handeln aufzuzeigen, ohne es in moraltheologischen Formeln zu verkürzen.

Volk, Höffner und der jüngere Theologe Joseph Ratzinger, alle drei bereits 1962–1965 theologische Berater des II. Vatikanischen Konzils, wurden in den sechziger Jahren als Bischöfe nach Mainz, Münster (später Köln) und München berufen: Münsters Theologie hatte in den fünfziger und sechziger Jahren an personeller Ausstrahlungskraft gewonnen.

Bei den Historikern wurde 1944 Herbert Grundmann³⁴ und 1951 Werner Conze, der bis 1957 in Münster arbeitete, berufen. Conze führte die moderne Sozial- und Zeitgeschichte in Münster ein und damit ein problembewußteres geschichtliches Denken. Diese Richtung wurde seit 1957 von Heinz Gollwitzer weitergeführt.³⁵

In der Philosophie lehrte seit 1946 Joachim Ritter, ein gebürtiger Hamburger, von kleiner, drahtiger Gestalt, höflich und kultiviert im Gespräch, lebhaft und selbstbewußt. Er pflegte präzise und intellektuell anregend zu formulieren. Sein „Collegium Philosophicum“ wurde ein fächerübergreifender Mittelpunkt der jüngeren Geisteswissenschaftler Münsters, ein Zeichen, daß das geistige Leben der Stadt nach 1945 wieder an Vitalität gewonnen hatte. Als Mitglied des Wissenschaftsrats arbeitete Ritter an der Hochschulreform und an der Neugründung der Universitäten Bochum, Dortmund und Konstanz mit. 1968, nach der ‚Studentenrevolte‘, zog er sich resigniert aus der Reformarbeit zurück und konzentrierte sich

auf die Arbeit an dem von ihm redigierten historisch-philosophischen Wörterbuch.

Gleichzeitig in Münster und an der neugegründeten Pädagogischen Akademie Essen lehrte seit Kriegsende der Münsteraner Philosoph Josef Pieper. Er hielt bewußt auf Distanz zur Berufswissenschaft und gewann durch seine selbständige Art des Philosophierens einen festen Zuhörerkerkreis, auch außerhalb der Hochschule³⁶. Seine Vorlesung am Samstagmorgen in Münster wurde zu einer festen Einrichtung fast so wie der zur gleichen Zeit stattfindende Wochenmarkt auf dem nahegelegenen Domplatz: Der Samstag in Münster gewann materiell und intellektuell Atmosphäre. Pieper orientierte sich an dem mittelalterlichen philosophischen Denken und brachte es weiterdenkend und fortschreibend in die Situation der deutschen Nachkriegsgesellschaft ein. Der Reiz lag auch in der Art der Vermittlung, die die eigene Begrenzung zugab und dadurch überzeugte.

Institutionell konsolidierte sich die Universität Münster. Der Träger, das Land Nordrhein-Westfalen, war nicht arm. Die katholischen Theologen erhielten 1951 das „Institut für christliche Sozialwissenschaften“ und das „Missionswissenschaftliche Institut“, die evangelischen Theologen 1949 das „Institutum Judaicum Delitzschianum“, 1952 das „Bucer-Institut“ für Reformationgeschichte, 1957 das Ostkirchen-Institut. 1959 gründete der Bibelwissenschaftler und Kirchenhistoriker Kurt Aland das Institut für neutestamentliche Textforschung, das zu einem internationalen Mittelpunkt der editorischen Arbeiten an den Bibeltexten wurde. Aland brachte eine zehnbändige Texausgabe „Luther Deutsch“ heraus, eine Auswahl von Schriften, Vorlesungen und Briefen Martin Luthers in neuhochdeutscher Übertragung. Er galt als profilierter Wissenschaftsorganisator. Ebenso wurden Institute in den anderen Fakultäten und Fächern gegründet und ausgebaut, das hieß zugleich, neue Mitarbeiterstellen geschaffen: in der Anorganischen Chemie, der Organischen Chemie, der Biochemie (alle 1951), der Angewandten Physik (1952), der Kernphysik (1959), der Geologie, der Petrologie-Mineralogie. Bei den Juristen wurde ein Institut für „Öffentliches Recht

und Politische Wissenschaft“, bei den Wirtschaftswissenschaften ein Institut für Genossenschaftswesen (im Blick auf die traditionellen landwirtschaftlichen Genossenschaften Westfalens) errichtet. Bereits 1938 war das „Kommunalwissenschaftliche Institut“ entstanden. Die Errichtung von Forschungseinrichtungen orientierte sich zunehmend an der vorgegebenen gesellschaftlichen Praxis, der sie theoretischen Rückhalt verschaffen sollte. In den nicht-geisteswissenschaftlichen Fächern wurde bald das Verhältnis von Theorie und Praxis fließend: Die deutsche Universität des 20. Jahrhunderts ist mit der des 19. Jahrhunderts manchmal mehr durch Unterschiede als durch Gemeinsamkeiten verbunden. Die Universität war zu einem Zweig des gesellschaftlichen Lebens neben anderen geworden.

Der Germanist Benno von Wiese überschrieb ein Kapitel seiner breit erzählenden, gelegentlich etwas selbstgefälligen Erinnerungen aus seinem Professorenleben, die 1982 im Insel-Verlag herauskamen, mit dem Titel: „Die besten Jahre – Münster 1948–1957“.³⁷ In der Sicht dieser Autobiographie spiegelt sich die Zeitgeschichte so: „Das Jahr 1948 wurde zum wichtigsten Einschnitt in meinem Leben. Es brachte das Erscheinen meines zweibändigen Werkes ‚Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel‘ im Verlag Hoffmann und Campe in Hamburg . . . Besonders überrascht war ich, daß dieses gar nicht für die Schulen geschriebene Buch eben dort so weite Verbreitung fand.“ Über seine Universitätskarriere bemerkt Wiese: „Das Jahr 1948 brachte außerdem meine Ernennung zum ordentlichen Professor und meinen endgültigen Umzug von Herne nach Münster. Von da an kann ich über eine Reihe von Jahren berichten, die ich die besten, die glücklichsten meines Lebens zu nennen wage.“³⁸ Zum ersten Mal habe er sich mit einer Universität identifizieren können. Über die Verhältnisse in seiner Fakultät berichtet von Wiese: „Die philosophische Fakultät der Universität Münster stand in den fünfziger Jahren unter einem guten Stern. Paradoxerweise hatte der Nationalsozialismus einige Voraussetzungen dafür geschaffen. Münster galt damals als ‚schwarz‘. Da man überzeugte Nationalsozialisten nicht so leicht dorthin berufen

konnte, begnügte man sich im ‚Dritten Reich‘ damit, den Protestanten den Vorzug vor den Katholiken zu geben. Das ist der Universität gut bekommen; denn das katholische Element blieb trotzdem stark genug, und nach dem radikalen Machtwechsel spielt die Frage der Konfessionen bei Berufungen eine erstaunlich geringe Rolle.“³⁹

Über die innere Situation in der Philosophischen Fakultät: „Wir waren im Durchschnitt im gleichen Alter, meist zwischen vierzig und fünfzig. Ausnahmen bildeten in der Philosophischen Fakultät eigentlich nur der Latinist Franz Beckmann und der Altgermanist Jost Trier. Beide genossen hohes Ansehen. Allerdings hatte die Fakultät erst noch das Doppelgesicht, philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät zugleich zu sein. . . . Es ist das große Verdienst des Mittelalter-Historikers Herbert Grundmann gewesen, in leidenschaftlichen Diskussionen und harten Kämpfen unter seinem Dekanat 1947/48 die Trennung in zwei verschiedene Fakultäten durchgesetzt zu haben.“⁴⁰

Wiese gibt auch einen Einblick in die Interna des damaligen akademischen Lebens: „Fakultätssitzungen bedeuteten für mich den Inbegriff der Langeweile . . . In Münster wurden in der Fakultät manche für die damalige Epoche notwendigen Probleme besprochen. Jene Langweiler, die sich gerne stundenlang zu Wort melden, nur um mit der eigenen Wichtigkeit zu glänzen, hatten dort keine Chance. Es war eine kleine Gelehrtenrepublik, deren Mitglieder in ständiger Fühlung mit dem Nachbarn ihre Entscheidungen, zumal über Berufsfragen, gerecht zu treffen suchten und die nach scharf geführten Debatten sich oft nachher versöhnt in Münsters vorzüglichen Kneipen zum freundschaftlichen Umtrunk zusammenfanden.“⁴¹ Immerhin habe damals noch nicht das „Ungetüm der Massenuniversität“ bestanden. Die Kommentierungen über die Persönlichkeiten seiner Kollegen, die Wiese freizügig liefert, fallen allerdings manchmal etwas unfreundlich aus.⁴²

„Gesellschaft“ war neben „Marktwirtschaft“ das zweite Zauberwort dieser Jahre. Vor ihnen trat selbst das Wort „Nation“, „Volk“, das Basiswort der deutschen Professoren des 19. Jahrhunderts, in den Hintergrund: vielleicht der bemerkenswerteste Wandel in der

Geschichte der modernen deutschen Universitäten. Schließlich wurde, fast verspätet mochte es scheinen, jedenfalls aus einem dringend empfundenen Nachholbedürfnis, 1960 zum erstenmal ein Lehrstuhl für Soziologie in Münster eingerichtet und der damals renommierteste deutsche Soziologe, Helmut Schelsky, nach Münster berufen.

In seiner Antrittsvorlesung am 24. Juni 1960 deutete Schelsky in der Aula des Schlosses vor seinen Zuhörern den Wandel der modernen deutschen Universität. Das Thema und Motto hieß: „Einsamkeit und Freiheit. Zur sozialen Idee der deutschen Universität“.⁴³ Er erinnerte, fast unvermutet, an das Ideal der Hochschulreform Wilhelm von Humboldts vor 150 Jahren. Über die neue Disziplin in Münster sagte Schelsky: „Die Soziologie ist in ihrem Kern eine kritische Gegenwartswissenschaft, eine Auffassung, zu der sich seit mehr als 100 Jahren namhafte Soziologen bekannt haben. Es schien mir richtig, diesen Grundimpuls unserer Disziplin deutlich werden zu lassen – an einem konkreten Fall: der Universität selbst.“⁴⁴ Schelsky interpretierte und kritisierte in dem gut besuchten Vortrag das historische Ideal der Humboldtschen Reform, die vor 150 Jahren an der damaligen Universität Münster zunächst vorübergegangen war. Er warnte davor, die Universität als einen Ort der Bildung anzusehen. Das sei eine Illusion: „Hüten wir uns jedoch, daß wir an die Identität von Bildung und wissenschaftlich-funktionaler Führungsausbildung der industriellen Gesellschaft glauben; diese Illusion könnte zur dauernden Lüge unserer Institution werden.“⁴⁵ Denn „Freiheit und Einsamkeit“, die Unabhängigkeit des wissenschaftlichen Denkens von der Gesellschaft sei ein noch aus der mittelalterlichen und klösterlich-abgeschlossenen Bildung tradiertes und gelegentlich erneuertes Ideal: für die moderne Industriegesellschaft aber nicht mehr funktionabel. Für die Bildung müsse ein eigener Raum außerhalb der Universität geschaffen werden. Das war kühn und in der Absage an die Bildung radikal, widersprach übrigens auch dem Fürstenbergischen Reformideal von 1780, das Schelsky allerdings nicht kannte. Die Geschichte der Universität Münster war 1960 längst in Vergessenheit geraten. Als

man nach dem Vortrag in kleinen Gruppen langsam die Aula verließ, fragte der 60jährige Historiker Kurt von Raumer besorgt und erregt im Gespräch einen jüngeren Kollegen, ob man soweit wie Schelsky gehen könne und dürfe: Man beruhigte den älteren Kollegen.

Fortan war nicht nur die Soziologie sondern auch die Selbstkritik der Universität Münster institutionell verankert. Manches, was Schelsky gesagt hatte, war ebenso verführerisch wie schmeichelhaft gewesen. Denn wer rechnete sich nicht gern zur „Funktionselite“? Erst jetzt, im Zuge der soziologischen Aufklärung, wurde – so schien es – manchem Wissenschaftler der soziale Eigenwert seines Berufes erst voll bewußt.

Noch eine weitere einprägsame Formulierung hatte sich in Schelskys Vortrag gefunden: Die Kennzeichnung der Gegenwart (im Anschluß an Harnacks Beobachtung der Universitäten als „Großbetrieb“ von 1905) als eine „wissenschaftliche Zivilisation“ und als eine Gesellschaft, die sich primär durch die Leistungen der Wissenschaften trägt. Die expansive Entwicklung der universitären Einrichtungen in Münster in den nächsten zwei Jahrzehnten mochte diese Aussage bestätigen. Tatsächlich wirkt die heutige Universität wie ein Großbetrieb inmitten der Stadt: eine akademische Fabrikanlage mit einer mehr oder weniger freudlosen Architektur, von der man, als 1880 das repräsentative Akademiegebäude am Domplatz eingeweiht wurde, wohl kaum geträumt hatte.⁴⁶

1960 kaufte man sich in Münsters Buchhandlungen bei Baader, Regensberg, Poertgen, Thiele, Copenrath, Obertüsch den neuen Roman von Martin Walser „Halbzeit“: Die Geschichte Anselm Kristleins, der nach abgebrochenem Philosophiestudium ressentimentgeladen das gesellschaftliche Leben in der Bundesrepublik beobachtend und mürrisch kritisierend wie breit ausmalend beschreibt. Hier wurde die Kehrseite nichteingelöster Erwartungen und Hoffnungen mancher verunglückter akademischer „Karriere“ sichtbar, zugleich eine latente Aggression auch gegen das neue Universitäts- und Bildungsestablishment. Was in fünfzehn Jahren in Westdeutschland in mühevoller Arbeit, von außen bewundert,

aufgebaut worden war, löste in „Halbzeit“ Verdruß aus. Die kritischen Stimmen nahmen in den nächsten Jahren zu. Man sprach gelegentlich zurückblickend von den Jahren nach 1945 als einer Zeit der „Restauration“.

Restauration? Man hatte in Münster nicht nur die Innenstadt, die Kirchen, den Dom, den Prinzipalmarkt wieder aufgebaut, historische Gebäude „restauriert“. Restauration – Wiederherstellung, Erholung – hatte auch im gesellschaftlichen Leben, in Schule, Universität, Kirchen, Politik und in den Familien stattgefunden. Ein starkes Bedürfnis nach geordnetem Leben hatte die manchmal etwas anarchischen, zügellosen Nachkriegsjahre abgelöst. Kirchen und Universität erwiesen sich dabei in Münster vorzüglich zur Selbstdarstellung von Ordnung, Disziplin und Respektabilität geeignet. Die durch den Krieg und die Nachkriegsjahre geschundene lokale und regionale Gesellschaft legte Wert darauf. Sie war nicht mehr dieselbe wie vor 1945: Die Bevölkerungsfluktuation war erheblich gewesen, verstärkt durch die Zuwanderung der „Flüchtlinge“ und „Vertriebenen“. Die regionalen Bindungen verflüchtigten sich noch stärker als es bereits vor 1945 der Fall gewesen war. Die neuen politischen Parteien, CDU, SPD, FDP, betonten allgemeine politische Ziele, gelegentlich auch Werte. Das Regionale (Westfalen) erhielt nur noch eine sekundäre, funktionale Bedeutung. Allerdings fand sich in Münster noch bis zur ersten Bundestagswahl 1949 ein großer Anteil von Zentrumswählern, der die neue CDU anfangs mißtrauisch und trotzig beobachtete. Einige Jahre später gewann die CDU in Münster die absolute Mehrheit. Erst bei den Landtagswahlen am 12. Mai 1985 erreichte die SPD in Münster zum erstenmal eine knappe Mehrheit vor der CDU. Die beiden Abgeordnetensitze der Stadt wurden dabei paritätisch auf beide Parteien verteilt.

Natürlich war das, was sich in Münster seit dem Ende der 40er Jahre abgespielt hatte, eine „Restauration“ gewesen. Aber sie hatte einen positiven Kern. 1948 hatte man in Münster zwei historische Ereignisse gefeiert: den Abschluß des Westfälischen Friedens vor dreihundert Jahren (1648) und die deutsche Revolution vor hundert Jahren (1848)⁴⁷. Das bedeutete, in die Gegenwart übertragen,

symbolisch: Verpflichtung zu einer internationalen Friedensordnung und zur Demokratie. Das war der Kern, alles andere rankte sich darum herum. Das Randwerk fiel manchem am meisten ins Auge.

So zog in das Münster der fünfziger Jahre nicht nur Leistung, Wiederaufbauwille, sondern auch ein Zug zum öffentlichen Puritanismus, strenger sozialer Selbstkontrolle und latenter geistiger Zensur ein, der erst in den sechziger Jahren wieder gelockert wurde. Dieser Trend wirkte sich sowohl in der Universität wie auch in den Aufführungen des städtischen Theaters aus. Man huldigte unverkennbar einem öffentlichen Autoritätsdenken, bis man, der selbst-angelegten Fesseln überdrüssig, in den 60er Jahren das kulturelle Leben liberalisierte. Man sprach von da ab, erst noch vorsichtig, dann häufiger von „Emanzipation“, bis in den 70er Jahren die „Emanzipation“ zu einer neuen geistig-sozialen Autorität wurde – womit in Münster eigentlich niemand gerechnet hatte.

Zu den unangenehmen Begleiterscheinungen der Restauration hatte das Aufspüren von „Ordnungsgegnern“ gehört, eine Haltung, die durch die in der Bundesrepublik weitverbreitete antikommunistische Grundstimmung begünstigt wurde, die alles, was nicht einfach und eindeutig „positiv“ war, dem sozialen Verdikt unterwarf. Einige jüngere Wissenschaftler, die sich Ende der fünfziger Jahre der Aktion „Kampf dem Atomtod“ angeschlossen hatten, erlebten, daß sie in einer damals kursierenden Liste der Aktion „Rettet die Freiheit“ als Kommunistenfreunde aufgenommen wurden, darunter auch Hermann Lübke, wenige Jahre später NRW-Staatssekretär im Kultusministerium für das Hochschulwesen. Lübke lehrt heute in Zürich Philosophie. 1959 wurde Walter Hagemann (1900–1964), der das publizistische Institut aufgebaut hatte und sich durch seine Arbeiten „Grundzüge der Publizistik“ (1947) und „Publizistik im Dritten Reich“ einen Namen gemacht hatte, von seiner Professur aus politischen Gründen suspendiert. Er ging nach Ost-Berlin und lehrte dort an der Humboldt-Universität bis 1964.⁴⁸

Das angespannte innenpolitische Klima in der Bundesrepublik während der Jahre 1956 bis 1959 brachte gelegentlich Wellen politischer Hysterie hervor, auch in der Universitätsstadt Münster. In Erinnerung an die Niederwerfung des Ungarnaufstands durch russische Truppen 1956 wurden die Debatten um eine westdeutsche Rüstung, Wehrpflicht und atomare Bewaffnung geführt. Auf beiden Seiten, bei Befürwortern und Gegnern, meldeten sich Wissenschaftler zu Wort. Bereits 1957 hatten zwölf westdeutsche Naturwissenschaftler eine atomare Bewaffnung und zugleich ihre Mitarbeit an deren Erstellung öffentlich abgelehnt. Die Diskussionen in der Presse wie im Bundestag zogen sich bis 1958 hin. Im Mai 1958 hatten auch sieben katholische Moraltheologen der BRD eine befürwortende Stellungnahme – angesichts der „Gefahr des Bolschewismus“ – abgegeben. In dieser Situation meldete sich der Münsteraner Bundestagsabgeordnete Peter Nellen zu Wort. Schon bei den Debatten im Bundestag über die Wiedereinführung der Wehrpflicht hatte er sich erfolgreich für die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen eingesetzt. In einer Broschüre „Sieben Moraltheologen – Ausblicke im Atomzeitalter“ widerlegte er entrüstet die „Atomtheologie“, verwarf sie als unchristlich, da sie „in Verzweiflung und trotziger Resignation“ den Bolschewismus – „als Ideologie schon wirksam genug, als Imperium politisch und militärisch mächtiger als uns lieb ist“ – „zu einer Übermacht heraufgesteigert und satanisiert“ habe.⁴⁹

Peter Nellen hatte während seines Studiums in Münster zu den Hörern Peter Wusts gezählt. Die Bundesrepublik kennt wenig Abgeordnete, die ihre eigene Meinung und Überzeugung so klar und offen – auch gegenüber dem Druck der politischen Erwartungshaltung des eigenen lokalen Sozialmilieus, in dem sie leben und arbeiten, – ausgesprochen haben. Tatsächlich reagierte Münster zunehmend gereizter auf die politischen Alleingänge seines Bundestagsabgeordneten. 1960 trat Nellen, der katholische Nonkonformist, aus der CDU aus und schloß sich der SPD an. In der Stadt gab man sich entrüstet, einige Wissenschaftler der Universität und der katholischen Pädagogischen Akademie bekundeten ihre Sympathie.

Anfang der 60er Jahre kam geistiges Unbehagen und selbstkritischer Zweifel in der Studenten- und Akademikerschaft des nach wie vor stark katholisch geprägten Milieus der Stadt Münster auf. Der gleiche Vorgang läßt sich in anderen westdeutschen Städten mit einem ähnlichen Milieu beobachten. Man wurde gegenüber einer allzu positiven und naiven Selbstdarstellung und der Verklärung der eigenen Vergangenheit unter dem Nationalsozialismus mißtrauisch. Die Legendenbildung, die die Gestalt Kardinal von Galens inzwischen umrankte, wurde nicht mehr einfach hingenommen.

1961 schrieb der 31jährige Assistent am Seminar für Öffentliches Recht und Politik der Universität Münster Ernst-Wolfgang Böckenförde, der 22 Jahre später zum Richter am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe berufen wurde, einen kleinen Aufsatz in der katholisch-literarischen Zeitschrift „Hochland“, der unerwartet eine erregte Diskussion auslöste. Er trug den Titel: „Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933“⁵⁰ Der Autor warf darin dem deutschen katholischen Episkopat vor, sich bei dem Abschluß des Reichskonkordats vom 20. Juli 1933 mit der Regierung Hitler gegenüber dem erst seit wenigen Monaten etablierten NS-Staat allzu gefügig gezeigt zu haben. Um bestimmte kirchliche und schulische Rechte zu sichern, habe man grundlegendere demokratische und freiheitliche Rechte bereitwillig preisgegeben. Man habe im Grunde nur an sich selbst gedacht, und die Bischöfe hätten aus einer undemokratischen obrigkeitstaatlichen Haltung gehandelt.

Im gleichen Jahr erschien das aufsehenerregende Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer „Griff nach der Weltmacht“, das auf einer anderen Ebene historische Mythen und eine naive geschichtliche Selbstdarstellung angriff. Sei nicht Deutschland, so fragte Fischer und belegte seine Thesen ausgiebig mit archivalischem Material, am Ausbruch des Ersten Weltkriegs schuld gewesen? Gebe es nicht auch im Ersten Weltkrieg, nicht nur 1933 bis 1945, schwerwiegendes deutsches Versagen? Diese Diskussion richtete sich eher an die westdeutsche protestantische Bildungsschicht und deren Traditionsbewußtsein. Beide Diskussionen, sowohl die von Böckenförde wie die von Fischer entfachte, waren für das kritischer

werdende geistige Klima des akademischen Lebens in der Bundesrepublik bezeichnend: eine positive Entwicklung.

Ein Blick auf die geistige Entwicklung der Universität Münster seit 1945: Man hatte im materiellen wie intellektuellen Leben in Westdeutschland einen großen Nachholbedarf und suchte, ihn zu befriedigen. Seit den 50er Jahren holte man in Westdeutschland nach, wovon man während der NS-Jahre kulturell und zivilisatorisch ausgeschlossen gewesen war: die moderne Literatur des Westens, die Liberalität des öffentlichen Denkens, die freie Presse, freies politisches Leben, individuelle Freiheiten in Konsum, Berufswahl, Reisen, Bildung. Die Akademiker entdeckten wieder das individuelle Persönlichkeitsideal und generell genoß man jetzt das, was seit den zwanziger Jahren als „modernes Leben“ auch im privaten Lebensstil bezeichnet wurde. Äußerlich stellte es sich in den technischen Mitteln dar, die bereitgestellt wurden: Auto, Rundfunk, Kühlschrank, Waschmaschine, elektrische Küchengeräte, komfortable Wohnungseinrichtung, später das Fernsehen. Daß diese „Revolution“ des Lebensstils in seinen Äußerlichkeiten auch den Stil des wissenschaftlichen Arbeitens beeinflusste, weiß jeder, der davon tangiert ist.

Auch die Hochschule hatte ihren Nachholbedarf, nicht nur an modernen Techniken und Geräten, sondern zugleich intellektuell. Jetzt rezipierte man die geistige Entwicklung des westlichen Auslands der letzten dreißig Jahre, vor allem Frankreichs, Englands und der USA. Man stieß auch dort, wo noch vorhanden, die bisherige „Fraktur“ als Buchschrift ab und ersetzte sie durch die internationale westliche „Antiqua“. Offiziell war diese Wende bereits 1941 eingeführt worden. Nationale Strukturen der Wissenschaft wurden zugunsten internationaler zurückgedrängt. Das galt auch für die Geschichte, die Philosophie, die Sprachen, die Literatur, die Theologie; bei den Naturwissenschaften hatte sich eine „nationale Tradition“, in den dreißiger Jahren praktisch nicht einführen lassen. In den Bibliotheken der Seminare und in der Universitätsbibliothek wuchs die internationale wissenschaftliche Literatur schnell an. Ohne Zweifel ging jetzt von den Wissenschaften, auch in Münster,

ein starker Impuls zur Auflösung des Nationalismus aus. Man fuhr zu internationalen Kongressen, zunächst aus Interesse und bald zunehmend auch mit Rücksicht auf die eigene Reputation in der Heimat.

Schon von den zwanziger Jahren – unter den Bedingungen eines freieren wissenschaftlichen Arbeitens in der Weimarer Republik – kann man nicht sagen, daß von Münster besonders anregende geistige Impulse ausgegangen wären. Die intellektuellen Anreger Europas des 20. Jahrhunderts wie Husserl, Cassirer, Heidegger, Scheler, Bergson, Croce, Jaspers, Mounier, Bloch, Marcuse, Piaget hatten sich andere Arbeitsplätze als Münster gesucht. An dieser Tradition der Distanz gegenüber den neuesten Ideen hielt man sich in Münster auch in den fünfziger Jahren: man suchte nicht das Besondere, Außergewöhnliche, sondern die Mitte. Doch Münster war in seinem Zuschnitt, nicht mehr nur eine provinziale, wie im 19. Jahrhundert, oder eine nationale, wie seit 1902, sondern eine europäische Universität geworden.⁵¹ Man machte sich darüber nicht viel Gedanken, die Entwicklung kam wie an allen deutschen Universitäten fast automatisch: Sie zeigte sich in den angebotenen Themen der Lehrveranstaltungen und den Forschungsgebieten. Natürlich vollzog sich dieser Prozeß nicht ganz schmerzlos.

Neben der Universität hatte sich in den fünfziger Jahren auch in Münster eine neue Hochschule etabliert: die Pädagogische Akademie, zunächst als katholische Hochschule der Lehrerausbildung. Bald kam eine zweite, evangelische Pädagogische Akademie hinzu. Durch die Politik des damaligen nordrhein-westfälischen Kultusministers Paul Mikat zusammengeschlossen, erhielten die beiden Akademien 1967 den neuen Status einer Wissenschaftlichen Hochschule mit Promotions- und Habilitationsrecht. Die neue Hochschule war damit der Universität in den Rechten gleichgestellt.⁵² Die Pädagogische Hochschule, nicht so überorganisiert wie die immer größer werdende benachbarte Universität, hatte relativ mehr weibliche Dozenten unter den Lehrenden als die Universität und die Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden war offener und umgänglicher. Auch waren die Pädagogischen Hochschulen in sich

intellektuell homogener. Folglich gab es an der Pädagogischen Hochschule Münster 1968 im Zuge der „Studentenrevolte“ keine wirkliche „Krise“, nicht solche Dramen, Schicksale, Zusammenbrüche, Gewaltanwendungen, Unhöflichkeiten und Gehässigkeiten, wie sie die benachbarte Universität zustandebrachte. Im Jubiläumsjahr 1980 wurden Pädagogische Hochschule und Universität zusammengelegt.

Die deutsche Literatur, auch die „moderne“, tut sich bekanntlich schwer, tatsächliche Lebensbezüge in Literatur umzusetzen. So gibt es keinen Roman, in dem die Welt der Universitäten, die Verwicklungen zwischen Privatem, Ehe, Familie, Kollegen, Studierenden, die intellektuellen Probleme eines Wissenschaftlers, gelegentlich Dramen um Berufungen halbwegs realistisch dargestellt werden, wie das etwa in den englischen und amerikanischen Romanen von C. P. Snow („The Masters“, 1951), Angus Wilson („Anglo-Saxon Attitudes“, 1956) oder über das Leben im Umfeld der Colleges in den Romanen von Mary McCarthy, Joyce Carol Oates, Iris Murdoch und vielen anderen Autoren geschieht. Auch scheuen sich bei uns Professoren, nach der Ementierung ihr eigenes Leben zu beschreiben, so daß das Publikum eigentlich wenig von der inneren Welt des Hochschullebens kennt. Die Münsteraner Autobiographien Heinrich Behnkes, Josef Piepers und Benno von Wieses sind eine Ausnahme. Immerhin hat Heinrich Böll 1955 in seinem Roman „Das Brot der frühen Jahre“ eine Pädagogikstudentin mit Namen Hedwig literarisch anerkannt: Sie befreit ihren Freund Walter Fendrich aus den Verstrickungen von Gier und Selbstsucht der dort beschriebenen westdeutschen Gesellschaft der 50er Jahre. Nur, Hedwig studierte nicht in Münster, sondern in Köln . . .

Die 1968 einsetzende Protestbewegung der Studenten wirkte auf die Universität Münster wie ein Schock. Vorlesungen wurden gestört oder abgebrochen, Seminare „umfunktioniert“, Professoren persönlich beleidigt und terrorisiert. Es gab öffentliche Diskussionen über die Hochschulreform, manchmal mit Hunderten von Teilnehmern. Eine in Münster bis dahin sehr autoritätsbewußte Professorenschaft hatte erheblich an Autorität verloren und fühlte

sich in ihrem sozialen Selbstverständnis erschüttert. Die ältere Professorgeneration wurde allerdings bald durch eine jüngerer, ältere, nicht immer bessere ersetzt: von den Studierenden bald schon etwas augenzwinkernd und freundlich „Profs“ genannt. Bei allem Grundsätzlichem darf man nicht verkennen, daß die meisten der älteren Professoren ihre akademische Jugend in der NS-Zeit verbracht hatten, ihnen von daher nicht nur eine kritisch-protestierende, sondern selbst eine liberal und offen eingestellte Studentenschaft fremd war. Die „Ordinarienuniversität“ war zusammengebrochen – nicht die Universität.⁵³

Bei einem Festakt der Universität Münster zum Jubiläum von 1980 befaßte sich Helmut Schelsky, 20 Jahre nach seiner Antrittsvorlesung von 1960, rückblickend in einem Vortrag auch mit der Protestbewegung der Jahre 1968–1975 und bewertete sie aus eigener Erfahrung: „Enttäuscht hat mich nicht der utopische Protest der Studenten und seine Äußerungsform, die ja gerade in der deutschen Universität eine lange Tradition haben, sondern der charakterliche und karrierebedingte Opportunismus von Kollegen und jüngeren Wissenschaftlern.“⁵⁴

Zur gegenwärtigen Situation der Universität noch einige Zahlen: Die Studentenzahl betrug 1950 an der Universität Münster 5381 (davon 23,4% weibliche Studierende). Im gleichen Jahr lag die Gesamtzahl der Studierenden in der Bundesrepublik bei 74258. Zehn Jahre später, 1960: in Münster 11092 (24,6% weibl.). Die Gesamtzahl der Studierenden der Bundesrepublik lag 1960 bei 223183. – Zwanzig Jahre später, 1970: in Münster 18212 (davon 26,1% weibl.). Gesamtzahl der Studierenden der Bundesrepublik: 381366. – Dreißig Jahre später, 1980: in Münster 32540 (davon 38,7% weibl.). Gesamtzahl der Studierenden der Bundesrepublik: ca. 700000. Selbstverständlich sind auch diese rapide anwachsenden Zahlen – wie schon in der ersten deutschen Wohlstandsgesellschaft nach der Jahrhundertwende – wesentlich auf materielle Anreize zurückzuführen. Hinzu kommt der bewußte Aufruf zum Studium, der von der Kulturpolitik der 60er und 70er Jahre ausging. Die Probleme, die sich mit diesen Zahlen verbinden, springen sofort ins

Auge. Sie sind aber sicherlich auch in Münster nicht nur organisatorischer, quantitativer, technischer, sondern auch ideeller, geistiger – und menschlicher Natur. Darüber macht man sich allerdings wenig Gedanken. Die intensive Diskussion der Hochschulreform in Münster, die seit 1960 nach dem Vortrag Schelskys einsetzte, hat das letztgenannte Moment am wenigsten berücksichtigt, und so wurde in die berühmt gewordene Gremienarbeit ein ungeheurer Aufwand an Energie, Intelligenz, Zeit und Leistung zu einem nicht geringen Prozentsatz vergeblich eingebracht.

Während die studentischen (männlichen) Verbindungen und Korporationen im privaten akademischen Leben der Universität traditionell bis in die fünfziger Jahre eine starke Rolle spielten – unterschieden nach konfessionellen und nicht-konfessionellen, farbentragenden und nicht-farben tragenden, schlagenden und nicht-schlagenden –, ging ihre Bedeutung innerhalb der Soziologie der Studentenschaft seit den sechziger Jahren zurück. Stattdessen entstanden in einigen Stadtvierteln neue studentische Lebensformen: unter einem ideologischen Vorzeichen „Kommunen“ und aus praktischen Überlegungen „Wohngemeinschaften“. Auch die Form der Studentenehe mit Kindern war bis in die fünfziger Jahre selten anzutreffen.

Die stärkste Ausstrahlungskraft auf das studentische Gemeinschaftsleben aber üben die beiden kirchlichen Studentengemeinden aus. Sie integrieren die Hochschule, wo die Fachbereiche, Fächer und Institute schon jedes Bemühen um ein universitäres Gemeinschaftsleben aufgegeben haben. Die Studentengemeinden zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Vitalität und Kreativität aus. Auch wenn sie, besonders die katholische Studentengemeinde, gelegentlich in Konflikt mit der durch den Bischof vertretenen „Amtskirche“ geraten, so findet doch nur in ihnen – wenn überhaupt noch – die „Universität“ im traditionellen Sinn statt: als Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, die neben dem städtischen Bürgertum eine eigenständige soziale Kultur entwickelt und pflegt. Auch von den Studentenpfarrern geht eine persönliche Ausstrahlungskraft aus, die noch nach dem Studium menschliche Verbindungen auf-

rechterhält⁵⁴. Die Bedeutung der kirchlichen Studentengemeinden wird meist unterschätzt.

Manche älteren Professoren, die – wie Heinrich Behnke über vierzig Jahre lang – in Münster gelehrt haben, beobachteten die inzwischen an der Hochschule eingetretenen Veränderungen etwas ratlos: So bemerkte Behnke in seinen Erinnerungen: „Alle Fragen über den Wandel der deutschen Universitäten sind schwer zu beantworten. Das Leben an den Universitäten läuft so auseinander, daß es unbeschreibbar geworden ist. Die alten Universitäten zerfallen heute in zwölf bis fünfundzwanzig Fachbereiche. Deren Leben kann sich ganz konträr zueinander entwickeln.“⁵⁵

Der Tenor der Beiträge zum zweihundertjährigen Jubiläum der Hochschule in der Festschrift und Gegenfestschrift 1980, die sich mit der inneren Situation der Universität nach 1968 befassen, wirkte überwiegend frustriert: achselzuckend resignierend, hinnehmend, protestierend. Gelegentlich wurden Personalkämpfe angedeutet, aber die Andeutung blieb vage. Selbstzweifel an der eigenen Wissenschaftlichkeit wurden laut. Man sucht nach Erklärungen. Unverkennbar hat sich in dem Lehrangebot der Universität Münster in den siebziger Jahren ein starker Soziologismus breitgemacht: fast in allen geisteswissenschaftlichen Fächern, von der Literatur, der Geschichte, Philosophie bis hin zur Theologie. Es scheint, als sei die „Geisteswissenschaft“ ganz unvermittelt in eine „Sozialwissenschaft“ umgeschlagen. Das Zauberwort „Sozialisation“ findet sich in Abwandlungen nahezu in dem Angebot aller geisteswissenschaftlichen Fächer. Nur besonders gesellig – wenn man den Bekundungen zum zweihundertjährigen Jubiläum glauben darf – scheint es im Jahre 1980 an der Universität Münster nicht zugegangen zu sein.

Im Jubiläumsjahr 1980 hätte es nahegelegen, zumal da im gleichen Jahr die gesamte Lehrerbildung in die Universität Münster integriert wurde, die Reform Fürstenbergs, das Reformkonzept der späteren deutschen Aufklärung und beginnenden Klassik wieder in Erinnerung zu rufen, sich auf die geschichtliche Tradition – nicht in vereinfachender Übertragung auf eine anders gelagerte Gegenwart –

als Anregung zu besinnen: in ihrer imponierenden Verbindung von Bildung, Wissenschaft, Nützlichkeit, praktischem Lebensbezug, Religiosität und Humanität. Dieses Reformkonzept, das zu dem historischen Besitzstand der Universität gehört, hätte sich wieder aufgreifen und fruchtbar machen lassen. Das wurde versäumt. In der Festschrift blättert man danach vergeblich. Aber glücklicherweise erschien in diesem Jubiläumsjahr die Untersuchung eines Historikers der Universität von Neu-Mexico, USA, McClelland, der daran erinnert, daß Fürstenbergs Neugründung und Reform von 1780 zu den bedeutenden kulturellen Leistungen im Deutschland des 18. Jahrhundert zählte.⁵⁶

Am beständigsten haben sich in der zweihundertjährigen Münsteraner Universitätsgeschichte die Studierenden erwiesen, ganz anders als ihre Professoren. Denn während seit hundert Jahren, also seit dem Kulturkampf, Außenberufungen von Professoren in Münster die Regel sind, kommen die Studierenden seit eh und je aus denselben Städten der Region Westfalen und im Kerngebiet aus dem Münsterland: um 1800 wie 1850, um 1902 wie 1930 und 1980. Das Rechenzentrum der Universität Münster hat in einem Computerausdruck vom 5. 7. 1979, bei einer Auswertung der Angaben von 31 447 Studierenden diese geschichtliche Erfahrung für die Gegenwart erneut bestätigt⁵⁷: Die Abiturienten der Stadt Münster selbst bleiben in der Regel zu Hause, um hier – zu 72% – zu studieren. Jeder 6. Student in Münster ist statistisch Münsteraner. Die übrigen Studierenden werden von den benachbarten Kreisen Coesfeld, Steinfurt, Warendorf und der kreisfreien Stadt Hamm nach Münster geschickt. Das ist das Kerneinzugsgebiet. Darüber hinaus erfaßt die heutige Universitätsregion Münster die nächstangrenzenden Kreise Borken, Recklinghausen, Unna, Soest, Hochsauerland und aus Niedersachsen Bentheim, Emsland, Vechta, Osnabrück: die Gebiete des 1803 aufgehobenen Fürstbistums Münster. Auch die aufgeführten niedersächsischen Gebiete sind nach wie vor – durch das katholische Bistum Münster – ebenso wie Teile des Niederrheins (Wesel, Kleve), die traditionell ihre Studierenden nach Münster schicken, kulturell mit Münster verbunden. Das Bistum Münster

erhielt seinen jetzigen geographischen Zuschnitt 1821. Obwohl die heutige Universität Münster längst keine katholische Universität mehr ist, blieb diese kulturelle Tradition der Region bis heute erhalten.

In den letzten zweihundert Jahren gab es im Zuge der politischen und administrativen Veränderungen, der Bevölkerungsverschiebungen und den Entscheidungen der Kulturpolitik auch Veränderungen in dem Einzugsbereich der Universität Münster. So kamen im 19. Jahrhundert zunehmend Studierende von außerhalb des Münsterlands aus Bielefeld, Detmold, Hamm, später seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aus den neuentstandenen industriellen Großstädten Dortmund, Herne, Recklinghausen, Bottrop, Witten. Münster war seit 1902 die einzige Regionaluniversität Westfalens, damit auch die einzige Universität der Industrieregion an der Ruhr bis in die 60er Jahre und wirkte prägend auf die Region ein. Erst mit den Entscheidungen der Hochschulpolitik der 60er Jahre, der Neuerrichtung der Universitäten Bochum (1965), Dortmund (1969), Bielefeld (1969), Düsseldorf (1969), sowie der Gesamthochschulen Duisburg, Essen und Paderborn (1972),⁵⁸ veränderte sich der Einzugsbereich von Münster und näherte sich wieder stärker dem fürstbischöflichen Zuschnitt von 1780 an, bedingt durch die Maßnahmen der Düsseldorfer CDU-FDP, später SPD-FDP-Landesregierung unter den Kultusministern Mikat, Holthoff und Rau: jedenfalls äußerlich. Auf den rapiden Zuwachs der Studentenzahlen in Münster auf fast 45000 – 1985 – hatten die benachbarten Universitätsneugründungen offensichtlich keinen Einfluß, höchstens, daß die Universität Münster, aller Modernität zum Trotz, noch heimat- jedenfalls regionalverbundener wurde.

Vielleicht sollte man die Geschichte der Region Westfalen gerade in dem Bereich der Universität verfolgen, dem Mittelpunkt der Verflechtung von kulturellem, gesellschaftlichem, wirtschaftlichem und politischem Leben der Region Westfalen mit der deutschen und europäischen Gesellschaft und Kultur.

Eine ausgeprägte, gefühlsmäßige Bindung der Studierenden an das Münsterland, an Westfalen, an die „Heimat“ gibt es heute nicht

mehr. Darin unterscheidet sich die gegenwärtige Studentenschaft der Region kaum von den westfälischen Studenten vor fünfhundert Jahren, als Werner Rolevinck sie 1474 zum ersten Mal in seinem Überblick über die Soziologie der Bildung des mittelalterlichen Westfalens beschrieb. Ein Punkt hat sich natürlich in der Zwischenzeit von 1474 bis 1985 verändert: Westfälische Studenten und Studentinnen besuchen in der Regel nicht mehr die fernen Universitäten des Auslands, sondern sie lassen die Professoren zu sich nach Westfalen kommen. Man studiert in der modernen Gesellschaft lieber am heimischen Herd.⁵⁹ Ein zweiter Punkt konnte von Rolevinck gleichfalls nicht vorausgesehen werden: Heute zählt die Universität Münster schon fast ebensoviel weibliche (20600) wie männliche (24400) Studierende.⁶⁰ In diesem Punkt ist die Abkehr vom universitären Leben des Mittelalters in Münster vollkommen.

Allgemein steht man in Münster nicht nur den ideellen, sondern auch den praktischen Problemen, die die Universität Münster heute – in der Größenordnung einer Mittelstadt mit rund 55 000 Lehrenden, Lernenden und Beschäftigten innerhalb einer Großstadt von etwa 265 000 Einwohnern – stellt, etwas hilflos gegenüber. Das wirkt sich bis in die Bebauung aus, für die zwei unterschiedliche Bauämter, das städtische und das NRW-staatliche, zuständig sind. Faktisch ist die Universität nicht in die Stadt Münster integriert, sondern lebt von ihr unabhängig und getrennt. Eine Mitträgerschaft der Stadt an der Universität herzustellen, wie dies bei den städtischen Gymnasien der Fall ist, läge nahe. Sie würde vielleicht auch einige unnötige Spannungsmomente aus der Hochschule nehmen. Aber an eine solche Lösung, die Verbindung von „town and gown“ (McClelland), denkt niemand in Nordrhein-Westfalen. Die deutsche Hochschulgeschichte kennt durchaus Universitäten in kommunaler Trägerschaft: die Universitätsgründung Frankfurt 1914 war ein kommunales Unternehmen. Aber es scheint, daß noch in absehbarer Zeit die Hochschule freischwebend ihr Eigendasein verwaltungstechnisch fortsetzen und kontinuierlich über ihre eigenen Probleme nachdenken wird.

Die Münsteraner Kommunalpolitiker, stärker als die Berufshistoriker der Universität an geschichtlicher Tradition interessiert, begründeten in Erinnerung an den „Westfälischen Frieden“ von 1648 den „Historikerpreis der Stadt Münster“, der 1982 erstmals an den amerikanischen Historiker Gordon A. Craig für dessen Buch „Deutsche Geschichte 1866–1945“ verliehen wurde. In seiner Ansprache bei der Verleihung warnte Craig eindringlich seine Berufskollegen, besonders die jüngeren unter ihnen, vor einer Verkürzung der historischen Forschung zu einer sozialwissenschaftlichen Technik und vor dem Verzicht auf die zusammenfassende Aufbereitung der Vergangenheit. Dies sei, so führte er aus, ein gefährlicher Trugschluß:

„Denn Geschichte ist weder vom Gegenstand noch vom Zweck her eine exakte Wissenschaft, sondern eine humanistische Disziplin . . . Ihr Hauptgegenstand sind Menschen, und Geschichte ist, wie Thukydides vor langer Zeit sagte, das Studium nicht von Umständen, sondern von Menschen in Umständen. Wer das vergißt, weil er in sein eigenes spezielles Interessengebiet verliebt ist oder fasziniert von den modellbildenden Aktivitäten und Idealtypen der Behaviouristen, kann nur als einfältig bezeichnet werden.“⁶¹

¹ „Knapp ein Dutzend“ (Behnke, S. 165). – „Das Wahlgremium gab anschließend in der Regionalpresse bekannt, daß sie „niemals Parteigenossen waren und keinen Vorteil durch die Nazipartei erstrebt hatten.“ (Neue Westfälische Zeitung Nr. 28 vom 14. 9. 1945, zit. nach: 200 Jahre, S. 117).

² Behnke, S. 166.

³ „Der Bischof wuchs bei dem Fehlen jeglicher deutscher politischer Repräsentanz in die Rolle eines Landesvaters hinein, aber gleichzeitig auch in die eines Sprechers für einen Staat, der nicht mehr existierte.“ (R. Morsey, Clemens August Kardinal von Galen zum Gedächtnis, Münster 1967, S. 21)

⁴ W. Först, Geschichte Nordrhein-Westfalens 1945–1949, Köln 1970, S. 34f.

- ⁵ Vgl. H. Klein, Ein ‚Löwe‘ im Zwielficht. Der Bischof von Galen und die katholische Opposition gegen den Nationalsozialismus, in: Münster. Spuren aus der Zeit des Faschismus, Münster 1983, S. 65–80.
- ⁶ Georg Denzler (Widerstand oder Anpassung? Katholische Kirche und Drittes Reich, München 1984, S. 124f.) zitiert einen Brief des früheren Kölner Oberbürgermeisters und späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer an einen Bonner Pastor vom 23. Febr. 1946: „Nach meiner Meinung trägt das deutsche Volk und tragen auch die Bischöfe und der Klerus eine große Schuld an den Vorgängen in den Konzentrationslagern. . . Ich glaube, daß wenn die deutschen Bischöfe alle miteinander an einem bestimmten Tag von der Kanzel aus dagegen Stellung genommen hätten, sie vieles hätten verhüten können. Das ist nicht geschehen und dafür gibt es keine Entschuldigung.“
- ⁷ Bereits die 1934 erstellte Untersuchung „Der Raum Westfalen“, an der auch Karl Zuhorn mitgearbeitet hatte, hatte die geschichtliche Verbindung der niederrheinisch-westfälischen Region wieder aufgearbeitet, die verwaltungspolitisch zum ersten Mal – 1500 durch den Augsburger Reichstag – in dem Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreis, wenn auch nur in einer lockeren Form, realisiert worden war. (Vgl. P. Casser, Der Niederrheinisch-Westfälische Reichskreis, in: Der Raum Westfalen II, 2 (1934). – Generell: K. Rohe, Politische Traditionen im Rheinland, in Westfalen und Lippe. Zur politischen Kultur Nordrhein-Westfalens, in: Nordrhein-Westfalen. Eine politische Landeskunde, hg. W. Fehling u. B. Sindermann, Köln 1984, S. 14–34).
- ⁸ Först, S. 105.
- ⁹ Behnke, S. 175.
- ¹⁰ G. Schreiber, Hochschule und Volkstum in der neuen Zeit. Rektoratsrede zur Wiedereröffnung der Westfälischen Landesuniversität am 3. 11. 1945, Recklinghausen 1945, S. 4.
- ¹¹ (A. a. O., S. 7) – Schreiber sprach von der Respektierung der Religion als „öffentliche Lebensmacht“ und von dem „Zeitalter einer neu aufgenommenen philosophischen Wertlehre“ (S. 7).
- ¹² Hochschule und Christentum. Reden zur Eröffnung der Ev.-Theol. Fak. zu Münster 1946, Münster 1946, S. 4; Universität Münster, S. 248.
- ¹³ Behnke, S. 178: „Er (von Galen) bestieg eine offene Kutsche, die von vier Schimmeln gezogen wurde. Und nun setzte sich ein feierlicher Zug in Bewegung. Voran ein englischer Panzer, dann Radfahrer, Reiter, Geistliche und junge Theologen, die von allen Seiten den Wagen des Kardinals umgaben, dahinter Kutschen mit dem Domkapitel und älterer Geistlichkeit, schließlich in großer Zahl kirchliche Vereine aus der ganzen Diözese mit Fahnen. An der Seite der Ruinenstraße, durch die der Zug kam, stand dicht gedrängt das Volk, vielfach in gefährlicher Lage auf Steinen und Hausresten stehend . . .“

- ¹⁴ Behnke, S. 172. – Behnke schildert eine von ihm erlebte Situation in der britischen Stadtkommandantur: „Dieses Warten vor der Wache habe ich in übler Erinnerung. Man traf da immer wieder dieselben Leute, darunter zwei Ehefrauen von nichtreüssierten Kollegen. Ich fragte mich, was die hier wohl machen? Dann fiel es mir ein: ‚Klar, die denunzieren!‘ Weil ich sie befremdlich übersah, hat eine es etwas später bei mir versucht. Das war aber so albern, daß niemand es ernst genommen hat.“ (A. a. O.)
- ¹⁵ Vgl. „Bericht des Dekans der Kath.-Theol. Fak. (Pascher) an den Rektor der Universität Münster über die Tätigkeit der Fak. gegen den Nationalsozialismus“ vom 30. 10. 1945, in: Hegel, Kath.-Theol. Fak. II, S. 416–419. Dort heißt es u. a.: „Die Grundsätze, wie sie in der Kath.-Theol. Fak. pflichtgemäß vorgetragen werden, bedeuten eine stille, aber starke Gegenwirkung gegen den Nationalsozialismus“. Pascher nannte die große Hörerzahl in den Vorlesungen von Schmaus und Lortz in den Jahren 1940–1944. – Für die ersten Jahre nach 1933 hieß es: „Auch an der hiesigen Fakultät wurde der Versuch gemacht, den Nationalsozialismus in gerechter Abwägung des Positiven und Negativen zu würdigen und darauf fußend, die positiven Elemente in seiner Lehre und Praxis zu stärken. Es fehlte nicht an Männern, die die Hoffnung hegten, es könne auf diesem Wege gelingen, die nationalsozialistische Bewegung zu einer aufbauenden Kraft für das Leben der Völker zu machen.“ An Namen nannte Pascher Schreiber selbst, („Entgiftung des Nationalbewußtseins“), sowie Schmaus und Lortz. („Weiter ging Lortz, indem er von ähnlichen Erwägungen aus, das Bekenntnis zu einem positiv angesehenen Nationalismus und den Einsatz für ihn verlangte“). Diese „positiven akademischen Versuche“ seien aber, da sie sich als wirkungslos erwiesen, bald „tatsächlich aufgegeben“ worden. – Pascher (Liturgiewissenschaftler) selbst war erst seit 1940 in Münster tätig.
- ¹⁶ 200 Jahre, S. 118. – Von den 38 entfiel keiner auf die Ev.-Theol. Fak., 1 auf die Kath.-Theol. Fak., 17 auf die Medizinische, 16 auf die Phil.-Nat. Fak.
- ¹⁷ Die „Gegenfestschrift“ (1980) kommt zu dem Ergebnis, daß insgesamt, unter Berücksichtigung von Berufungen an andere Hochschulen, in Münster nur drei Professoren dauerhaft von der Entnazifizierung betroffen waren und kommentiert: „Ganze drei Professoren bleiben somit übrig, die im Ergebnis der Entnazifizierung an der Universität Münster nie mehr ein akademisches Lehramt bekleiden sollten; läßt sich dieses magere Resultat – so muß gefragt werden – überhaupt noch als eine ‚Entnazifizierung‘ bezeichnen.“ (200 Jahre, S. 125)
- ¹⁸ Behnke, S. 172f.
- ¹⁹ Behnke, S. 184: „Sein Nachfolger wurde der Prof. für chemische Physiologie Emil Lenartz. Er hat sich in den drei Jahren, während er regierte, viele Verdienste um den Wiederaufbau erworben. Glänzend war

sein Zusammenspielen mit den englischen Militärs und dann auch später mit der Landesregierung. Aber der Glanz und die Wärme, die der Prälat entfaltete, haben ihm gefehlt. Auch konnte oder wollte er nicht zwischen den leistungsstarken Professoren und den Mitläufern unterscheiden.“

- ²⁰ Bei den Landtagswahlen in NRW am 20. Apr. 47 hatten die CDU: 37,4%, die SPD: 32,0%, die KPD: 14,0%, das Zentrum: 9,8%, die FDP: 6,0% erzielt.
- ²¹ Stenograph. Bericht über die 1.–3. Sitzung des Landtags NRW am 19., 20. und 21. Mai, Düsseldorf o. J., S. 9–48.
- ²² A. a. O., S. 40f. Über die Anfänge des parlamentarischen Lebens: P. Hüttenberger, Nordrhein-Westfalen und die Entstehung seiner parlamentarischen Demokratie, Siegburg 1973.
- ²³ Vgl. Behnke, S. 192: „Im Math. Inst. war der Mann, der für CARE-Pakete sorgte, Pater Karl Thullen S. V. D. Er war vor dem Krieg nach der Auflösung seines Klosters zu uns gekommen, um ein staatlich anerkanntes Studium der Mathematik durchzuführen und zugleich am Wochenende Geistliche im weiten Umkreis zu vertreten. Sein Einfluß auf seine Kommilitonen war erstaunlich gewesen. So wurde er mit Freuden begrüßt, als er 1946 nach abenteuerlichen Kriegserlebnissen in Ägypten und Italien zu uns zurückkam, um sein Studium zu beenden. Die menschliche Wärme, die er ausstrahlte und der Eifer in der Arbeit wirkten sich im kleineren Kreis meiner Mitarbeiter sehr günstig aus. Außerdem wußte ich, daß ich von ihm wieder einen Wink bekäme, wenn ein Anliegen unserer jungen Mitarbeiter übersehen würde. Aber seine Mitarbeit an unserem Institut hatte noch eine weitere, nicht vorauszusehende günstige Auswirkung. Er hatte eine Tante in Newark im Staate New Jersey, USA. Sie war Oberin eines Krankenhauses und bereit und imstande, nach Deutschland CARE-Pakete zu schicken. So kamen manche CARE-Pakete ins Institut. Alles stürzte herbei, und Pater Thullen verteilte seine Schätze. Schließlich drehte er das leere Paket um und warf die Papierhüllen zum Ofen. Das wiederholte sich und brachte manche Zufriedenheit in das schwere Leben jener Tage.“
- ²⁴ Behnke, S. 193.
- ²⁵ Stenograph. Bericht über die 4.–7. Sitzung des Landtags von NRW am 16., 17. u. 18. Juni 1947, Düsseldorf o. J., S. 14.
- ²⁶ A. a. O., S. 33.
- ²⁷ In NRW entstanden 11 der insgesamt 40 Pädagogischen Akademien der Bundesrepublik.
- ²⁸ 1960 zählte die Universität Münster 11 000 Studenten. Der Anteil weiblicher Studierender lag bei 24% (Universität Münster, S. 165).
- ²⁹ Lilly Kemmler u. Heinz Heckhausen, in: Universität Münster, S. 325. Über Metzgers wissenschaftlichen Stil: „In den Dienstagsnachmittags-Kolloquien, in denen alles versammelt war, wurde unter Metzgers

kritisch-klärender Leitung neueste Literatur diskutiert, die diesen oder jenen erregt hatte. Dabei gab es keine abgegrenzten Themenbereiche. Gegen alle Regeln hochschuldidaktischer Trockenkost stand das gesamte Gebiet der Psychologie zur Disposition. Assistenten und frisch Exami- nierte bereicherten nach und nach das Curriculum mit selbsterworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten.“ (A. a. O.) – Zur Semesterexkursion der 30–40 Psychologiestudenten (in den 50er Jahren): „Jedes Jahr und unter Führung des Ehepaars Metzger ging das Institut komplett wie ein Tourneetheater auf Auslandsexkursion. Zielpunkte des mittelgroßen Busses waren angewandte Einrichtungen und herausragende Wissen- schaftler in den Nachbarländern wie Josef Nuttin (Löwen), Jean Piaget (Genf), Richard Meili und Hans Zulliger (Bern), Hubert Rohracher und Viktor Frankl (Wien). (A. a. O., S. 326)

- ³⁰ B. Rensch, Gedächtnis, Begriffsbildung und Planhandlungen bei Tieren, 1973.
- ³¹ A. Müller-Armack, Genealogie der Wirtschaftsstile, ³1944; ders.: Wirt- schaftslenkung und Marktwirtschaft, 1947; ders.: Diagnose unserer Gegenwart, 1949.
- ³² Dazu Müller-Wille selbst (1980): „Von den allein durch Müller-Wille bis 1975 betreuten Dissertationen (89) sind 55 Beiträge zur nordwestdeut- schen Landesforschung.“ (Universität Münster, S. 489)
- ³³ Als H. Volk sich 1962, inzwischen zum Bischof von Mainz gewählt und ernannt, von seinen Hörern verabschiedete, fragte (und antwortete) er: „Woran liegt es, daß mein bisheriges Amt, die Glaubenslehre vor Ihnen auszubreiten, so viel Freude bereiten kann? Es liegt offenbar an der Sache, die sich in ihrer Fülle immer wieder beglückend erweist, daß der Mensch die Kräfte seines Geistes und Herzens daran zu entzünden vermag. Wenn alle Wirklichkeit schon einer aufschließenden Betrachtung fähig ist – das ist eine geläufige Aussage – dann erst recht die Dinge, welche durch die Theologie beschrieben werden sollen.“ (H. Volk, Zur Theologie des Wortes Gottes, Münster 1962, S. 7).
- ³⁴ Grundmanns bekannteste Untersuchung: „Religiöse Bewegungen im Mittelalter“ (1935).
- ³⁵ Gollwitzer hatte sich 1950 in München mit der Untersuchung „Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“ (München ²1964) habilitiert, einer der ersten Beiträge der Nachkriegsjahre, der in das nationalverengte Blickfeld der deutschen Geschichtswissenschaft wieder europäische Dimensionen und Fragestellungen einbezog.
- ³⁶ Pieper über die ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit an der Päd. Akademie in Essen und die Entstehung eines informellen Gesprächskreises: „Ganze Abende wurden durch die Lesung eines einzigen Werkes gefüllt: Eliots ‚Mord im Dom‘, Sartres ‚Fliegen‘, Wilders ‚Kleine Stadt‘, einzelne

Kapitel aus Thomas Manns Roman ‚Dr. Faustus‘. Aber immer neu gerieten wir ins eigentliche Philosophieren; und allen trat, weit entfernt vom Pathos der fachlichen Terminologie, die Unergründlichkeit der Welt vor den Blick. Oft genug wurden an hellen Sommerabenden die Gespräche auf den Uferwegen des Baldeneysees, von den Studenten dann ‚See Genesareth‘ genannt, so lange fortgesetzt, bis wir, wenn die Sirenen die mitternächtliche Sperrstunde anzeigten, im Sturmschritt nach Hause laufen mußten.“ (Pieper, Noch nicht aller Tage Abend II, S. 22).

- ³⁷ B. von Wiese, Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen, Frankfurt a. M. 1982, S. 219– 266.
- ³⁸ A. a. O., S. 219. Von Wiese fügte hinzu: „Diese Jahre fielen ungefähr zusammen mit der erfolgreichen Wirtschaftspolitik Ludwig Erhards und der noch länger währenden Kanzlerschaft Konrad Adenauers, mit dem Wiederaufbau der Bundesrepublik Deutschland. Für mich waren es freilich keine ‚politischen‘ Jahre mehr. Seit der Nazi-Epoche hatte ich mir geschworen, in keine politische Partei mehr einzutreten.“
- ³⁹ A. a. O. S. 220.
- ⁴⁰ A. a. O., S. 221.
- ⁴¹ A. a. O. S. 221.
- ⁴² „Der Fachkollege von Raumer, der aus einer alten angesehenen Historikerfamilie stammte, bildete in jeder Hinsicht einen Gegenpol zu dem Historiker Grundmann. Er vertrat den konservativen Flügel in der Fakultät. Häufige Krankheit begünstigte seine Neigung zu Introversion . . . Seine Neigung zum Nörgeln und zum Sarkasmus gingen mir gelegentlich auf die Nerven . . . Auch in seiner zuverlässigen Korrektheit und in seinem gepflegten Bildungswissen erinnerte von Raumer mehr an das neunzehnte als an das zwanzigste Jahrhundert.“ (A. a. O., S. 224).
- ⁴³ Münster 1960.
- ⁴⁴ A. a. O., S. 5.
- ⁴⁵ A. a. O., S. 31.
- ⁴⁶ Schelsky hatte, fasziniert von seiner eigenen Idee, den „Prozeß der wiss. Zivilisation“ mit folgenden Worten beschrieben: „Dieser in seinen Erscheinungen heute völlig deutliche, in seinen Konsequenzen noch kaum durchdachte Prozeß bedeutet nämlich, daß überhaupt alles praktische Handeln von einiger Bedeutsamkeit heute von der Wissenschaft her begründet und gesteuert wird.“ Auch bisher „nicht-wissenschaftliche Berufe“ würden davon erfaßt, „der Bauer, der Techniker, der Buchhalter, der Gewerkschaftsfunktionär usw.“ (A. a. O., S. 29). – Die Folgerung sei, die „Grundprämisse der deutschen Universitätsidee und Bildungsvorstellung muß fallengelassen werden.“ – Im folgenden Jahr interpretierte Schelsky seine Idee der „Wissenschaftlichen Zivilisation“ nochmals in einem Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes NRW (Heft 96, Köln-Opladen 1961). Dort, in Düsseldorf, kam aller-

dings leichter Widerspruch auf, so von dem Kölner Historiker Schieder, der fragte: „Wird nicht das Unwägbar, das Irrationale oder Antirationale geradezu herausgefordert als eine notwendige Folge einer übersteigerten Rationalisierung, die in der Tat die Grundtendenz der modernen Industriewelt bleibt?“ (H. Schelsky, *Der Mensch in der wiss. Zivilisation*. Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes NRW. Geisteswissenschaften. Heft 96, S. 50).

- ⁴⁷ Vgl.: Sinn und Erbe der Deutschen Revolution 1848. Ansprachen bei dem Gedenktakt der Universität Münster vom 13. Mai 1949 (Schriften der Ges. z. Förd. der WWU, H. 2), Münster 1949.
- ⁴⁸ Universität Münster, S. 337f.
- ⁴⁹ P. Nellen, *Sieben Moraltheologen-Ausblicke im Atomzeitalter*, Nürnberg 1958, S. 21. – Ferner: „Es ist ernstlich zu prüfen, ob man damit nicht, ohne sich dessen bewußt zu sein oder es zu wollen, in die gefährliche Nähe jener verzweifelt-trotzigen, total heidnischen Haltung gerät: ‚Lieber tot als Sklave.‘“ (A. a. O.).
- ⁵⁰ E.-W. Böckenförde, *Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933*, in: *Hochland* 53 (1961), S. 215–239. – Als kritische Reaktion erschien darauf: H. Buchheim, *Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933*. Eine Auseinandersetzung mit E.-W. Böckenförde, in: *Hochland* 54 (1961/62). Böckenförde unterstrich erneut seine Thesen: E.-W. Böckenförde, *Der deutsche Katholizismus 1933*. Stellungnahme zu einer Diskussion, in: *Hochland* 54 (1961/62). – Zu dem intellektuellen Klima des deutschen Katholizismus Anfang der sechziger Jahre die Streitschrift von Carl Amery: *Die Kapitulation. Oder: Deutscher Katholizismus heute*. Nachwort von Heinrich Böll (rowohlt Tb), Reinbeck 1963.
- ⁵¹ Vgl. *Les grandes lignes de l'évolution de l'économie, de la société, de la pensée et des arts, des sciences et des techniques du monde*, in: *Le monde depuis 1945* (Peuples et civilisations. Histoire générale hg. M. Crouzet), Bd. 12 (I), S. 15–418.
- ⁵² Die Umwandlung der Pädagogischen (anfangs konfessionellen) Hochschulen in wissenschaftliche Hochschulen ist gelegentlich auch skeptisch beurteilt worden. So urteilte Josef Pieper: „Mir selbst ist, der zweifellos sinistren Terminologie zum Trotz, die auf solche Weise einigermaßen verbürgte Homogenität im Lehrerkollegium wie unter den Studenten niemals als Einschränkung der Freiheit oder ‚geistigen Weite‘ erschienen, eher schon als besondere Chance der Realisierung wirklicher Menschenbildung. . . . Jene Chance freilich, das gehört zu ihrem Begriff, kann sowohl genutzt wie auch vertan werden. Und dies letztere ist, fürchte ich, in der Tat geschehen. Jedenfalls ist es ein nachdenklich mahnendes, tief problematisches Faktum, daß unter der Losung ‚Verwissenschaftlichung der Lehrerbildung‘ an die Stelle der deklarierten weltanschaulichen Fundierung eine weit weniger zutage liegende Anfälligkeit für Ideologien

- jeglicher Art getreten ist.“ Pieper, *Noch nicht aller Tage Abend II*, S. 141.
- ⁵³ Gordon Craig bemerkt in seiner Rezension über McClelland („State, Society and University in Germany 1700–1914“) am 7. November 1980 in „Times Literary Supplement“ über die Wirkung dieser „Rebellion“: „It was not until the student rebellion of the period 1967–1975 that the ‚Ordinarienuniversität‘ was subjected to major assault and crumbled before the attack.“ – Dieser Aussage wurde jedoch in Leserbriefen widersprochen.
- ⁵⁴ Westfälische Nachrichten v. 19. 4. 1980.
- ^{54a} M. Berief, P. Schladoth, R. Waltermann (Hg.), *Verkündigen aus Leidenschaft. Dank an Hans Werners – zum 70. Geburtstag –*, Münster 1984.
- ⁵⁵ Behnke, S. 275.
- ⁵⁶ McClelland, S. 74.
- ⁵⁷ A. Mayr, *Der studentische Einzugsbereich der Universität Münster in Vergangenheit und Gegenwart*, in: *Universität Münster*, S. 223.
- ⁵⁸ Mayr, in: *Universität Münster*, S. 221.
- ⁵⁹ Vgl. Mayr, *Der studentische Einzugsbereich*, S. 227– „Interessanter erscheinen die Pendlerquoten (1979), die nicht auf die Gesamtzahl der WWU-Studenten, sondern auf die Zahl der Studenten bezogen ist, die aus dem jeweiligen Kreis in Münster studieren . . . Danach pendelten zur Universität Münster aus dem Kreis Coesfeld mit 86,6% der in Münster Immatrikulierten mit Abstand die meisten Studenten, gefolgt vom Kreis Warendorf (58,8%), der Stadt Hamm (49,2%), der Stadt Osnabrück (30,1%), dem Kreis Steinfurt (44,9%) und der Stadt Dortmund (40,1%). Werte von 30–40% Pendlern entfielen im Norden und Osten auf die Kreise Emsland (35,1%), Osnabrück (30,1%) und Bielefeld (32,1%), im Süden und Südwesten auf die Kreise Unna (39,4%), Recklinghausen (34,1%), sowie die Städte Herne (31,3%), Bochum (30,8%) und Köln (33,4%).“ – Die zunächst überraschend hohen Pendlerzahlen sind darauf zurückzuführen, daß die Zeit für die Anfahrt aus den genannten Herkunftsorten und -kreisen, bedingt durch die modernen Verkehrsmittel, selten über einer Stunde liegt.
- ⁶⁰ Studierende der WWU im WS 1984/85, in: *Personal- und Vorlesungsverzeichnis SS 1985*, S. 734.
- ⁶¹ Gordon A. Craig, *Der Historiker und sein Publikum* (Rede am 7. November 1981 im Festsaal des Rathauses zu Münster), hg. Presseamt der Stadt Münster. S. 56 f.

Namenverzeichnis

- Adenauer, Konrad 239
Agricola, Rudolf 13
Ahaus, Heinrich 39
Aland, Kurt 220
Amelunxen, Rudolf 211 f.
Apfelstädt, Max 145
Aquin, Thomas von 127, 138, 142
Arnold, Karl 216
Aschendorff 66
Augustinus, Aurelius 198 f.
- Baader 224
Barth, Karl 174 f, 199
Bebel, August 140
Becker, Carl Heinrich 168 ff.
Beckmann, Franz 222
Behne, Heinrich 174, 179, 182,
186 f., 192, 195, 201, 204, 206 ff.,
210, 215, 217, 231, 234, 239 f.
Below, Georg von 123
Bergson, Henri 230
Bethmann-Hollweg, Theobald von
147
Beukenberg, Wilhelm 148 f., 177
Beyer, Curt 191, 200
Beyerle, Konrad 153
Bismarck, Otto von 114
Bisping, Franz 153
Bloch, Ernst 230
Blücher, Gebhard Leberecht von
77
Böckenförde, Ernst-Wolfgang 228,
244
Böll, Heinrich 231
Bosch, Carl 203
Branting, Hjalmar 157
Braun, Otto 181
- Brecht, Bertold 218
Brinkmann, Bernhard 112 ff.
Brüning, Heinrich 175, 183
Bucer, Martin 28
Bugenhagen, Johannes 26
Burenus, Arnold 32, 48
Burke, Edmund 86, 88
Buschius, Hermann 29, 30, 46 f.
- Capito, Wolfgang 26
Cappenberg, Adolf 110
Cassirer, Ernst 230
Chadwick, C.A.H. 213
Chigi, Fabio 34, 49
Cicero 38, 163
Claudius, Matthias 56, 69
Clemens XIV. 54
Cochläus, Johannes 13, 39
Conze, Werner 219
Coppentrath 66, 224
Craig, Gordon A. 238, 245
Croce, Benedetto 230
- Daenell, Ernst 145, 158
Darwin, Charles 120
Delbrück, Clemens von 153
Deventer, Johannes von 26
Diderot, Denis 55
Dilthey, Wilhelm 121
Dingelstadt, Hermann 137
Döllinger, Ignaz 110
Dohm, Christian Wilhelm 76
Domagk, Gerhard 174, 182, 192 f.
Droste-Hülshoff, Annette von 93,
99
Droste-Vischering, Clemens Au-
gust von 76, 78, 81 ff.
Düringer, Albert 153

- Ebert, Friedrich 157, 179
 Ehmke, Horst 167
 Engels, Friedrich 118
 Erasmus von Rotterdam 13, 25, 29,
 30, 39, 47
 Erhard, Ludwig 218
 Erler, Georg 135ff.
 Erzberger, Matthias 128, 160, 197

 Falk, Adalbert 111
 Fichte, Johann Gottlieb 90f.
 Ficker, Ludwig 114
 Fischer, Fritz 228
 Fisher, John 30
 Freiligrath, Ferdinand 105
 Freund, Hermann 167
 Freytag, Gustav 121
 Friedrich der Große 50, 53
 Friedrich Wilhelm III. 105
 Fürstenberg, Franz von 50, 52f.,
 55f., 58, 63ff., 68, 72ff., 131, 234

 Galen, Christoph Bernhard von 34,
 62, 68, 75
 Galen, Clemens August von 189,
 200, 205 208, 210f., 213, 238f.
 Gallitzin, Amalie von 61, 67ff., 72,
 74
 Gayl, Georg von 148
 Georg III. 52
 Gibbon, Edward 86
 Goebbels, Joseph 200
 Görres, Joseph von 106
 Goes, Damian von 30
 Goethe, Johann Wolfgang von 54,
 69, 70f., 74, 81
 Gollwitzer, Heinz 219, 242
 Grass, Günter 49
 Grauert, W.H. 103
 Gresbeck, Heinrich 45
 Grimme, Adolf 196
 Gronowski, Johannes 161
 Grundmann, Herbert 219, 222, 242
 Guardini, Romano 174

 Haenisch, Konrad 167
 Hagemann, Georg 125
 Hagemann, Walter 226
 Hagemeister, Karl von 114
 Haindorf, Alexander 85
 Hamelmann, Hermann 28, 33
 Hardy, Thomas 121
 Hardenberg, Friedrich von 69
 Harnack, Adolf von 168, 224
 Hefele, Karl Josef von 110
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 91
 Hegius, Alexander 13, 14, 39
 Heidegger, Martin 199, 230
 Heine, Heinrich 89, 98, 102
 Henßler, Fritz 216
 Heresbach, Conrad 30
 Herodot 166
 Hertling, Georg von 73, 100, 115,
 139
 Heydrich, Reinhard 166
 Hindenburg, Paul von 164, 202
 Hitler, Adolf 176, 209
 Hittorf, Johann Wilhelm 110f.,
 113ff.
 Hitze, Franz 126ff., 140, 153, 156
 Höffner, Joseph 218f.
 Hölderlin, Friedrich 199
 Hoffmann, Christoph Ludwig 53
 Hoffmann, Otto 53, 146, 148f.,
 160
 Hohoff, Wilhelm 140
 Holthoff, Fritz 230
 Holtmann, Johann 29
 Hosius, August 113, 122
 Hüffer, Hermann 96ff.
 Hugenberg, Alfred 148f., 176
 Humboldt, Wilhelm von 91
 Hume, David 55
 Husserl, Edmund 230
 Hutten, Ulrich von 29

 Isay, Ernst 167

 James, Henry 121

- Jaspers, Karl 199, 230
 Jostes, Franz 104
- Kahl, Wilhelm 153
 Kant, Immanuel 93
 Kappen, Hermann Josef 114
 Karsch, Anton 113, 122
 Katerkamp, Theodor 61, 72, 85 ff.,
 97, 98
 Keller, Wolfgang 148, 184
 Kemmner, Timann 18
 Kerksenbrock, Hermann 18-24, 41 ff.
 Ketteler, Wilhelm Emmanuel von
 110
 Kirdorf, Emil 148 f.
 Kleist, Heinrich von 199
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 55
 Kluckhohn, Paul 158
 Knipperdolling, Bernhard 27
 Koch-Weser, Erich 153
 Koerdinck 66
 Kolbow, Karl-Friedrich 191
 Kolde, Dietrich 39
 Krabbe, C.F. 59
 Kratzer, Adolf 174, 215
 Krückmann, Paul 148
 Kühlwetter, Friedrich von 111
- Landois, Hermann 122
 Langen, Rudolf von 15, 40
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 34, 36
 Leiden, Jan van 28
 Leo XIII. 114
 Lenartz, Emil 240
 Lessing, Gotthold Ephraim 55
 Lichtenstein, Leon 167
 Lipper, Wilhelm Ferdinand 51
 Locke, John 55
 Lorenz, Konrad 218
 Lortz, Joseph 190, 195, 240
 Lübke, Hermann 226
 Luther, Martin 15, 27, 195, 220
- Marcuse, Herbert 230
 Maria Theresia 50, 53
- Marx, Karl 92, 99, 118, 120, 139
 Mausbach, Joseph 14, 126, 137 f.,
 142 ff., 153 ff., 167, 177, 181
 Max, Franz von Habsburg 75
 Maxwell, James Clerk 115, 120
 McCarthy, Mary 231
 Meerfeld, Jean 153
 Meister, Aloys 139, 145, 147, 177
 Meinardus, Wilhelm 148
 Melanchthon, Philipp 27, 32, 48
 Metzger, Wolfgang 217, 241 f.
 Meyer, Alfred 201
 Mikat, Paul 230
 Möser, Justus 38
 Montesquieu, Charles de 55
 Morlage, Heinrich 18
 Mormann, Friedrich 14
 Morus, Thomas 30 f.
 Mounier, Emmanuel 230
 Mülle, Tilmann 44
 Müller-Armack, Alfred 218, 242
 Müller-Wille, Wilhelm 218, 242
 Müntzer, Thomas 28, 30
 Münzer, Friedrich 163 ff.
 Murdoch, Iris 231
 Murmellius, Johannes 15, 18, 40 f.
- Naendrup, Heinrich 152
 Napoleon 122, 198
 Naumann, Friedrich 153
 Nellen, Peter 227, 244
 Newman, John Henry 116
 Niebuhr, Barthold 103
 Niemöller, Martin 152
 Nietzsche, Friedrich 120
 Novalis 199
- Oates, Joyce Carol 231
 Obertüschen 224
 Oer, Bernhard von 31
 Ossietzky, Carl von 113
 Overberg, Bernhard 56-61, 72
- Papen, Franz von 176, 184
 Paulsen, Friedrich 134, 141

- Pascher, Josef 208 f., 240
 Perrenon 66
 Piaget, Jean 230, 242
 Pieper, Josef 182, 205, 217, 220,
 231, 242 f., 244
 Pius IX. 114
 Pius XI. 191
 Pius XII. 211
 Plenge, Johannes 146 f., 152, 167,
 177
 Poe, Edgar Allan 173
 Poertgen 224
 Pope, Alexander 36
 Preuß, Hugo 156
 Preysing, Konrad von 191

 Quarck, Max 153

 Raesfeldt, Lambert 33
 Ranke, Leopold von 38, 91
 Ratzinger, Joseph 219
 Rau, Johannes 230
 Raumer, Kurt von 243
 Regensburg 224
 Rensch, Bernhard 218, 242
 Ritter, Joachim 219
 Rivius, Johannes 44
 Rolevinck, Werner 11 ff., 24, 38,
 61, 237
 Rosenberg, Alfred 190
 Rosenfeld, Ernst 148
 Rospatt, Johann Josef 113
 Rothmann, Bernhard 19, 25-30,
 45 ff., 61
 Rust, Bernhard 184 f.

 Salm-Horstmar, Otto von 130
 Sartre, Jean Paul 218
 Scheler, Max 14; IX, 1 230
 Schelsky, Helmut 137, 142, 223,
 232
 Schiller, Friedrich von 53, 90
 Schlaun, Johann Conrad 51

 Schleiermacher, Friedrich Daniel
 Ernst 91
 Schlüter, Christoph Bernhard 93
 Schmaus, Michael 240
 Schmedding, Johann Heinrich 85
 Schmid, Carlo 175 f.
 Schmidlin, Josef 193, 206
 Schmidt, F. W. 186
 Scholz, Heinrich 174
 Schreiber, Georg 126, 156 f., 178,
 194, 208, 210 ff., 239
 Schücking, Levin 105
 Schumacher, Kurt 167, 181
 Schwarten, Jacob 39
 Schwenckfeld, Caspar von 26
 Severing, Carl 210
 Sibutius, Georg 15
 Siemer, Laurentius 158
 Smith, E. Hakewell 212
 Snow, C. P. 231
 Solms-Laubach, Friedrich-Chri-
 stian von 83
 Spahn, Peter 153
 Spannagel, Karl 145
 Speer, Albert 202 f., 209
 Spiegel, Ferdinand August von 76,
 78, 80 ff., 95
 Sprickmann, Anton Matthias 100
 Stählin, Wilhelm 175, 186, 190
 Staël, Germaine de 90
 Stefasberg 167
 Stein, Karl Freiherr vom und zum
 77, 79 f., 95
 Sterne, Lawrence 71
 Stinnes, Hugo 148
 Stöckle, Albert 94
 Storck, Wilhelm 103
 Stolberg, Friedrich Leopold von
 69, 86
 Strugger, Siegfried 218
 Sturm, Adelheid 115, 117
 Süvern, Johann Wilhelm 59

 Tacitus 166

Tegeder, Bernhard 17
 Teusch, Christine 217
 Theissing 66, 86
 Thiele 224
 Trautenberg, Nepomucena von 63
 Trier, Jost 195, 222

 Veghe, Johannes 14, 17
 Vincke, Ludwig von 84f.
 Vögler, Albert 150, 160f., 178,
 180f., 184, 194, 202f.
 Volk, Hermann 219, 242
 Voltaire 36f.
 Vrye, Anton 14

 Waldeck, Franz von 31f.
 Walser, Martin 224

 Weber, Friedrich 121, 139
 Weber, Max 137, 140f., 162f., 187
 Werners, Hans 245
 Wecklein, Michael 93
 Wibbelt, Augustin 123ff.
 Wiek, Johannes von 29
 Wiese, Benno von 221, 231, 243
 Wilcken, Ulrich 166
 Wilhelm I. 107
 Wilhelm II. 119, 140
 Wilson, Angus 231
 Wilson, Woodrow 147
 Wolff, Christian von 36
 Wust, Peter 196ff., 207, 227

 Zuhorn, Karl 189, 210ff., 239
 Zwingli, Ulrich 28

Bildungsgeschichte Westfalens 1474-1780 ·
Katholische Aufklärung, Franz von Für-
stenberg und der „Kreis von Münster“
1780-1803 · Auflösung des Fürstthums,
Streit, Preußen 1803-1818 · Naturwissen-
schaft, Fortschritt, Säkularisierung 1818
bis 1880 · Bürgertum, Nation, Wohlstand
1880-1914 · Die Entstehung der modernen
Universität 1914-1933 · Unter dem Natio-
nalsozialismus 1933-1945 · Seit 1945